

150.
BIBLIOTHEK DES VEREINES
FÜR ÖSTERREICHISCHE VOLKSKUNDE.

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.



Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Dr. Michael Haberlandt.

XI. Jahrgang 1905.

Mit 135 Textabbildungen und 5 Figurentafeln.



WIEN.

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.
Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsverzeichnis des XI. Jahrganges.

	Seite
Inhaltsverzeichnis	III
Verzeichnis der Abbildungen	V

I. Abhandlungen und größere Mitteilungen.

J. Friedrich Lentner: Über Volkstracht im Gebirge. (Mit 4 Textabbildungen.)	1, 145
Dr. Ivan Franko: Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland. (Mit 84 Abbildungen im Text und auf Tafel III—V.)	17, 98
Dr. M. Haberlandt: Über Raufwerkzeuge der Innviertler Bauernburschen. (Mit 25 Abbildungen im Text und auf Tafel I—II.)	81
J. Blau: Vom Brisiltabak und seiner Bedeutung im Volksleben der Böhmerwald- gegend um Neuern. (Mit 1 Notenbeispiel.)	85
Dr. G. Polivka: Eine alte Schulanekdote und ähnliche Volksgeschichten	158
Alois John: Volkstümliches im „Freischütz“	165

II. Kleine Mitteilungen.

Edwin Zellweker: Klosterneuburger Dreikönigspiel. (Mit 4 Notenbeispielen.) .	32
Robert Eder: Mittelalterliche Gefäße aus Mödling	35
Alois John: Nochmals egerländisch <i>lei(n)</i>	35
Josef Freih. v. Doblhoff: Zur Tatzelwurmsage	37
Anfragen	37
K. A. Romstorfer: Leichenbretter in Saalfelden	116
Josef Schramek: Das typische Bauernhaus im Böhmerwalde. (Mit 1 Textabbildung.)	119
Marie Bayer-Schwejda: Sprichwörter im Böhmerwald	121
Prov. Dr. L. Karl Moser: Die Johannis- und Sonnwendfeier bei den Slowenen (Kres ali Ivanje)	122
Elias Weslowski: Osterbräuche bei den Rumänen in den Karpathen der Bukowina. (Mit 3 Textabbildungen.)	125
Fürst Karl Auersperg: Über die „Les“	128
E. K. Blümmel: Zwei Weihnachtslieder aus Tirol	179
Edwin Zellweker: Zum Klosterneuburger Dreikönigsspiel	180
Edwin Zellweker: Dorothea-Singen	181
Edwin Zellweker: Zum Stephan-Singen	182
Franz Andreß: Aus dem südböhmischen Volksleben	183
Robert Eder: Volkstümliche Überlieferungen aus Nordböhmen. (Mit 2 Text- abbildungen.)	186
Josef Blau: Allerlei Glaube und Gesage aus dem Angeltale	188
Dr. M. Haberlandt: Raufringe im Salzburgischen	194
K. A. Romstorfer: Leichenbretter	194
Dr. Albert Hellwig: Umfrage über kriminellen Aberglauben	195

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

1. Das „Todaustreiben“ S. 38. — 2. Deutsch-mährische Sitten und Gebräuche S. 38. — 3. Volkstümlicher Festführer durch den Jahresring der Zeiten S. 38. — 4. „Pauernball“ in Bautsch S. 39. — 5. Trachtenfest „Ein Ausflug ins Theßtal“ in Mähr.-Schönberg S. 39. — 6. Schönhengster Volksfest S. 39. — 7. Heimatskunde von Mistek und Umgebung S. 39. — 8. Aus dem Kuhländchen (II. Chronologischer Jahresbericht) S. 40. — 9. Das Mödlinger Museum. (Robert Eder.) S. 41. — 10. Ausstellung von Spitzen und Weißstickereien hausindustrieller Erzeugung aus Österreich S. 129. — 11. Verein zur Förderung der Spitzen- und Hausindustrie in Dalmatien S. 130. — 12. Museum Carolino-Augusteum in Salzburg 1904 S. 130. — 13. Aus dem städtischen Museum in Freiwaldau S. 131. — 14. Prof. Dr. Alois Riegl † S. 132. — 15. Ausstellung österreichischer Hausindustrie und Volkskunst im k. k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie S. 195. — 16. Musealverein für Waidhofen a. d. Ybbs und Umgebung S. 196. — 17. Vorführung von Volksspielen und volkskundliche Schaulustellungen in Salzburg S. 196. — 18. Das Krahuletz-Museum in Eggenburg S. 197. — 19. Direktor Dr. Alexander Petter † S. 198. — 20. Professor P. A. Paudler † S. 199.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen.

	Seite
1. Franz Ärens: Das Tiroler Volk in seinen Weistümern. (Dr. M. Haberlandt.)	42
2. Kunst auf dem Lande. (Dr. M. Haberlandt.)	43
3. Wydawnictwo polskie tow. sztuki stosowanej. Materiały. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für polnische Kunst. Materialien) Mit 2 Textabbildungen. (Dr. M. Haberlandt.)	44
4. Geschichte der deutschböhmisches Ansiedlungen im Banat. (Josef Blau.)	45
5. Kroatische Bauformen. (Anton Dachler.)	46
6. Národní báňorky a pověsti od Boženy Němcové. Otiskal V. Tille. (Volksmärchen und Sagen von Božena Němcová. Abgedruckt von V. Tille.) (Prof. Dr. G. Polivka.)	47
7. Ludwig Puszet: Studien über den polnischen Holzbau. I. Das Bauernhaus. (Anton Dachler.)	49
8. Die neuesten Arbeiten über das slowenische Bauernhaus. Angezeigt von Dr. Ivan Merhar. (Mit 6 Textabbildungen.)	51
9. Hugo Schuchardt an Adolf Mussafia. (Mit 4 Textabbildungen.) (Dr. M. Haberlandt.)	132
10. Der politische Bezirk Mährisch-Trübau. (—a—)	134
11. Mitteilungen zur Volkskunde des Schönhengster Landes	134
12. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina. (Dr. M. Haberlandt.)	134
13. Dr. G. Polivka: „Pohádkoslovné studie“ (Märchenwissenschaftliche Studien).—b—	135
14. Řada pohádek a pověstí, nasbíraných v Líšni u Brna na Moravě. (Eine Reihe von Märchen und Sagen, gesammelt in Lösch bei Brünn in Mähren.) (Prof. Dr. G. Polivka.)	136
15. Ubiory ludu polskiego. (Polnische Volkstrachten.) (Ludwig Mlyněk.)	138
16. Kroatische Bauformen	141
17. Josef Bacher: Die deutsche Sprachinsel Lusern. (V. Hintner.)	199
18. L. v. Benesch: Das Beleuchtungswesen vom Mittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. (Dr. M. Haberlandt.)	200
19. Dušan Jurkovič: Slowakische Volksarbeiten. (Mit 4 Textabbildungen.) (Dr. M. Haberlandt.)	201
20. Georg Schmidt: Mieser Kräuter- und Arzneienbuch. (Dr. M. Höfler.)	202

	Seite
21. Ferdinand v. Andrian: Die Altaussee. (A. Dachler)	203
22. Materialien. Veröffentlicht von der Gesellschaft für polnische angewandte Kunst, 6. Heft. (A. Dachler.)	204
23. Karl Adrian: Salzburger Volksschauspiele, Aufzüge und Tänze. (H. Thg.) . .	205

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für öster- reichische Volkskunde.

Jahresbericht für 1904, erstattet vom Präsidenten Grafen Johann Harrach	57
Verwaltungsbericht für 1904 des Museums, erstattet vom Museumsdirektor Dr. M. Haberlandt	59
Kassabericht für 1904, erstattet vom Kassier Julius Thirring	62
Vereinsleitung	63
Verzeichnis der Stifter und Mitglieder	64
Tauschverkehr und Widmungsexemplare	75
Beschaffung von Modellen der Bauernhaustypen Österreichs. (Ein Aufruf der Museumsdirektion.)	76
Museum	80, 143, 206
Verein	142, 206

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Fig. 1. Tiroler Trachten (Landleute aus der Gegend von St. Johann), nach einem alten Farbendruck von Transquillo Mollo, Wien	2
Fig. 2. Tiroler Trachten (Bauersleute aus Hall, Sarntal und Lechtal), nach einem alten Farbendruck von Transquillo Mollo, Wien	3
Fig. 3. Gerüst einer Heuberge der Bojken	24
Fig. 4. Das Aufhängen der Heuberge am Pflock	25
Fig. 5. Vorn die halbgefüllte Heuberge, links die an Pflocken trocknenden Getreidegarben	26
Fig. 6. Grundriß der Behausung des Fedir Cmaj in Mšanec	28
Fig. 7. Die Hälfte des ursprünglichen Gebäudes, zu einem Wohnhaus umgestaltet .	28
Fig. 8. Das ursprüngliche lange Gebäude wegen Raum Mangels rechtwinkelig gebrochen umgebaut	29
Fig. 9. Das Wirtschaftsgebäude vom Wohnhause abseits gebaut. Vorn der alte Ivan Suchyj	29
Fig. 10. Wohnhaus ohne Wirtschaftsgebäude	30
Fig. 11. Schematische Darstellung des Familiensitzes der Familie Pirnak	31
Fig. 12. Die Wohnstube des Ivan Suchyj	31
Fig. 13—14. Zierhenkel von Milchgefäßen („czerpak“) der Goralen in Ostschlesien . .	44
Fig. 15. Oberkrainer Hütte (kočna)	52
Fig. 16. Harfen (kozolec) zum Heutrocknen, Krain	53
Fig. 17. Slowenisches Wohnhaus, Krain	53
Fig. 18. Slowenisches Wohnhaus mit Obergeschoß	54
Fig. 19. Slowenische Holzhütte, Krain	55
Fig. 20. Scheunen und Harfe, Krain	56
Fig. 21—23. Schlagringe mit Bildnis des heiligen Anton aus Oberösterreich	83
Fig. 24. Schlagring mit Zackenrand, Oberösterreich	83
Fig. 46. Männlicher Typus aus Mšanec	98
Fig. 47. Weiblicher Typus aus Mšanec	99
Fig. 48. Männliches Kostüm aus Dydiova	103
Fig. 49. Weibliches Kostüm (eheliche Frau) aus Dydiova	103
Fig. 50—55. Hemdknöpfe aus Mšanec	104
Fig. 56. Männliches Hemd aus Lavočne, auf dem Rücken gefaltet und vorgebunden	105
Fig. 104. Ohrgehänge aus Lavočne	108
Fig. 105—107. Ringe aus Mšanec	108
Fig. 117—119. Fischereigeräte aus Mšanec und Dydiova	112
Fig. 120. Scheuer und Schupfen des Schmalzelhauses am Fahrenberg	119
Fig. 121—123. Gefärbte Ostereier der Rumänen in der Bukowina	126
Fig. 124. Haspel aus Monfalcone	132
Fig. 125. Garndreher der Goralen	132
Fig. 126. Haspel der Goralen	133
Fig. 127. Gabelhaspel aus der Umgebung von Ragusa	133
Fig. 128—129. Tiroler Trachten	147, 149
Fig. 130. Kretscham zu Heinersdorf	186
Fig. 131. Wohnhaus in der Friedländer Gegend	187
Fig. 132—134. Erbrichterei in Groß-Karlowic	201—202
Fig. 135. Slowakischer Türvorbau	202

Verzeichnis der Tafeln.

- Tafel I. Raufwerkzeuge aus dem Innviertel:
Fig. 25—30. Typus I; Totschläger.
Fig. 31—34. Typus II; Faustwehren.
- Tafel II. Fig. 35—41. Typus III: Werkzeuge.
Fig. 42—44. Typus IV: Nasenschlitzer.
Fig. 45. Stemmeisen.
- Tafel III. Fig. 57—86. Stickereimuster von weiblichen Ärmelbesätzen aus Mšanec und Lutovyska.
- Tafel IV. Fig. 87—103. Leinwanddruckmuster aus Lutovyska.
- Tafel V. Fig. 108—116. *a*) Pfeifenschober aus Mšanec, *b*) Schnalle zum Riemengürtel, *c—h*) Halskreuze für Weiber aus Mšanec, *i*) Perlenhalsband aus Lavočne.
-

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Über Volkstracht im Gebirge.*)

Von J. Friedrich Lentner.

(Mit 2 Textabbildungen.)

Was in den Ebenen längst verschwemmt und überflutet worden, bewahren uns die Berge. Wie für alte Sprache, altes Recht und ähnliches vielfach die lebenden Belege dort zur Hand sind, so auch für die ernstere vergleichende Betrachtung der Volkstracht, besonders in ihren Beziehungen zur Geschichte und Volkskunde. —

Als »Gebirg« wollte ich jenes Stück der deutschen Alpen gemeint wissen, das ehemals mit einem gewissen Nachdruck am Worte so hieß, das »Land im Gebirg« freilich hinab bis da, wo es »Land an der Etsch« heißt, also so ziemlich das heutige deutsche Tirol. Trotz der Schlagbäume habe ich meine tüchtigsten Waren auch vom bayrischen Oberland herzugetragen und vielfach ins Schwabenland, ins Vorarlberg hinübergegriffen, um da und dort zu ergänzen und zu vergleichen. Meine reichhaltigsten Fundgruben sind die Seitentäler, wo viel Ehrwürdiges und Schönes vom Großvater her dem Enkel noch bequem sitzt; am eifrigsten stöberte ich da in Schränken und Kasten, wo ich noch Vollständiges vom Hut bis zum Schuh nicht allein des Sonntags, sondern auch am Werktag an den Leuten vorfand. Dazu mögen das Burggrafenamt — die Landschaft um Meran — mit seinen Anhängseln im Passeier- und Sarntal, die Taläste am Eisack, einzelne Winkel in Oberbayern, rauhe Hintertäler, wie Dux, Alpach und dergleichen, und wildfremde Hochgegenden im Vorarlberg gerechnet werden. —

*) Das Manuskript zu diesem Aufsatz wurde der Redaktion durch freundliche Vermittlung des Herrn Heinrich Heß, Redakteur der Zeitschrift und der Mitt. des D. u. Ö. B. V., von Herrn Regierungsrat Dr. L. v. Hörmann in Innsbruck, der es seinerseits wieder von Herrn Universitätsprofessor Dr. J. v. Zingerle erhielt, zur Verfügung gestellt. Sein Verfasser J. Friedrich Lentner (1814 bis 1852) ist als Tiroler Volksschilderer und Novellist rühmlichst tätig gewesen. (Vergl. Deutsche Biographie XVIII und das Vorwort von Dr. L. Steub zu F. Lentners Novellen, Stuttgart 1895.) Vorstehender die Trachten Tirols, Vorarlbergs und Oberbayerns vergleichend zusammenfassender Aufsatz hat, obwohl durch die Trachtengeschichte in einigen Punkten überholt, auch noch heute hohen Wert, weshalb derselbe an dieser Stelle, wenn auch sehr verspätet, zum Abdruck gelangt.

Die Red.

Die grüne Gegenwart wird ohne Mühe die Beweismittel darbieten, auch für ein Jahrhundert rückwärts getraue ich mir Gut-erhaltenes in natura zu stellen, seit ich zu Böldmen unfern Mittelberg im unteren Walsertale beim alten Daniel Müller, einem Bauer von echtem Schrot und Korn, die Hochzeitsschuhe seines Urgroßvaters vom Jahre 1696 nagelneu vorfand; immerhin gebe ich indessen zu, daß schon für die genannte Zeit, noch mehr aber für darüber hinaus die Belege karg werden, wenn nicht, wie schon gesagt, die Tracht von heute auch als Beweis rückwirkend zu Hilfe wäre und uns ihren Ursprung ermitteln hilft. Wir haben vorerst zu erfahren, wo die Bauern ihre Tracht geborgt haben, als sie die ältere, mit ihnen gleichsam verwachsene ganz oder teilweise änderten, und darüber



Fig 1. Tiroler Trachten (Landleute aus der Gegend von St. Johann).
Nach einem alten Farbendruck von Transquillo Mollo, Wien.

gibt uns jede Bilderchronik wie jeder Ahnensaal in einem alten Schlosse befriedigende Auskunft. Die vor Zeiten entlehnten Garderobestücke der vornehmeren Welt aber am Leichnam der Bauern gleichzeitig oder in der nächsten Folge nachzuweisen, dafür müssen wir uns begnügen mit dem wenigen, was aus diesem Stande als eigentliches Kleiderbild vorhanden ist; besonders auf Votivtafeln in Wallfahrtskirchen, Begräbnisbildern, Hausverzierungen und seltenen Porträts einzelner besonders Reicher. Schriftliche und gedruckte Dokumente, mit Ausnahme geringfügiger Andeutungen in Geschichten, Statuten, Reiseschilderungen, boten das wenigste, um vieles mehr die mündlichen Mitteilungen alter Leute, die ich vielfältig auf Treu und Glauben gebe, wie ich sie nehmen mußte.

Das aufmerksamste, eifrigste Sichten und Suchen in dem Kleiderwuste der alten und neuen Zeit führt zu der bald sich erprobenden Ansicht, daß die heutige Bauerntracht im Gebirge zum Teil ihren Ursprung habe in dem Gebrauche jener Zeit, wo im Schnitt und Fug der Unterschied zwischen dem Herrn und Grundholden kein so

auffallender war wie der heutige, größtentheils aber in der Aufnahme oder Nachahmung vornehmerer Gewandung bestehe, und dies besonders seit jener Zeit, wo die Herrenwelt aufhörte, selbst eine Tracht zu haben und nur mehr nach der Mode sich kleidete. Daher finden wir die meisten Anfänge jetzt üblicher Volksgewänder im 17. und 18. Jahrhundert; für meine Gebirgskittel möchte ich durchschnittlich die ersteren Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, natürlich mit mancherlei Zugeständnissen, in Anspruch nehmen. Für die nur allzu häufige Nachahmungssucht sprechen die vielen abwehrenden Kleiderordnungen, wie sie auch hierzulande nötig erachtet wurden, die mehrfach nicht sowohl vom moralisierenden Bekehrungseifer, als von der verletzten Standeseitelkeit diktiert wurden, welche dem



Fig. 2. Tiroler Trachten (Bauersleute aus Hall, Sarntal und Lechtal).
Nach einem alten Farbendruck von Transquillo Mollo, Wien.

gemeinen Mann einen Anteil an der neumodischen Schneiderglorie nicht gönnen wollte. Wir können es besonders bei den Nachbarn größerer Städte täglich beobachten, wie sie begierig nach den vornehmen Variationen haschen und diese teils getreu, teils mit ungeschickter oder geschickter Umgestaltung auf ihre Rösche übertragen. Nur darf man nicht immer die rasche Einwirkung der Mode erwarten, nicht ein vollständiges Umschaffen des alten Gewandes. — Man kann annehmen, daß selbst in den Stadtumgegenden der Ebenen fünf, ja oft viel mehr Jahre vorübergehen, bis etwas Modernes auch dem Landvolk tragbar erscheint, ohne damit gesagt zu haben, daß nicht einzelnes zugleich vom Bauer wie vom Ritter und Bürger erfaßt wurde, besonders in den Zeiten, wo die deutsche Tracht sich eifrigst mit fremden Lappen verunstaltete. —

In einem inneren Zusammenhang mit dieser Lebenskraft steht wohl auch der Umstand, daß den Landleuten nicht das Neue, Modenhafte als das Festliche und Würdigste an ihrer Tracht erscheint, sondern immer das, was für den gewöhnlichen Gebrauch bereits abgelegt

worden, das Altertümliche, Großväterische. Selbst da, wo die eigentliche Tracht bereits allgemeineren Formen weichen mußte, wird man bei den besonders festlichen Gelegenheiten sie sicherlich zu sehen bekommen; wo sie nur teilweise besteht, wird sie dann vollständig auftreten, und wo sie noch gang und gäbe ist, einer älteren, noch originelleren Platz machen. Schon das gewöhnliche Festgewand hält sich genauer an die überlieferten Schnitte, Farben und Zutaten; die allenfallsigen Neuerungen, deren man sich an einem Werktags- oder ordinären Sonntagskleide nicht schämt, würde man zum hohen Prunke nicht anzunehmen wagen. Am sorgfältigsten aber wird vom Kopfe bis zur Sohle alles nach der guten, ehrlichen Vatersitte zusammengefaltet oder ausgebreitet, wenn es sich darum handelt, in der bestmöglichen Würde »ehrbarig« aufzutreten an den wichtigsten Haus- und Kirchenfesten. Darum sind Hochzeiten und Prozessionen die erfreulichsten Schaugenüsse für den, der im Gewande des Volkes etwas mehr sieht, als eine gleichgiltige Mummerei. An diesen Tagen tauchen aus den Truhen und Schränken eine Menge der echten und ältesten Prachtstücke auf. Vielfach erscheint die Braut in ganz ungewöhnlichen Kleidern, wohl auch der Bräutigam mit eigenen Auszeichnungen, und ebenso wechseln sie die Kleidung bei den Verkündtagen, beim Handstreich- oder Stuhlfest, bei der Seelenmesse für die Brauteltern. Da schürzen sich die Kranzjungfern und setzen stolz das Krönlein ins eigens dazu gezopfte Haar, und in gleicher Weise putzen sich die Jungfrauen, die beim Umgange die Schwesterschaftsfahnen und die Tragaltäre mit den Marienbildern handhaben; im vollständigen Staate stolzieren auch die Buben und Männer, wenn sie mit dem Stutzen im Arme als Schützen in Reih' und Glied treten. Weil solche Gelegenheiten nicht zu häufig vorkommen, so werden die festlichen Gewänder auch in den Augen der Landleute zu Seltenheiten und vom jüngeren Geschlechte mit weit offenen Augen, nicht selten auch mit einem Lächeln angestaunt. Selbst die Trägerinnen solch ungewöhnlicher Verschönerungen sah ich häufig ihren eigenen Aufputz geschämig verlachen. Auf keinen Fall würde man es wagen, diese Festgewänder oder auch nur ihre Form zum gewöhnlichen Gebrauche anzuwenden, am Montag würde sogar häßlich heißen, was am Sonntag als wunderschön galt. Keine der Jungfrauen, die so stolz am »Blutstage« oder am Säkulum einherschritten, würde zu bewegen sein, in gleichem Anzuge den gewöhnlichen Sonntagsgottesdienst zu besuchen. »Da würd' ich wohl ausgelacht,« heißt es nicht ohne Grund. —

Wo die Abgelegenheit der Wohnsitze in unwegsamen Tälern und der hirtenhafte Zustand der Völklein, die kaum nötig haben, anderswo ihre Bedürfnisse zu suchen, den Verkehr außerhalb der Schluchten völlig aufhebt, fällt auch jeder Einfluß in letzterem Sinne weg, wenn auch nicht der unwiderstehliche alles irdischen Wechsels im großen. Hier sind die Stellen, wo wir versuchen wollen, Reste

einer Bauerntracht aus Zeiten zu finden, wo von einer Mode noch nicht die Rede sein kann. Die nordöstlichen Marken und innersten Felsenkammern sind es, wohin wir uns darum wenden müssen, wo mit Überwiegenheit bajuvarische Bevölkerung jetzt vorherrscht. Dort ist die urälteste Tracht noch am wenigsten zerschnitten und verformt von den Händen der späteren Zeiten.

Der Rock der Zillertaler, Duxer, Alpacher, Tegernseer, Thierseer etc. darf unbedingt als das älteste Oberkleid der Gebirgsbauern gelten, wie er wohl auch für die Zeiten des 14. und vielleicht noch früherer Jahrhunderte, stellenweise später als weitverbreitetste Tracht der niederen Stände und besonders des Bauern in Deutschland nachzuweisen sein dürfte. Es ist dies jener schlichte Kittel, der am Halse glatt ausgeschnitten, vorne offen und gerade, weit, aber ohne Falten mit einfachen Ärmeln nirgends am Leibe hart anschließt und bis über die Knie reicht, mit dem echten volkstümlichen und zugleich uralten Namen »Hemd« geheißen, später und hie und da auch »Juppe«, »Joppen«, »Blachenjuppe«. Hemd, was in vornehmer Sprache so heißt, nennen diese Bauern alle »Pfoad«, und machen sie je Gebrauch von dem Worte nach unserem Begriffe, so setzen sie ein erläuterndes Eigenschaftswort bei, etwa »leinen«, im Gegensatz zum »wollenen« oder »lodenen« Hemde nach ihrem Sinne.*)

Für die Annahme, daß das Hemd ehemals das allgemeine Oberkleid im Gebirge gewesen, spricht der erwähnte Umstand von der Fortdauer des Namens auch für gänzliche Abarten und neue Stellvertreter. In dem glatten alten Zustande finden wir es auf Bildern fast an allen Orten innerhalb unserer angegebenen Marken als in früheren Zeiten gebräuchlich, und so kommt's ja noch an einzelnen Festtagen da ans Licht, wo es gar nicht mehr üblich ist, zum Beispiel als rotes Hemd der Schützen von Wilten, der Kastelruther Hochzeitsleute, als Karmoisinhemd der Absamer und Taurer, als violblaues der Wipptaler, als grünes der Rittener etc. Bei den Walsern hat mir mein Daniel Müller, noch ein altes vorgewiesen, im Lechtal, Pfaffler- und Bregenzerwald trug man sie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges meist weißwollen. Das Hirtenhemd, so der Werdenberger Graf Rudolf im Jahre 1403 anzog, als er den Appenzellern schwur, in dem »die nackten Bauern« von Uri und Schwyz die stählernen Herren und Ritter erschlugen, war kein anderes, als das, wie wir es an unseren genannten Mannen erblicken. Und wollen wir etwas weiter draußen im Reiche nach unserem Hemde uns umsehen, so begegnen uns auch fränkische Bauern aus dem nürnbergischen Waldgebirge und aus dem Mistelgau in derselben braunen, auch

*) Hemd und Pfoad (Pfaid) sind übrigens in der älteren Sprache gleichbedeutend als Oberkleid; erst als eigentliche Leibwäsche üblicher wurde, nahm man das letztere Wort für unser heutiges Hemd (1460), was in der Volkssprache sich erhielt. (Siehe Schmellers bayrisches Wörterbuch.)

roten Juppe, als wäre sie zu Mayrhofen oder Brandenburg gemacht worden.

Daß der Kittel nicht an allen Orten und zu allen Zeiten derselbe geblieben, wird man nicht als Gegengrund ansehen für seine frühere gleichförmigere Gestalt. Anfänglich fehlte ihm aller Zierat; wohl durchwegs von Loden simpel zugeschnitten, hielt er in der Tat im Sommer kühl und im Winter warm, und in dieser Gestalt konnte er dem Kaiser Max, der ihn als »miser venator« wohl selber oft am Leibe hatte, zu dem bekannten Vergleiche dienen vom »rauchen, aber warmhaltigen Land Tirol«. In seiner Urform zeigt er sich noch in Dux, am Zillerberg, Brandenburg, im Alpacher- und Tauferertal, vielfältig im bayrischen Oberland und am untern Inn, allgemein als Sonntagskleid gebraucht, oder vereinzelt auch anderwärts von Holzknechten, Hirten und armen Leuten mit Vorliebe getragen, als Arbeitsgewand aber auch von solchen, die zum Prunk ihn verschmähen. Da ist er grob, grau oder bräunlich, von ungefärbter Wolle, schwer und ungeschlachtet; aber bildsam und allezeit brauchbar. Die ersten Spuren einer Verfeinerung findet man nahe an den Orten, wo das alte schlichte Hemd heute noch gilt, so im Zillertal und am Tegernsee. Da wird vorerst am Rücken eine sogenannte Gegenfalte gelegt, die vom Nacken abwärts eine leichte Spanne lang zusammengeñäht, dann aber offen niederhängt; zur Zierde läuft am Halse und vorn zu beiden Seiten auch eine Hand lang ein paar Finger breiter Streifen von schwarzem Samt oder Tuch nieder. Diese Art von Verzierung ist ebenso einfach, als auf den ältesten Bildern nachweisbar. Die Streifen sind an der Brust jählings schräg abgeschnitten und geben aneinandergehalten einen Spitz, neben dem breiten Streifen läuft vielfach eine Schnur, die in der Rückenmitte ein Herz oder Kleeblatt formiert und an der Ecke scharf endet. In solcher Weise sind an Gemälden altdeutscher Meister die Verbrämungen und Bortenverschlingungen zum Überfluß zu ersehen. Eine dunkelgrüne breite, in lauter kleine Falten gelegte Samtborte und schmale Litzen daneben nähete der Vöraner und der Sarner um sein braunes glattes Hemd. Wie die Besatze der Zillertaler sind die muntergrünen an der roten Schützentracht von Wiltau, an Schlierseer Kitteln; die wilden Ötztthaler heften vorne an der Brust einen solchen Streifen von schwarzem, mit weißen und farbigen Pfaufedern abgenähten Leder an, andere nähen an Hals und vorne ganz herab Bänder oder eine Schnur von verschiedener Farbe.

Die Zillertaler und die bayrischen Oberländer greifen natürlich bei ihrem zierlicheren und gefallsüchtigeren Wesen schon oft nach feinem grauen Tuche. Kragenlos ist das Hemd fast überall geblieben. Bei Miesbach, in der Thiersee und im Achentale setzte sich jedoch ein kleiner stehender an, dazu wuchsen dann an der Brust Überschlüge und an den Ärmeln Aufschläge, die, aus grünem Tuche mit

grünen Knöpfen, das graue Gewand lustig herausputzen. So gestaltet erschwang es sich zum Lieblingsgewande aller Jäger und Forstleute, besonders im Bayrischen, zur Reisetracht der Maler und fast eines jeden echten Münchners, der »ins Gebirg« läuft. Im Stubai erhielt es die Brustumschläge nebst zwei Reihen kleiner Knöpfe und den grünen Kragen zum braunen Loden, ward aber bedeutend gekürzt. Also abgeschnitten sehen wir auch die roten Hemden der Sarner und der Pensser Buben, und fast überall im tieferen Gebirge reichten sie nicht weiter als bis an die Hüften oder zum halben Leibe. Selbst die breiten Ärmelaufschläge des Rockes Ludwigs XIV. verwuchsen sich an dem »Stulp-hemad« des rauhen Wildschönauers zierlich purpurn besäumt und beknopt, während der Kittel von braunem Loden blieb und den schwarzen mittelalterlichen Halsbesatz dazu nicht ablegte; die gleiche Mißgeburt finden wir im Pongau.

Vielfach bedrängt von dem späteren Kamisol, der herrischeren Jacke und dem vornehmen Rock, hat sich das Hemd am dauerhaftesten erprobt von allen Formen bäuerischer Tracht, und wie auch die Scheren und Nadeln von etwa sechs Jahrhunderten damit in Glimpf und Unglimpf verfahren, hat es sich im Urväterschnitt und -Stoff erhalten neben den verfeinernden Beigaben der Enkel — weil es sich als tüchtig und wohlstehend dem Landmanne allezeit erwies.

Hart daneben steht an Alter und gleicher Lebensgeschichte der »Brustfleck«, das »Brusttuch«, also genannt im Gegensatze zum »Leibl«, »Leibstückl«, der fremdländischen Weste, unserem eleganten Gilet. Der Brustfleck in seiner Grundform kommt auch da vor, wo das alte Hemd in Ehren ist; wechselweise tragen ihn auch jene, die es abgelegt, hinwieder die Hemdträger das Leibl. Ich halte ihn in älterer Zeit für ebenso, ja noch weit mehr verbreitet als das Hemd. Am Halse glatt ausgeschnitten, bedeckt er die breite volle Brust und wird nach mittelalterlichem Brauche an der Seite geschlossen. Am Rücken ersetzt den ganzen Teil oft ein geringerer Stoff oder nur ein Kreuzbund (daher auch »Kreuzleibl«), vorne reicht er bis unter den Gurt, bei den Duxern und alten Tauferern hängt er halbrund geschnitten noch darunter hervor über die Hose. Diese armen, groben Gesellen schneiden ihn glattweg aus weißlicher Wolle, die Zillberger ebenso geformt aus roter, dafür nehmen die Zillertaler das feinste Scharlachtuch, violetten Seidenstoff, auch Samt und verbrämen den roten mit grünem oder schwarzem, den veilchenbraunen mit rosenroten Samt und einer goldenen breiten Spitze darunter. Grün kommt er vor »z'Oberland Bayern«, grau und grün in der Steiermark, blau mit der Goldborte die Pusterer von Lorenzen und Rodeneck, die Passeirer nehmen rot und weiß gestreiftes Leinenzeug, aus schönem hochroten Tuche muß er bei den Meranern und Vintschgauern sein, schmalgrün berändert. Also brennrot liebt man ihn fast allerorten, so trug ihn auch der Anderl Hofer, nach dem Muster wohlhabender Wirte. Seine

grüne Juppe — die vielfach angestaunte und neben der braunen seiner Talleute auch unerklärlich scheinende — ist eben auch nichts anderes als eine Nachahmung der fröhlichen sommerfrischfarbigen Hemden der Rittener Bauern, die von lustigen Schenkhaltern manchmal beliebt wurde.

Bei den biderben Walsern in Vorarlberg blieb dies anschließende Gewand lange ledern (von Hirschhaut), und die Schlitze, Reste der »zerhauenen« und »zerschnittenen« Tracht der frommen Landsknechte, scheinen daran noch spät für schön gegolten zu haben, neben roten Ärmeln. Es liegt übrigens in der Beschaffenheit und dem Zweck dieses Kleidungsstückes, daß es kaum eine andere Abänderung als etwa eine dekorative erleiden konnte.

Zum Brustfleck gehört nun auch der Gurt, die Binden, Leibbinde, Fatsch'n. Wie sie ausgesehen hat, als Hemd und Brusttuch noch derb und rauh waren, beweist uns der handbreite ungefärbte Lederriemen mit der Zinnschnalle bei unseren altväterischen Duxern und solchen Gesellen. Dann mochte sie benäht und benagelt werden, endlich recht stattlich breit, glänzend schwarz, buntgerändert; dazu gehören die künstlichen Verzierungen mit den Zinnstiften oder die mit den Pfaufedern. Ganz gleich war sie auch bei den Walsern und alemannischen Talleuten üblich, wo ich alt abgelegte noch vorfand. Die Blumen, Hirsche, Gemen und die ganze Gurtenornamentik hat in ihrer Zeichnung übrigens so viel Naives, Primitives, daß man Rokoko-einflüsse kaum bemerkt und viel lieber gut deutsche, ältere Muster annehmen möchte. Vom gebirgischen Kostüm wurde die breite Leibbinde, die so bildsam die Lenden drückt, nur da abgeschnallt und beseitigt, wo die kurze Modeweste sich Herrschaft erwarb und die bürgerliche Manchester-Kurzhose oder gar die lange nach sich zog.

Die Binde gilt noch immer als ein den Besitzer besonders ehrendes Prunkstück, daher die Namenschriften darauf, die Sprüche, Jahreszahlen etc. Ausnahmsweise, sicher als romanische Nachahmung erscheinen purpurne Binden, wie die rote Fatsche der alten Imster Vogeltrager und die grüne der Leutascher und Pitztaler, wie sie ja auch der Katalonier an seiner Faux trägt.

Ihren ursprünglichen Zweck, die Beinkleider festzuhalten, erfüllt die Binde wohl selbst da nicht mehr, wo der Hosenträger, wie im Zillertale, Dux u. s. w., nicht sichtbar wird, dagegen dient sie im Etschland und sonst, um den Raum zwischen dem Brustfleck und der sehr kurz nach oben reichenden Hose zu bedecken, wo trotzdem noch immer etwas vom (hochdeutschen) Hemd durchblicken kann. Die Hosenträger — besonders der grüne als tirolisches Charakteristikum betrachtet — kommen mit der älteren Tracht »im Hemd« selten zusammen, im Bayrischen und Kufsteinschen am öftesten. Sie gehören auch einer späteren Zeit an. Die Hose in ihrer ältesten

Beschaffenheit in der Gebirgstracht nachzuweisen, macht am meisten Schwierigkeiten. Man wird wohl auch die allgemein üblichen, das ganze Bein bedeckenden Hosen aus Wolle oder Linnen suchen dürfen, doch möchte in den freien Bergen die Liebe zum Praktischen und Bequemen viel früher und kecker Strumpf und Beinkleid mit einem Schnitte gelöst haben, als es die Mode in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts nur sehr zaghaft tat, nachdem sie nebenbei noch lange nur mit einer Teilungsandeutung durch Kniebänder, Schleifen und Rosen sich abfand und erst unter Ludwig XIV. das enge Beinkleid definitiv also operiert ward. Könnte nicht einmal eine in den Niederungen der Gesellschaft gewachsene Sitte Gnade gefunden haben vor den Augen der von oben Herabblickenden? Für die Periode der wahrhaften Hirtenhemden und Brusttücher mag, ja kann man kaum Modeeinflüsse gelten lassen, und doch zwingt der Beruf und die Lage ihrer Träger als stete Bergsteiger, die durch nichts beengt sein konnten, anzunehmen, daß der Gebirgsbauer längst das Knie frei trug, ehe der in der Ebene ziemlich zwecklos sein Beinkleid darunter teilte. Es finden sich auch sehr alte Belege für die »Gsäßhosen« und die »Beinhösl«, deren erstere von den Hüften bis obers Knie, letztere aber vom Kniebug bis an die Knöchel reichen. Die Gesäßhosen mögen vorerst, ehe die Pluderhosen aufkamen, aus Loden oder Linnen ziemlich weit und kurz, ja nicht am Beine geschlossen gewesen sein, wie sie um Schlier- und Tegernsee in den bayerischen Marktälern u. s. w. noch heute vorkommen. Lederhosen erscheinen lange als Luxustracht und sind es noch in manchen Tälern, ihre verbreitetere Einführung geht nicht über die letzten Fünfzigerjahre des 17. Jahrhunderts zurück. Sie heißen im Gegensatze zu den wirchenen und lodenen die »geschmitzten Hosen«, von »schmitzen« – schmieren, färben, besonders schwarz. Auf burgundischem, dann auf alemannischem Boden bauschte man zweifelsohne die ersten Ploder- oder Pumphosen zusammen, bis zum Übermute Elle an Elle faltend, aus Leinen, seltener anderen Stoffen.*) Die armen Bergbäuerlein schnitten sie geduldig wieder mit von selbst gebotener Maßhaltung aus Loden. So finden wir sie noch mit roten Zwickeln am Knie und roten und weißen Zugbändern (Nesteln) am Bunde (Plödargsaß) bei unseren Gewährsmännern für die eisgraue Tracht der oft genannten Duxer. Im Zillertale wurden sie erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr beseitigt, wie denn überhaupt zwischen ihnen und ihren duxischen Hintertalnachbarn bis dahin kaum ein anderer Unterschied, als der an einigen Ausschmückungen sich zeigt, da auch der berühmte Zillertaler Hut dort etwa Neu-modisches ist, wie es sich zeigen wird. Peter Prosch, der Hof-tiroler, der wandernde Schalksnarr aus Ried im Zillertale, nennt

*) Entsprechend dem „haut de chausse et bas de chausse“ der Franzosen, dem Brunch und Hosu der Deutschen am Monte Rosa.

sich in seiner Lebensgeschichte von 1789 noch immer einen »weithoseten Tiroler«. Nicht mit schweizerischem oder egerländischem Bauernluxus, aber wohlgefügt und brauchbar geschneidert, wird die Ploderhose wohl ebenso ihre Zeit der allgemeinen Beliebtheit gehabt haben, wie die Joppe und das Hemd, da wir sie ganz wohl erhalten noch auf vielen guten Volzschen Kostüm- und Schlachtenbildern von 1809 und dergleichen sehen, und »der Tirolerwastl« in selber auf den Brettern sich breitlegte.

So wenig die obere Beinhülse den auf und an dem Berge Wohnenden beirren durfte, so zweckdienlicher schien es ihm auch, die untere Bedeckung am Knöchel aufhören zu lassen, da in den älteren Zeiten wohl weit mehr mit nackten Füßen oder nur in Knospen (Holzschuhen) und höchstens des Sonntags im Bundschuh gegangen wurde. Bäuerische Verschwendung dehnte die schlichten, glatten Beinhöslein bald zu einer unmäßigen Länge aus, die in Ringe um die ohnedies kräftigen Waden geschoben, jene unförmlichen Wolllasten bilden*) mit denen sich die Duxer, früher auch die Zillertaler und andere, jetzt aber mit Vorliebe an anderen Orten noch viele Weiber schleppen. Die Miesbacher, Thierseer und ihre Nachbarn begnügten sich, ihren »Lofeln«, die sie oben und unten enge ließen, einen Sack einzustricken, mit zierlichem Blumenwerk, oft mit grünen Zwickeln. Der einfache sockenlose Strumpf, das »Boanhösl«, ist durchs ganze Gebirge in Ehren, wenn er auch zum Putze selten mehr vorkommt (wie noch im Bayrischen) und also auch der etsyändische Name »Schwanzstrumpf«, vom alten Worte »swanczen«, das ist stutzerhaft einhergehen, seinen Sinn verloren hat und uns nur noch belehrt, daß vor Zeiten selbst das Tragen dieser Fußbekleidung eine vornehme Putzsucht bekundete. — Den Bundschuh — dies wunderliche Stück Beinbekleidung, das Eckhart von Scheyern den Kreuzfahrern als Feldzeichen vortrug, während es später von allen meuterischen Bauern als »Kreiden« aufgeworfen wurde — habe ich schon oben als Zubehör zur älteren Tracht angeführt, wie er denn selbst in der Stiefelette des Zillertales, wenn auch sehr adonisiert, noch immer floriert. Zur Vervollständigung des bisher geschilderten Anzuges möchte noch zu erwähnen sein, daß die Pfaiden der Männer in den meisten Orten, wo Hemd oder Brustfleck bestehen, keinen Kragen, sondern einen kaum fingerbreiten Halsbesatz haben, an den sich die Brust- und Rückenfallen reihen, ganz wie in ältester Weise. Vielfach trifft man darum auch das Brusttuch weit ausgeschnitten, wie die mittelalterlichen Wämser (Albrecht Dürers Porträt als Jüngling). Als Hut geb' ich den sogenannten »Duxer« bei — im Bayrischen »Täubling« — rundgupfig, mit nicht allzu breitem Rande, weil dieser für die älteste Form, die Bauernfilzkappe, gelten dürfte. Wollen wir

*) Daher hie und dort auch »Ringelstrümpf«.

uns noch einmal die heute üblichen Reste der aus frühesten Zeiten nachweisbaren Männerkleidung zusammentragen, so haben wir Hemd, Brustfleck und Gurt wohl als Hauptstücke, als Beigaben G'säß- und Beinhosen mit dem Bundschuh vor uns.

Also angetan, kann man sich, ohne weit zu irren, die Bauern denken, die mit dem Herzog Friedel, da er jung war, am Sunnwendtag spielten und da er zu Kostnitz mit leerer Tasche entwich, ihm den trutzigen Adel von Stain, Gries und Ritten kurieren halfen; auch zu Kaiser Max' Zeiten finden sich keine merklichen Abarten. Nun aber der letztere Herr sterbend den lieben Inn hinabgeschwommen ist und sein spanischer Enkel sich auf den deutschen Kaiserstuhl gesetzt hat, verleugnet der Deutsche alsbald seine alte Sitte und das eigene Kleid und schneidert es sich erst burgundisch oder welsch, dann spanisch und endlich mit Vorliebe französisch. Hatte auch früher der Landmann dem Ritter, die hörige Dirne der Edelfrau etwas abgesehen und an der eigenen Watt selbstzufrieden angebracht, so war das nicht von Belang und hielt dann auch lange vor; doch jetzt änderte der Herr bald alljährlich Schnitt und Stoff, machte heute eng, was er gestern weit trug, stieß den Hutgupfspitz in die Höhe, den er morgen zum kleinen Deckel zusammenpreßte, schnitt sich die Schlitz in die besten Kleider, bauschte sich um die Hüften auf und schnürte sich am Leib unsäglich, hing ein Mäntelein um, das ihn nicht wärmte, oder zog Stiefel an, in denen er nicht zu gehen vermochte — wie sollte es ihm da der Bauer gleichtun und ziemlich ebenmäßig in Schnitt und Zierat mit ihm bleiben? Höchstens konnte er nach dem einen und dem anderen, was ihm eben besonders schön deuchte, mit tölpischer Hand langen, und da, ehe er damit zurecht kam, der Edelmann schon wieder etwas anziehend Neues hatte, dessen er sich auch bemächtigte, so kam eben ein arges Kunterbunt zur Welt; doch scheint sich der Bergler in seinem bedenklicheren Tun weniger aus den ersten Modezeiten entlehnt zu haben, da die damalige Tracht zu sehr für ihn ungeeignet gewesen. — Dem 16. Jahrhundert mag die Aufnahme der Pluderhose und des Spitzhutes angehören. Die erstere ist vielleicht ein Geschenk der Landsknechte, die Herr Jörg von Frundsperg gar gerne in Meran, Botzen, Reutte und Glurns werben ließ. Den Spitzhut — obwohl in der Form schon als Heidenhut in älteren Wappen gebräuchlich und sogar zur Stauferzeit bekannt — brachten die Spanier, die Nachbarn der Heiden, der Mauren, zu Ruhm und Ehren bei Adel und Volk. Er hat sich im Gebirge so recht festgewurzelt und breitet sich noch heute immer weiter aus, selbst manche erst nach ihm entstandene Form unterdrückend. In schönster Gestalt zeigt er sich schwarz, nicht allzu hoch und wohl eine gute Hand breit bekrempt, im Etschland bei den Leuten »auf dem Berg«, in Hafling, Vöran, Mölten, von da auch ins Tal sich niedersenkend. Keck gespitzt und geschwungen, auch keck aufs Ohr gedrückt, gab

er den Unterinntaler Hut, ebenfalls schwarz oder doch recht dunkelgrün, wie ihn nun seit etlichen Jahrzehnten auch die Zillertaler adoptierten und wie er am ganzen Inn, auf dem Innsbrucker Mittelgebirge, im Wipptale und allerwärts im Lande den breiten Nachfolgern den Rang abgewinnt, so daß derselbe im Ausland ausschließlich als »Tiroler Hut« gilt. Vor hundert Jahren scheint der Spitzhut ganz dünn gesäet gewesen zu sein, dagegen in allen bajuvarischen Landstrichen, von Seewinkeln bis ins Pustertal, stets floriert zu haben, obwohl ihn nicht alle säuberlich bei Rand und mäßiger Höhe erhielten und zum Beispiel die Schlierseer ihn ungebührlich an der Krempe beschnitten, die oft kaum einen Finger breit ist. Auch im Berchtesgadner Landl, Chiemgau, Pongau, Garmischgau etc. gilt noch vielfach der Spitzhut, in Bayern immer grün, bald dunkler, bald heller. Auf Bildern aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts erscheint er neben der Krause fast als bei den Bauern allerorten üblich, in Kastelruth erscheinen die Hochzeiter noch ganz so, zudem rot behemdet, zum Sprechen ähnlich dem guten »Hanswurst«, wie er auch als Zieler bei den Scheibenschießen prunkt. Votivtafeln von 1630 im Lechrain um Schongau zeigen das gleiche Gewand. *) Beim Spitzhut können wir auch seinen Aufputz abtun. Breite Bänder scheinen auf ihn erst vom breiten Hute übertragen worden zu sein, kommen auch nur als seltener Staat vor; eine dicke Schnur schlingt sich mit Troddeln um den Inntaler Hut, die Bayern und Salzburger wissen sie am Spitz an einer Seite festzuhängen, die Etschländer winden oben um den Gupfen ein schwarzes Samtband mit einer Silberschnalle und einem Goldbortstreifchen daneben, unten, wo die Krempe anwächst, macht ein rotes Schnürchen die Grenze. In Tegernsee wird er gern mit feingefalteter Seide gefüttert. Bei den oberflächlichen Betrachtern gebirgischer Dinge gilt — wie der Hut der hausierenden Handschuhhändler als Prototyp — die Ansicht, alle Buben und Männer in Tirol schmückten ihre Hüte mit Gernsbart, Geierflaum, Spielhahnfeder und dergleichen jägerhaftem verwegenen Wildzeug. Man trifft auf diese Sitte — merkwürdigerweise — aber nur da, wo überwiegend der bajuvarische Stamm sich nachweist, also ganz besonders im Oberland Bayerns, in den unteren Inn- und dessen Seitentälern, auch im Pustertale. Da gelten dann die Fehdezeichen der nach vorne gesteckten »Federln«, die Hauptleute der Schützen führen einen ganzen »Stoß«, und ein schönes Federspiel ist neben der Binde das Ziel stutzerischer Bemühung bei allen Buben, die als Tänzer, Schützen, Wilderer und Schwärzer Berühmtheit erlangten. Man wird,

*) Ein altbayrisches Volkslied sagt:

„Vor Zeit'n war a gupfata Huet
Und um 'n Hals a Krag'n
A Zaich'n von an machtig'n Guet,
Jatz konn ma koan dafrag'n.“

auch wenn er sich soldatisch gebärden will, nie den Etschländer, Oberinntaler, Vintschgauer mit solchem Federnputz am Hut erblicken; der liebt vielmehr einen Busch künstlicher Blumen, eine Kokarde, ein Heiligenbild oder Amulett. Selbst die bunten »Flaumen« (Marabufedern), mit denen der Wipptalerschütze stolziert, sind ihm zu martialisch. Edelraute und Speik, die er sich vom nahen Joche holt, auch wohl eine einzelne Hahnenfeder (Huyfeder) genügt hinwieder dem Hinterdixer oder sonst einem armen Hirten und Holzer.

Blieb somit vom spanischen Herrenputz kaum etwas im Gebirge zurück, als der mehrerwähnte Spitzhut, so sehen wir Niederländisch-Halbspanisches, wie es der dreißigjährige Krieg und die nächsten Jahre daran durch alle Lande trugen, auch hier bis zum Knopfloch erhalten. Die Bauern um Meran, hinauf bis Schlanders und wohl auch in einzelnen Hochdörfern um Glurns und Mals schreiten in braunen Wämsern, ganz wie die Hackenschützen und Reiter des Friedländers oder Schwedenkönigs. Die Taille ist kurz, Kragen ist keiner, dafür hat der Schoß vier Teile, durch drei Falten, an älteren durch wirkliche Schnitte angegeben, wovon zwei an der Seite und einer rückwärts treffen. An den Schultern um den glatten Ärmel fehlen bei vielen älteren, besonders passeierischen und möltenschen nicht die schmalen epaulettenartigen Besatze (Schwalbennester). Häufig sieht man im Sommer und Herbst die Ärmel bei den Rebarbeitern vom Wamse abgenommen, die Besatze aber bleiben. Von den Männern werden die Schöße dieser Hemden (so heißen sie, wie schon bemerkt, trotz des grundverschiedenen Schnittes) manchmal länger als von den Buben getragen. Über der Brust zu schließen sind sie aber nie, wie kein gebirgisches Oberkleid, ehe der beknopfte Janker aufkam. Der soldatische rote Brustumschlag der Burggräfler erklärt sich aus einer ehemaligen roten Fütterung, die man nach einer bekannten herrischen Mode vom Anfange des vorletzten Säkulums herausschlug, später aus Bequemlichkeit festnähte und aus Sparsamkeit endlich nur mehr als Zierat nach außen beließ, während innen der teure Scharlatin verschwand. Wiederum weisen Grabstätten und Verlöbnißbilder dieses Wams nach am Lech und Inn, wie es an der Etsch und am Eisack noch gilt.

Hatten die Bauern von Spaniolen und Italienern, die in den Kriegstrubeln vielfach durch ihre Täler trommelten, dies kecke und kavaliermäßige Gewand entlehnt, so versäumten sie auch nicht, den breiten Sombrero, den Soldatenhut, aufs Ohr zu stülpen und zum Prunk den glatten Strumpf mit dem Laschenschuh hinzuzufügen. Der Schwedenkrieg ist die Geburtszeit der zweiten großen Hutrasse im Gebirge, des niedrig-gupfigen und breitgekrempten, des Gegners vom Spitzhütlein. Auch über ihn sind alle die Unbilden und Drangsale ergangen, die den armen Filzdeckeln jedes Zeitalters vom Schicksale aufgelegt sind. Da ward der Gupf bald mit der alten Spitze belassen,

bald etwas gekürzt, bald geplattet, bald ganz rund gedreht, am Rande aber abgeschnitten oder unmäßig angesetzt. Seine Grundfarbe mag die des ungefärbten Filzes gewesen sein, doch die Leute, die das augentröstliche Grün rings um sich lachen sahen in Wald und Wiese, tünchten ihn wohl nach älteren Vorgängern alsbald mit dieser freudigen Farbe, besonders die Jugend; daher der grüne Hut stets als die Auszeichnung der Junggesellen galt, die einen Stolz darein setzten, der leider jetzt von einer Gleichgiltigkeit verdrängt wird, die den schönen grünen Bubenhüten den Untergang bereiten wird in der Masse der billigeren, haltbareren schwarzen, in deren Gebrauch man ehemals eine Bemakelung des ehrlichen Namens sah. Den kaiserlichen Tiroler, wenn ich so sagen darf, Maximilian, sah Götz von Berlichingen zu Konstanz 1499 mit »einem großen grünen Hut«. Einige Exemplare scheinen mir mehr verwandt mit dem klein- und rundgupfigen, aber breitflügeligen Hute Ludwigs XIV. von 1680, dessen pomphaft-steifes Kleiderwesen beim tirolischen Adel so eifrige Verehrer gefunden hat, wie anderwärts, und zwar mit einer Nachhaltigkeit, daß man die Moden der Regentschaft und Ludwigs XV. nur sehr langsam sich aneignete und noch 1750 und später viel alte Herren in den Etschländer Schlössern umgingen mit dem Spitzentuch, dem steifen Staatsrock und der ebenso langen Weste. Der Aufputz der besagten Hüte wurde nicht minder vielfältig und scheckig, und so haben wir noch heute die flachen hellgrünen Bubenhüte des Volkes um Meran mit den schweren weinroten und Luntun »Tschoggeln« (Troddeln), eigentlich ganzen Seidensträhnen; den mächtigen schwarzen Flachhut der Männer in derselben Gegend, der im Sarnthal mit breiten schwarzen Seidenbändern und obendrein gleichfarbigen Troddeln beladen ist; den gelben Hut der Pusterer, Eisacktaler, Wipptaler und anderer, der etwas bescheidener im Umfang, desto stolzer im grasgrünen Futter und Bandschmuck prangt, während der bildsame der bayrischen Männer vom Isarwinkel und der Jachenau auf dunklerem Grün hellere Schleifen und Fütterung aufweist. Selbst in alemannischen Tälern gab es grüne »Chnabehüet«, im Gegensatz zu den schwarzen der Männer, die mit Schnallen und Borten geschmückt wurden.

Das Aufkrempen und hin und wieder Biegen seines Randes, wodurch die wunderbarlichen Kopfdeckelmoden zutage kamen, die man alle Hut benamsete, und oftmals nicht einmal auf dem Haupte, sondern bescheidenlich unterm Arm trug, das Dreieck, die Schwabenschaukel, der Preußenhut, fanden keinen Anklang. Nur wenn er die Wehre zur Hand nahm und zur Landfahne trat, dann bog der Gebirgler den linken Hutflügel auf und heftete ihn mit irgendeinem Nationalabzeichen an dem Gupf fest, wie er das vor Zeiten am Kriegsvolk gesehen hatte, und so tut er es noch heute. Es mochte dem Bauer zu geschwinde gehen mit diesen Geburten und Mißgeburten, und weil

es eine alte Regel ist, daß er eine Zeitlang an den Herren das verlachen muß, was er später als einzig schön an seinem Leib oder Schädel zur Schau trägt, so hätte er ja damals kaum Zeit gefunden zu solchem Spott, und die Imitation wäre etwas zu auffallend schnell nachgefolgt. Am Kopfe behielt er also den »alten Furm« vom Schwedenkrieg, weil er ihm Sonnen- und Regendach war, aber am Rumpfe behing er sich alsbald mit neumodischen Kamisolen und Röcken. Die lange Weste mit der endlosen Taille und den Schößen ward beliebt, die Jacke im gleichen Zuschnitte vom Staatsrocke Ludwigs XIV. die großen Ärmelaufschläge, die Taschendeckeln und Hinterfalten borgend, ja an einzelnen Orten für Männer der Rock selbst, während den Junggesellen in den Hütten das Kamisol*) blieb, da jener in Burgen und Bürgershäusern allein mehr anständig hieß. Damals findet sich an herrischen, besonders soldatischen Röcken und Westen eine Verzierung wieder, die schon die Kriegsleute von 1630 liebten, nämlich neben der Borten- oder Bandeinfassung eine Reihe Knöpfe bis ans Ende der Schöße, deren Knopflöcher mit gleichem Band garniert sind, während am Knopfe selbst aus demselben ein sogenanntes falsches Knopfloch genäht ist, die also gleichförmig im Doppelstrich einander gegenüberstehen. Ähnliche Schlingen wurden hinter allen Knöpfen an Taschen, Schlitzen und Umschlägen angebracht, auch an den Westen.

Diese Strichleinverzierung muß beim Landvolk ungemein beliebt gewesen sein, da sie heute noch vielfach in Ehren ist. Grüne Schnüre auf grauen Westen, rote auf blauen wählt der Taurer, Sarner, hellgrüne auf dunklen der Jachenauer, stolze bayrische Buben sogar Silber- und Goldborten auf hochroten »Schälken«. Auch auf älteren Hemden kommt diese Verbrämung vor. Ganz herrenhaft mit Weste und Kamisol, später einen verlängerten Rock von schönem grünen Tuch mit gelblichgrünem Besatz und Futter und solchen Knöpfen und Schlingen, tritt der ältere Lengprieser Bauer auf, überhaupt in einer der malerischsten Trachten des Gebirges. Es war ein herrliches Streiterhäuflein, als ihre Landfahne im Jahre 1835 und 1842 zu den Königshochzeiten auf die Münchner Oktoberfeste herabwanderte, noch ganz im Kleid der Großväter, die anno 1705 ihres Kurfürsten »Kindeln darette« wollten und am Sendlinger Felde so männlich fielen. In gleicher Weise traten anno 1838 bei der Tiroler Huldigung die Steinacher Schützen aus dem Wipptal auf in violblauen Hemden und Westen, alles mit weinrotem Besatz. Im Werdenfelsischen kommen alte braune Kamisole vor mit demselben grünen Aufputz.

In die gleiche Zeit fällt auch die teilweise und fortschreitende Einführung der schwarzen Lederhosen, die wir im Süden gern mit purpurner Seide genäht, nördlich mit grüner oder gar mit Pfauenfedern am Latz

*) Der Name Kamisol, camisards, vom romanischen Camiseia, chemise, bringt uns auch von darther wieder ein »Hemd«.

und an den Knieschlitzten oft zierlichst gesteppt finden. An ihnen glänzen auch die spitzen Knöpfe wie an den Kollern des 17. Jahrhunderts, die auf Rock und Weste noch vielfach vorkommen, wenn auch der »filigranene« (durchbrochene) oder mächtige überspinnene stellenweise Platzgriffen und die Vintschgauer um Glurns an ihren braunen Rücken sogar mit angenagelten Blechplättlein vorlieb nahmen, wenn sie nur den Spiegeltellern an des Richters Scharlachkleid gleichsahen. Der Hosenträger, fast durchwegs grün, hing sich an die lederne Unnennbare fest, die sich, im Zillertale zum Beispiel, sogar geschämig der nackten Knie erbarmte. Aus breitem Bande, als sogenannten Fünfer, weil an der Brust unter dem Querteile noch eine Spitze herabgeht in Form einer V, fertigt sich der Etschländer seinen Hosenheber, aus Juchtenleder liebt ihn der Passeirer und Ötztaler. Es hat übrigens dieses Hilfgewand die mehrfältigsten Variationen aus Stoff und Zierat zu erleiden, ein geübtes Auge unterscheidet sogar durch die leiseste Nuance des helleren oder dunkleren Grüns, ob der Inhaber »am Berg« oder im Tale seine Heimat habe. Daß zu der an vornehmen Mustern abgesehenen Tracht Beinhöslein und Bundschuh nicht mehr wohl verwendbar sei, ward um so augenfälliger, je mehr gerade die Modenwelt der Chaussure die zartsinnigste Sorgfalt widmete. Man griff nach dem vollständigen Strumpf, ließ aber immerhin bequemlich das Knie nackt und frei. Der weiße fiel bald den Buben, der blaue den Männern anheim, rauhaarigere Gesellen nahmen ihre braune Wolle dazu, wie die Passeirer u. s. w., Zwickelstickereien in Grün und Rot blieben nicht aus. Wo der Laschenschuh der neueren herrischen Vorbilder nicht zusagte, kam man zu vielleicht einzeln dagewesenen Prunkschuhen zurück, denn der weit ausgeschnittene, an den Zehen ganz abgerundete Schuh des Meraner Landvolkes findet sich an den Beinen von aller Welt in jener Zeit, die man im besonderen Kunstbezug Cinquecento nennt. Der rote Absatz, wenn auch nur in Andeutungen, bunte Einfassungen und dergleichen wurden ad libitum verbraucht.

Ehe wir uns von der Männertracht zur schwankenderen der Weiber wenden, wollen wir noch ein wenig nach Haar und Bart unserer Gesellen sehen. Da dreht wieder der rauf- und lebenslustigere bajuvarische Abkömmling seinen Schnurrbart und stutzt sein Haar, überall im Oberland, am unteren Inn, Zillertal, Pustertal und dergleichen Landschaften, die Hintertäler derer lieben nicht selten ein derbes Bartgestrüpp im ganzen Gesicht; säuberlich rasiert sich der Schwabe, auch die Männer und Buben im Landl scheren sich das Gesicht glatt, aber sie und viele Innertäler lassen ihr meist blondes Haar in schlichten Locken um Nacken und Schläfen lang niederfallen, während sie es auf der Stirne ganz gleich kurz wie nach der Richtschnur abschneiden. Da haben wir wieder den Kaiser Max mit seinem Haarputz.

(Schluß folgt.)

Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland.

Von Dr. Ivan Franko, Lemberg.

(Mit 10 Textabbildungen.)

I.

Auf Antrag der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg sowie des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien wurde im Laufe des vergangenen Sommers in Lemberg eine wissenschaftliche Expedition zur anthropologisch-ethnologischen Erforschung des sogenannten Bojkenlandes organisiert. Die Expedition bestand aus dem Schreiber dieser Zeilen, der aber leider nur einen Teil ihrer Reise mitmachen konnte, aus dem Professor Theodor Volkov aus Paris, dem Herrn Zeno Kuzela, Hörer der Universität in Wien, sowie dem Herrn Ingenieur Paul Riabkov aus Rußland, welcher nur den letzten Teil der Reise mitmachte. Nach vorangegangener Korrespondenz wurde beschlossen, in Anbetracht der kurz bemessenen Zeit nur einen Teil des Bojkenterritoriums in Angriff zu nehmen, mehr weniger die Strecke zwischen Lutovyska und Lavočne auf Gebirgswegen zu durchqueren und von Lavočne bis nach Synevidsko den Opir- und Stryjfluß abwärts der Eisenbahnstrecke zu folgen. Dieser Plan wurde auch wirklich ausgeführt.

Die Expedition dauerte im ganzen etwas länger als einen Monat (vom 18. August bis zum 24. September), wobei zwei Mitglieder, Professor Volkov und Z. Kuzela, die ganze Zeit tätig waren, Dr. Franko am 5. September nach Lemberg zurückkehrte und Herr Riabkov erst am 15. September sich der Expedition anschloß. Die Aufgabe der Expedition wurde so präzisiert, daß dieselbe hauptsächlich anthropometrisches Material, Photographien der Typen und Trachten sowie Gegenstände der materiellen Kultur, respektive ihre Modelle und Abbildungen für die Museen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften und des Vereines für österreichische Volkskunde sammeln sollte. Das Gebiet des Folklore und der sogenannten beschreibenden Ethnographie (Gebräuche, Volksglaube) wurde nur gelegentlich gestreift, da die Zeit für eine ersprießliche Sammeltätigkeit auf diesem Gebiete zu kurz und wenig geeignet (im Gebirge waren da eben die dringendsten Feldarbeiten) und die Kräfte der Expedition zu klein waren. Für ihren Zweck war die Expedition mit einem vollständigen anthropometrischen Apparat nach dem System des Manouvrier sowie mit zwei photographischen Apparaten ausgerüstet; außerdem wurde in Lemberg ein kleines photographisches Atelier eingerichtet, wo Herr P. Riabkov die ihm zugeschickten Platten hervorrief und so ohne große Kosten die Fertigstellung einer ansehnlichen Sammlung von Photographien (zirka 500 Stück) ermöglichte.

Das ganze in Aussicht genommene Territorium wurde von der Expedition nicht gleichmäßig bereist. Uns den Verhältnissen und lokalen Gelegenheiten anpassend, verweilten wir in einzelnen Stationen bald kürzer, bald länger, um dann mehr oder weniger bedeutende Strecken einfach zu durchfahren, nur hie und da interessantere Bauten (Kirchen, Häuser) oder Trachtentypen photographisch aufnehmend. Und zwar stellt sich die ganze Reise folgendermaßen dar. Als Ausgangspunkt diente uns die kleine Eisenbahnstation der Przemyśl-Lupkover Bahn Ustryky (Ustrzyki), von wo wir nach dem etwa 20 *km* entfernten Dorfe Mšanec (in der Volksaussprache Pšeneć) fuhren, wo wir dem rutenischen Ortspfarrer Michael Zubryčkyj, einem geschätzten rutenischen Historiker und Ethnologen, ordentlichem Mitglied des Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften und gutem Kenner des westlichen Bojkengebirges (auch selbst einem gebürtigen Bojken), eine herzliche Aufnahme und intelligente, tätige Hilfe und Förderung fanden. Hier verweilten wir zehn Tage. Es zeigte sich, daß die Wahl von Mšanec als erster Arbeitsstation unserer Expedition sehr glücklich war, da dieses Dorf in mancher Hinsicht exzeptionell günstig situiert ist, eben was die Aufbewahrung altertümlicher Züge in der Kultur und Lebensart betrifft, und andererseits durch seine ziemlich regen Handelsverbindungen mit den Huzulen nach Osten und den Lemken nach Westen (durch einen merkwürdigen Handel mit lebenden Schafen) gleichsam eine Zwischenstation zwischen diesen beiden Zweigen des rutenischen Volkes bildet, was auch in der lokalen Kultur seine Spuren zurückgelassen hat. Hier wurde auch der Grundstock der Kollektion bojkischer Gegenstände zusammengestellt, welche nunmehr das Eigentum des Museums für österreichische Volkskunde bilden und weiter unten etwas ausführlicher beschrieben werden. Von Mšanec aus besuchten wir das benachbarte Städtchen Lutovyska, und zwar am Tage eines großen Viehmarktes (am 28. August), welcher aber infolge der langandauernden Dürre, des drohenden Futtermangels und des großen Preissturzes beim lebendigen Vieh ziemlich traurig verlief. Hier kauften wir einige zum Verkauf angebotene, im lokalen Geschmack verfertigte Waren sowie eine Anzahl eigentümlicher, von Bauernfrauen verfertigter Halsbinden, welche uns verschiedene Frauen geradewegs vom Halse feilgaben.

Die zweite größere Station war das etwa 30 *km* von Mšanec und etwa 20 *km* von Lutovyska entfernte, am San gelegene Dorf Dydiova, dessen Pfarrer, Ivan Kuziv, auch ein geschätzter Ethnograph und guter Kenner der Bojken ist. Leider wurden wir durch andauernd schlechtes Wetter verhindert, hier ebenso ausgiebige Studien und Sammlungen zu machen wie in Mšanec. Trotzdem wurden auch hier Messungen vorgenommen und photographische Aufnahmen gemacht, Bauernhäuser besichtigt und im benachbarten Lokotj auch einige Museumsgegenstände gekauft.

Von Dydiova ging es über Lokotj, Tyrnava, Turočki nach dem Städtchen Borynia, wo die Expedition vom Ortpfarrer H. Moroz gastfreundlich aufgenommen wurde und vier Tage verweilte. Hier wurden wieder Messungen vorgenommen, Aufnahmen gemacht und einiges gekauft, worauf die Expedition über Vysizko Vyžne nach Smorže fuhr, hier übernachtete und am anderen Tage sich nach Lavočne begab. Nun wurde das Opirtal von Station zu Station bereist: Lavočne, Tuchla, Slavsko, Hrebeniv, Skolje und Synevidsko, wobei sich die Expedition der gastfreundlichen Aufnahme und ergiebigen Hilfe der rutenischen Pfarrer Kačmarškyj, Davydiak, Miňko und Stročkyj zu erfreuen hatte. Trotz des elenden Wetters wurde auch ein Abstecher nach Krušylnycja gemacht und hiermit die Expedition vollendet.

Die Expedition hatte weder die Möglichkeit noch auch die Absicht gehabt, ein erschöpfendes Bild des in mancher Hinsicht merkwürdigen, bisher sehr wenig erforschten Gebirgsvolkes der Bojken zu geben. Es war gleichsam nur ein Probeschurf, mehr dazu angetan, das Interessante und später tiefer und umfassender zu Erforschende zu markieren, die Hauptzüge des Terrains festzulegen, als den Gegenstand zu erschöpfen. Und so sollen auch die folgenden Bemerkungen über die Bojken flüchtige Beobachtungen eines, wenn auch mit der Gegend und dem Volke auch früher vielfach vertrauten Touristen, eher Erklärungen zu den gesammelten Gegenständen, als Resultate eingehender ethnologischer Studien sein. Gleichwohl muß hier im voraus bemerkt werden, daß die Expedition, sowohl was die Zahl und die Qualität der vorgenommenen Messungen an lebendigen Menschen (im ganzen zirka 300), als auch was die Menge der aufgenommenen Photographien (zirka 500) und die Zahl der gesammelten Gegenstände (aus Holz, Horn, Stroh, aus verschiedenen Metallen, Kostümbestandteile, Schmuckgegenstände, Modelle) betrifft, nicht nur alles bisher auf diesem Gebiete Geleistete überholte (die Bojken hatten sich ja bisher seitens der Ethnographen und Museumssammler einer fast allgemeinen Negligenz zu erfreuen), sondern überhaupt den ersten Anfang zu einer systematischen Erforschung ihrer materiellen Kultur und des Menschenschlages gemacht hat.

Was die bisherigen Forschungen betrifft, so machte noch in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts der rutenische Geistliche und Schriftsteller Ivan Vagilevič den Anfang, indem er im »Časopis českeho Musea« im Jahre 1839 eine Abhandlung über die Bojken erscheinen ließ. Vagilevič war ein Linguist und kein Ethnologe, und darum sind seine Bemerkungen, auch sonst von historischer und linguistischer Phantastik nicht frei, für den Ethnologen fast wertlos, da sie für die Kostümkunde, Baugeschichte, Bräuche und Sitten fast gar nichts bieten und bei der Charakteristik des Menschenschlages sich in allgemeinen, oft moralisierenden Phrasen bewegen. Interessant ist bei ihm nur die Angabe des bojkischen Territoriums, die Charakteristik

des Dialekts und das, wenn auch sehr arme folkloristische, aus dem Volksmunde aufgezeichnete Material.

Noch geringer ist die Ausbeute bei den damaligen polnischen Ethnographen, besonders bei Wojcicki, welcher in seinen zahlreichen Kompilationen auch die Bojken streifte, aber außer allgemeinen Phrasen, einigen Liedern und Sprichwörtern nichts Wichtigeres über sie vorzubringen wußte.

Der erste Mann, welcher mit moderner wissenschaftlicher Vorbereitung einen Teil des Bojkenterritoriums bereiste und auch die Resultate seiner Beobachtungen publizierte, war der verstorbene Professor der Krakauer Universität und Akademiemitglied Dr. Isidor Kopernicki. Ich muß bei seiner Expedition ein wenig verweilen, weil ich auch einen, wenn auch geringen Anteil daran hatte. Ich war nämlich noch im Jahre 1886 in Korrespondenz mit dem verehrten und persönlich höchst sympathischen Herausgeber des »Zbiór wiadomości do antropologii krajowej«, als ich ihm eine Sammlung bojkischer Hochzeitslieder und -Bräuche aus Lolin übermittelte, welche im XIII. Bande des »Zbiór« zur Ausgabe kam. Schon damals entwickelte ich in einem Briefe an Dr. Kopernicki den Plan einer ethnographischen Expedition in das bojkische Territorium unter dem Patronat der Krakauer Akademie und erbot mich, wenn er die Sache in die Hand nehmen wollte, nicht nur mich selbst ihm zur Verfügung zu stellen, sondern auch eine Anzahl junger Studenten und mir bekannter Dorfpfarrer dafür zu interessieren und so einen Stab von Hilfsarbeitern zur Aufzeichnung der Volkslieder, Märchen, Bräuche, zu Messungen u. s. w. zu organisieren. Herrn Kopernicki gefiel mein Plan, er erkannte die Wichtigkeit der Erforschung dieses Gebietes an, doch aus mir unbekannten Gründen kam es zur Organisation einer solchen Expedition nicht, und Dr. Kopernicki beschränkte sich darauf, die Tour allein zu machen und bat mich um Angabe der geeigneten Beobachtungspunkte sowie um Empfehlungen an mir bekannte Ortspfarrer. So kam es, daß er wirklich einen Teil des gegenwärtig auch von uns bereisten Territoriums (Lutovyska, Dydiova, Tuchla) besuchte, anthropologische Messungen vornahm, dialektologisches und folkloristisches Material (besonders Volksrätsel) sammelte und auch sonstige Beobachtungen machte. Leider aber wurden die Resultate seiner Exkursion durch manche Ursachen beeinträchtigt. Erstens verfügte er nicht über ausgiebige und geschulte Sammlerkräfte, und so brachte er selbst an folkloristischem Material sehr wenig heim, und auch das, was er heimbrachte (die Sammlung der Volksrätsel), wurde bisher nicht publiziert. Zweitens wollte Kopernicki auf einmal ein zu großes Territorium umspannen und das ganze von Rutenen bewohnte Gebirgsteritorium (Lemken, Bojken, Huzulen) bereisen, was natürlich nur flüchtig ausgeführt werden konnte. Drittens war Kopernicki auch auf diesem Gebiet, wo er sozusagen als Entdecker hervortrat, auf dem

anthropometrischen und anthropologischen, ganz unzureichend ausgerüstet, er hatte keinen photographischen Apparat und von den anthropometrischen Apparaten nur einen altmodischen Apparat zur Schädelmessung; er unternahm auch überall, wo er hinkam, nur sehr wenige Messungen, so daß die von ihm im »Zbiór« publizierten Resultate seiner Messungen und Beobachtungen den modernen wissenschaftlichen Anforderungen gar nicht entsprechen und vielfach falsche und voreilige Schlüsse enthalten.

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entstand in der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg ein Zentrum für wissenschaftliche Forschung und Publikation, welches dank dem günstigen Zusammentreffen der Umstände auch für ethnographische und ethnologische Erforschung des Landesersprießlicheres zu leisten verspricht und vielfach auch bisher geleistet hat, als es den bisherigen Generationen möglich war. Zu diesen Umständen muß ich vor allem das Zusammenarbeiten einiger Männer zählen, welche die selbstloseste Hingabe an die Wissenschaft und die Liebe zum eigenen Volke mit ausgezeichneter wissenschaftlicher Schulung vereinigen, so Professor M. Hruševskýj auf dem Gebiete der Geschichte und prähistorischen Archäologie und Professor Th. Volkov auf dem noch so wenig gangbaren Gebiete der Anthropologie und Ethnologie. Zweitens ist es wichtig, daß die Gesellschaft über einige außerordentlich glückliche und fleißige Sammler ethnographischer und ethnologischer Materialien verfügt (es seien nur der Sekretär der Gesellschaft V. Hnatiuk, der Gymnasiallehrer Josef Rozdolskýj, der Realschullehrer V. Šuchevyč, Pfarrer M. Zubryčskýj, Volksschullehrer Lukas Harmatij genannt), deren Tätigkeit es ermöglichte, den volkskundlichen Studien bei der Gesellschaft gleich zwei Publikationsserien zu widmen: die ethnographische Sammlung (Etnografičnyj Zbirnyk, bisher 16 Bände) für folkloristisches Material und »Materialien zur Ethnologie des ukrainisch-rutenischen Volkes« für Forschungen und Sammlungen auf dem Gebiete der prähistorischen Archäologie, Anthropologie und beschreibenden Ethnographie« (bisher 7 Bände). Obwohl keiner dieser Bände dem Bojkenterritorium speziell gewidmet wurde, so ist in ihnen doch eine schöne Reihe von Arbeiten und Materialien erschienen, welche Beiträge zur ethnographischen Erforschung dieses Territoriums liefern. So gab P. Zubryčskýj einen sorgfältig zusammengestellten Kalender der jährlich wiederkehrenden Volksfeste und -Bräuche aus Mšanec und Umgebung, weiter eine auf Dokumenten und Volkstraditionen fußende Abhandlung über die Schafzucht und den Schafhandel bei den Bojken in Mšanec heraus. V. Hnatiuk brachte in Band VI. der Ethnographischen Sammlung eine große Anzahl der Volksanekdoten, welche er ebenfalls in Mšanec aufgezeichnet hatte. Außerdem bot in den Mitteilungen der Gesellschaft Professor Hruševskýj eine Abhandlung über einige in Komarnyky bei Borynia im Bojkengebirge gefundene

Bronzeschwerter, P. Zubryčky eine auf Volkstraditionen und Dokumenten fußende Abhandlung über die Hungerjahre 1846/47 im Bojkengebirge, V. Ochrymovyč eine interessante Abhandlung über die Überreste des Kommunismus bei den Bojken, V. Hnatiuk einen kleinen Beitrag zur Dialektologie der Bojken. Diese sowie früher in verschiedenen periodischen Publikationen erschienene Arbeiten (P. Zubryčkyj: »Das Dorf Kondrativ« in der von mir herausgegebenen Zeitschrift »Žytie i Slovo«; V. Ochrymovyč: »Ethnologische Bemerkungen«, daselbst; Olga Franko: »Das Familienleben der Bojken«, gedruckt in einem Almanach; P. Ivan Kuziv: »Die Hochzeit bei den Bojken in Dydiova«, gedruckt in Zorja) bilden das Hauptergebnis der bisherigen Sammel- und Forschungsarbeit über diesen interessanten Menschen-schlag. Ein dickes, in polnischer Sprache herausgegebenes, von einer Frau A. Grynbergowa verfaßtes, vom Dzieduszycki-Museum in Lemberg prämiertes und herausgegebenes Buch über den Bezirk Staremiasto (jetzt Staryj Sambir), welcher fast ausschließlich Bojken-siedlungen umfaßt, hat fast gar keinen wissenschaftlichen Wert, da die Verfasserin ohne jegliche wissenschaftliche Vorbereitung an ihre Arbeit ging und ihr sowohl linguistische als auch ethnographische Vorkenntnisse, wie sie für eine solche Arbeit nötig waren, abgehen.

II.

Vielleicht wird es nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß das karpatische Gebirge in Galizien, mit Ausnahme eines kleinen Zipfels im Westen, fast ausschließlich von Rutenen bewohnt wird. Von dem Städtchen Piwniczna angefangen erstrecken sich rutenische Ansiedlungen nach Osten, bis sie bei Kuty die galizische Grenze überschreiten und weiter in die Bukowina bis Kirlibaba reichen. Diese Bevölkerung bildet drei ethnographisch und besonders dialektologisch ziemlich scharf geschiedene Typen: die Lemken, die Bojken, und die Huzulen. Die Lemken bewohnen den weitaus größten westlichen Teil des Gebirges, indem sie sich keilartig zwischen die polnischen Niederungen einerseits und die Slowaken andererseits drängen und auf ungarischer Seite bis in die Zips reichen; östlich erstrecken sich ihre Ansiedlungen bis unweit vom Städtchen Lutovyska. Historisch, linguistisch und ethnologisch ist dieser äußerst zähe und energische Menschen-schlag bisher ein Rätsel; eine umfassende Erforschung seines Gebietes ist ein dringendes und gewiß sehr lohnendes Erfordernis der volkswissenschaftlichen Wissenschaft. Den mittleren Teil des Gebirges von Lutovyska bis Delatyn bewohnen die Bojken und den östlichen Teil die Huzulen. Dank einigen besonders glücklichen Umständen haben die letzteren seit jeher eine regere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und sind Gegenstand eines ziemlich ergiebigen Studiums geworden; es seien hier nur die Arbeiten Bidermanns, der Professoren Kaindl und Šuchevyč und in der neuesten Zeit auch des Professors Volkov genannt.

Was nun speziell die Bojken betrifft, so sei hier vor allem erwähnt, daß sie auf diesem ganzen, durch viele steile Gebirgsketten geteilten Territorium keineswegs eine einheitliche Masse darstellen, sondern im Gegenteil, trotz vieler gemeinsamer Züge, dem aufmerksamen Ethnologen mehr oder weniger so viele Varianten liefern werden, als es auf diesem Territorium Flußbecken gibt, welche gewöhnlich die Siedlungsplätze bestimmen und eine regere Kommunikation ermöglichen. Wir haben bereits bei unserer Exkursion, welche nur einen Teil des Landes zwischen dem oberen Dnistr und dem oberen San und dann die Flußbecken des oberen Stryj und des Opir besuchte, zwei ziemlich scharf markierte Varianten bemerkt, von denen weiter unten die Rede sein soll.

Der Name Bojken (nom. sing. Bojko, fem. Bojkynia) ist ein Spitzname, welcher von den Talbewohnern den Gebirgsbewohnern gegeben wird. Sie selbst nennen sich nicht so, sondern Verchovynči (Gebirgs- oder Haldenbewohner). Über die Provenienz der Benennung »Bojko« wurde einst in der rutenischen Presse eifrig gestritten; sogar auf die keltischen Bojen wurde da zurückgegriffen, doch hat der Streit kein positives Resultat ergeben.

Wenn man von der Festungsstadt Przemyśl über Lupkov nach Ungarn fährt und hinter der Station Chyrov ins Gebirge hineinkommt, so befindet man sich schon auf dem Territorium der Bojken. Die Berge sind hier nicht hoch, meist mit Wäldern (freilich stark gelichteten!) bedeckt; zwischen höheren Gebirgszügen erstrecken sich große hügelige Täler, welche von zahlreichen, meist wasserarmen Bächen durchschnitten sind. Die Dörfer bei der Bahn (Korosno und andere) zeigen kein irgendwie typisches Gepräge; die große Verkehrsader hat bereits überall Spuren ihrer Einwirkung hingestreut: größere gemauerte, schuppenartige Gebäude, schmucke Villen, für ganz Galizien charakteristische jüdische Wirtshäuser u. s. w. Höchstens werden den aufmerksamen Ethnologen jene in Tälern und auf Bergabhängen ziemlich dicht gesäten primitiven Heuschöber interessieren, welche hier bereits eine schöne Musterkarte von Varianten aufweisen. Vielleicht wird hier eine detaillierte Beschreibung dieses, für das ganze karpatische Gebirge sehr charakteristischen Wirtschaftsgebäudes am Platze sein. *)

Aus eichenen, armdicken und gut ausgetrockneten Bohlen werden vier 3 bis 4 m lange Stücke vierkantig bearbeitet; in zweien werden an beiden Enden längliche Löcher, wie Nadelöhre, gemacht, die anderen

*) In seinem umfangreichen Werke über die Huzulen (Huzulščyna, bisher 4 Bände) hat Prof. Šuchevyč merkwürdigerweise dieses auch bei den Huzulen wohlbekannte Bauwerk gar nicht erwähnt. Prof. Kaendl in seiner sehr wertvollen Arbeit „Haus und Hof bei den Huzulen, ein Beitrag zur Hausforschung in Österreich“, Wien 1896, gibt unter Nr. 203 und 204 Abbildungen von zwei Varianten der huzulischen „Heudächer“, beschränkt sich aber bei ihrer Beschreibung auf die kargen Worte: „Oborohy, die aus einem auf Vier senkrechten Balken verschiebbaren Dache bestehen“ (S. 158), was, wie wir sehen, einen sehr vagen Begriff von der Sache gibt.

zwei werden an beiden Enden entsprechend abgeplattet und mit Bohrlöchern versehen; sodann werden sie in ein Quadrat zusammengelegt und die platten Spitzen mit Holznägeln vernagelt. Jetzt wird die obere innere Kante ein wenig abgeplattet und in dieselbe werden mit einem dicken Bohrer fingertiefe, aber nicht ganz hindurchgehende Löcher im Abstände von 15 bis 20 *cm* gemacht, schräg in der Weise, daß sie alle auf ein gemeinsames Zentrum hinweisen. In diese Löcher werden glatte, gerade, 2 bis 3 *m* lange und ziemlich dicke Tannenstäbe hineingetrieben, welche oben zusammenlaufen und an einem starken, aus Reisig geflochtenen Kranz befestigt werden.

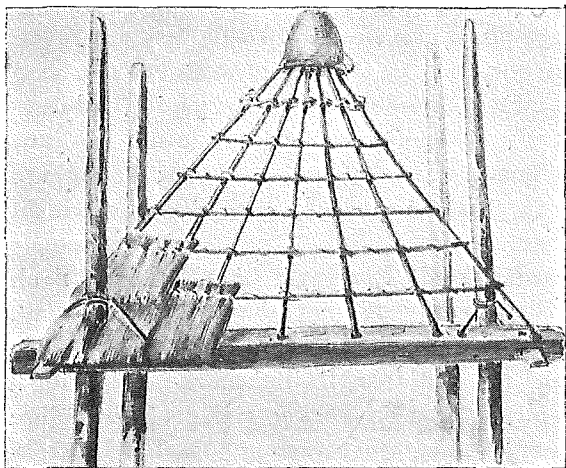


Fig. 3. Gerüst einer Heuberge der Bojken.

Über diesen Stäben werden dann aus dünnen Haselruten gemachte lange Querstäbchen im Abstände von 20 bis 30 *cm* voneinander befestigt und dieses hutähnliche Gerüst (siehe Fig. 3) mit Stroh bedeckt. Dies wird auf folgende Weise bewerkstelligt: Man nimmt gerades, vom Unkraut gereinigtes Roggen- oder Weizenstroh, faßt davon eine Handvoll heraus, legt sie zuerst an den untersten Querstab und befestigt

sie auf demselben mit zusammengedrehtem Stroh; neben die erste kommt, so dicht als möglich, die zweite Handvoll Stroh, dann die dritte u. s. w., bis der ganze unterste Querstab »benäht« ist; dann folgen kranzweise die weiteren nach oben, die Spitze aber wird mit einer größeren, solid zusammengebundenen Strohmütze und obendrein noch mit einem irdenen Tiegel (*makotert*) bedeckt. Der so errichtete Bau ist ziemlich schwer; nun handelt es sich darum, demselben eine Unterlage zu geben. An der Stelle, wo er errichtet wurde oder wo er endgiltig stehen soll (gewöhnlich baut man ihn gleich dort), werden unter seinen vier Ecken vier 1 *m* tiefe, aber ziemlich schmale Löcher gegraben und in denselben vier 8 bis 10 *cm* dicke und 4 bis 6 *m* lange Pflöcke aufgerichtet, mit Erde umstampft und oft noch mit großen Keilen in der Erde befestigt. Diese Pflöcke werden aber so hineingeplant, daß das Ende eines jeden durch das an der Ecke des oben beschriebenen Baues offengelassene Loch hindurchgeht, so daß der quadratische, pyramidenförmige Bau zwischen den vier Säulen gleichsam gespannt dasteht und an denselben hinaufgehoben und niedergelassen

werden kann. Das Hinaufheben erfolgt auf eine ebenso einfache als sinnreiche Weise. In die beiden eichenen Bohlen, dort, wo sie die Ecke bilden, wird im Abstand von 20 cm in die obere Fläche je ein Loch gebohrt und darin eine aus Holz gedrehte Leine (užvá*) in der Weise befestigt, wie die Fig. 4 zeigt, so daß sie den gerade auf-gepflanzten Pflock umspannt. An diesen Holzleinen, welche an allen Ecken ebenso angebracht sind, wird nun der ganze Bau von starken Armen, oft auch mit Hilfe der Leitern langsam, eine Ecke nach der anderen emporgehoben; sobald er einmal empor ist und losgelassen wird, bleibt er durch eigene Schwere an demselben Fleck hängen und braucht keine Stütze mehr. Will man ihn herablassen, so muß wieder der Bau ein wenig in die Höhe gehoben werden, bis die Holzleine auf dem Pflocke lose steht; dieselbe wird sodann mit der Hand am Pflocke heruntergeschoben, so weit man sie braucht, und hernach der Oberbau wieder frei hängen gelassen. So entsteht ein primitiver, aber höchst praktischer Bau, welcher zur Aufbewahrung von Heu, Stroh und Getreide dient, mit der Anhäufung seines Inhaltes höher, mit der Entleerung niedriger gemacht wird. Der ganze Bau heißt in rutenischer Sprache *oborih* (Fig. 5), in polnischer *bróg*; der aufrecht-

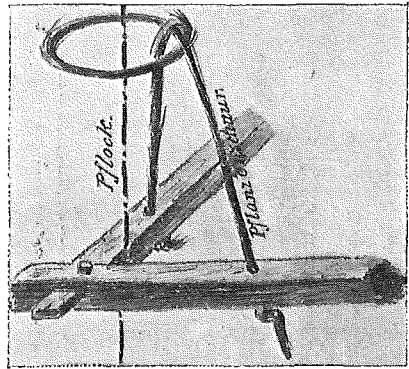


Fig. 4. Das Aufhängen der Heuberge am Pflock.

stehende Holzpflöck heißt *oborožyna*, die Eichenbohlen heißen *ohnyda*. Die Etymologie des Wortes *oborih* ist unsicher; es wird gewöhnlich vom slawischen Stamm *breg* (deutschen *bergen*) abgeleitet und schließlich ist dies auch richtig; zweifelhaft ist nur, ob es gerade aus dem slawischen Stamm gebildet, oder auf dem Umwege aus der deutschen Heuberge entstanden ist. Da ich in Schraders »Reallexikon der indogermanischen Altertümer« weder das Wort Heuberge (ihm entspricht das ältere *Fehme*), noch eine genauere Beschreibung dieser Vorrichtung finde, so wird es vielleicht nicht überflüssig sein, auch meine Bemerkungen über ihre geographische Verbreitung hier mitzuteilen. In Ostgalizien ist sie hauptsächlich im Gebirge und im walddreichen Untergebirge (*Pidhirje*) heimisch; der

*) Eine aus Holz geflochtene Leine ist kein Paradoxon und wird auf folgende Weise gemacht: Eine glatte, finger- oder etwas mehr dicke Birken-, Weiden- oder Haselgerte von 2 und mehr Meter Länge wird, frisch geschnitten oder schon etwas abgewelkt, aber nicht ausgetrocknet, ins Feuer gelegt und so lange geschmort, bis der Saft im Holze zu sieden anfängt, dann herausgenommen, bei einem, dem dickeren, Ende festgeklemmt und bei dem dünneren Ende gedreht, bis die Holzfasern aus ihrem Gefüge heraustreten und das Ganze fadenartig gewirbelt ist und den Dienst einer äußerst starken Leine versehen kann.

Lauf des Dnistr und der Bistritza bei Stanislau scheint die Grenze ihrer Ausbreitung nach Norden, der Lauf der Poltva und des Bug die Grenze nach Osten zu bilden; in Galizisch-Podolien sowie in der russischen Ukraine ist diese Heuberge nicht bekannt. In Westgalizien hält sie sich auch hauptsächlich im Gebirge, geht nach Mähren und Böhmen, tritt dann in den Alpenländern wieder auf; einen letzten Ausläufer habe ich im vorigen Jahre in der lombardischen Ebene unweit Venedig gesehen, und aus der »Leipziger Illustrierten Zeitung« (Jahrgang 1902) ersehe ich, daß sie noch hie und da in alten Bauern-

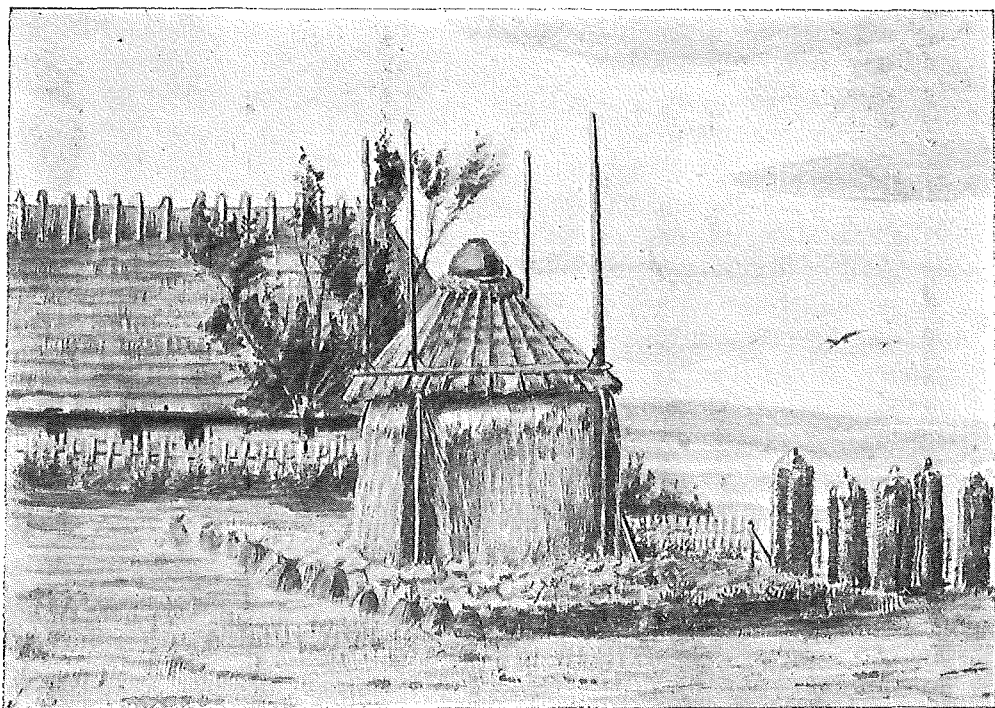


Fig. 5. Vorn die halbgefüllte Heuberge, links die an Pföcken trocknenden Getreidegarben.

wirtschaften bei Hamburg erhalten ist. Vielleicht werden diese meine Bemerkungen jemanden zu einem näheren Studium dieser interessanten Vorrichtung anregen.

Aus den Fenstern des Eisenbahncoupés konnten wir nun beobachten, wie diese altertümliche Bauvorrichtung vielfach umgeformt und modernisiert wird. Da ist die alte, aus Holz und Stroh gemachte zeltartige Pyramide verschwunden und ein quadratisches Bretter- oder Schindeldach zwischen die vier Pfähle*) eingespannt; dort ist der primitive Mechanismus zum Aufhängen des Oberbaues fallen gelassen,

*) Dürfte die Redensart: „zwischen meinen vier Pfählen“ statt „in meinem Hause“ nicht auf die uralte, den Heubergen ähnliche Wohnungsform zurückgehen?

die Pfähle sind in regelmäßigen Abständen durchlöchert und der Oberbau wird von starken Holznägeln gestützt. In den Tälern, wo das Hochwasser ein häufiger Gast ist und das Heu in der Heuberge ruinieren würde, sehen wir ihren unteren Teil, $1\frac{1}{2}$ bis 2 m hoch, in einen Waggenschuppen, einen Vieh- oder Schweinestall oder sogar in eine Sommerwohnung umgebaut.

Das erste bojkische Dorf, welches wir auf unserer Reise durchqueren, ist Bandriv. Außer der rutenischen Urbevölkerung gibt es hier auch eine deutsche Kolonie, und wir haben sogleich Gelegenheit, einen Kontrast zwischen der deutschen und rutenischen Siedelungsart zu beobachten. Während die deutschen Häuser zu beiden Seiten der Straße reihenweise und ziemlich dichtgedrängt stehen; kleine Blumengärtchen vor den Fenstern, einige Brunnen mit hohen Kranichen noch weiter vorne auf freiem Platze bei der Straße, alle Fenster von beiden Seiten der Straße zugewendet und die Gärten weiter hinter den Häusern, sehen wir bei den Rutenen das Umgekehrte: die Häuser stehen hie und da zerstreut mitten in den Gärten, von der Hauptstraße führen zu ihnen lange und schmale Gäßchen. Jedes Haus wurde offenbar dort gebaut, wo es seinem Eigentümer am bequemsten schien; auch die Brunnen wurden an abgelegenen, lauschigen Plätzen gegraben und sind gewöhnlich von uralten Weiden beschattet; die Brunnen sind ziemlich seicht und haben die Wände aus einem einzigen ausgehöhlten Tannenstamm, manchmal von $1\frac{1}{2}$ bis 2 m im Durchschnitt. Nur eines haben diese Häuser gemeinsam: sie sind alle mit den Fenstern nach Süden gewendet. Ich will gleich hinzufügen, daß dies bei ruthenischen Häusern überall in Ostgalizien die Regel ist. Doch sollten wir bald eine interessante Ausnahme von dieser Regel zu sehen bekommen: in Dydiova, in Lokotj und zum Teil auch in Lutovyska sind die Häuser nicht nach Süden, sondern nach Osten gekehrt, so daß in Dydiova, wo der Weg längs des Dorfes von Westen nach Osten geht, alle Häuser — natürlich außer den jüdischen — der Straße die blinden Schmalseiten zuwenden. Wie weit sich diese Mode erstreckt und was für einen Grund sie haben mag, bin ich nicht imstande anzugeben. Erst in Mšanec hatten wir Gelegenheit, die typische Bauart hiesiger Bojken genauer zu studieren. Das Charakteristische an dieser Bauart ist, daß das Wohnhaus und alle Wirtschaftsgebäude in einer geraden Linie unter einem Dache gebaut werden. Der Grundriß eines derartigen typischen Hauses möge hier an dem Hause des Fedir Cmaj gezeigt werden.

Es ist ein 48 m langes und 26 m breites Gebäude, mit den Fenstern nach Süden auf einen geräumigen Hof ausschauend, aus mächtigen von außen halbrunden und ungetünchten Dielen erbaut, unter einem hohen Strohdache und mit einer überhängenden und überdachten Galerie, welche das ganze Gebäude entlang läuft.

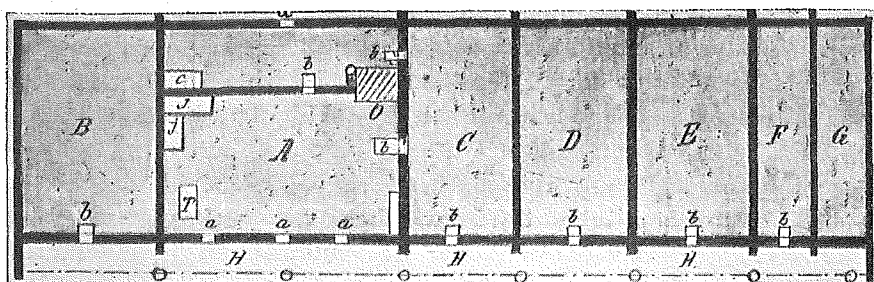


Fig. 6. Grundriß der Behausung des Fedir Cmaj in Mšanec.

Erklärung der Zeichen: *a* Fenster, *b* Türe. *A* Wohnstube, *B* Vorratskammer, *C* Vorzimmer (*siny*), *D* Tenne (*bošče*), *E* Viehstall, *F* Schweinstall, *G* Strohlager, *H* Galerie. In der Wohnstube ist *O* Ofen, *A*, eine enge Kammer mit einem kleinen Fenster und einer mit einer Falltüre zugedeckten Grube *c*, welche als Keller dient, *I* und *J* sind zwei Bettgestelle, bestehend aus rohen Brettern mit etwas Stroh darauf, einer Leinwanddecke und einem Polster, *T* der Tisch und *L* ein aus Holz gemachtes Gestell für die wenigen irdenen Töpfe und Schüsseln, welche das Küchenmobiliar ausmachen.

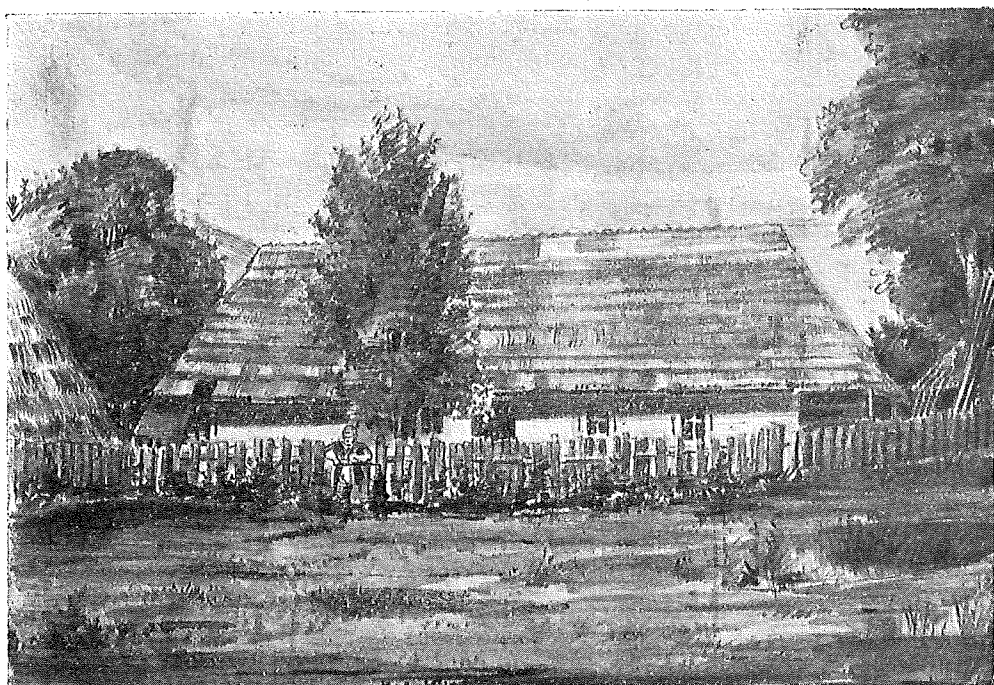


Fig. 7. Die Hälfte des ursprünglichen Gebäudes, zu einem Wohnhause umgestaltet.

Je reicher der Bauer ist, je breiter also sein Grundstück (ursprünglich waren alle Grundstücke gleich lang, von der Grenze bis an die Grenze des Dorfgebietes, und unterschieden sich nur durch ihre Breite), desto länger ist auch das Gebäude, desto mehr Abteilungen und Verliese hat es. Doch ist es gegenwärtig wegen vielfältiger Teilungen schwer,

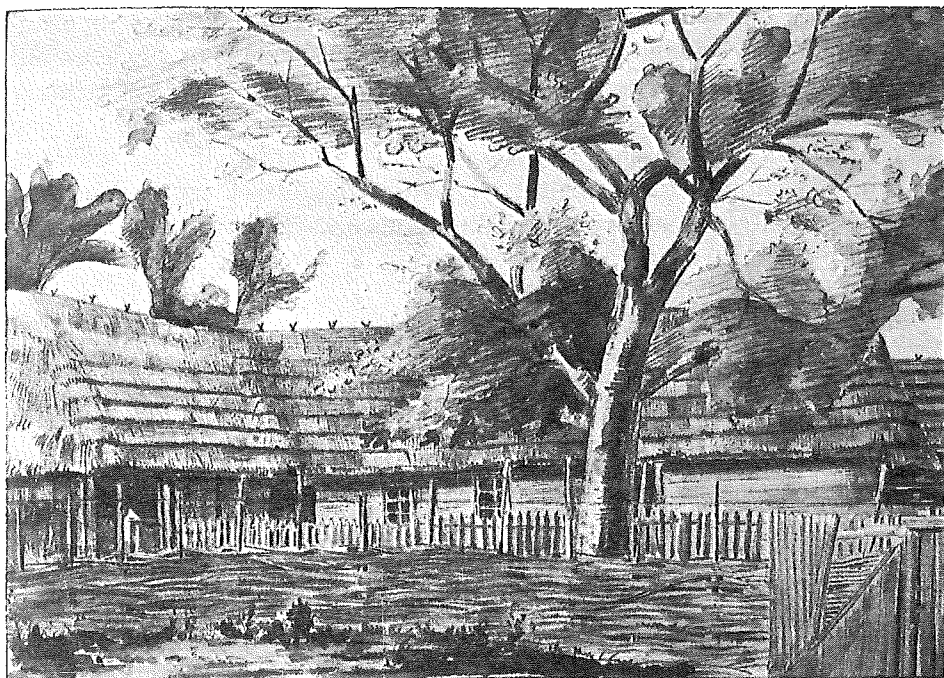


Fig. 8. Das ursprüngliche lange Gebäude wegen Raummangels rechtwinkelig gebrochen umgebaut.



Fig. 9. Das Wirtschaftsgebäude vom Wohnhause abseits gebaut, Vorn der alte Ivan Suchyj.

ein solches in seiner ursprünglichen Länge erhaltenes Gebäude anzutreffen. Wo das ursprüngliche Grundstück seiner Breite nach geteilt wurde, da wurde nicht selten auch das ursprüngliche Gebäude seiner Länge nach entzweigeschnitten und entsprechend umgebaut (siehe Fig. 7, wo aus dem ursprünglichem Gebäude offenbar die linke Hälfte zu einer Wohnung umgestaltet worden ist), oder es wurde ein Teil der Wirtschaftsgebäude von dem Wohnhause abgetrennt und entweder rechtwinkelig daran angelehnt (siehe Fig. 8) oder davon abgesondert gebaut (Fig. 9); ein solch zweiteiliges Gebäude sehen wir in der

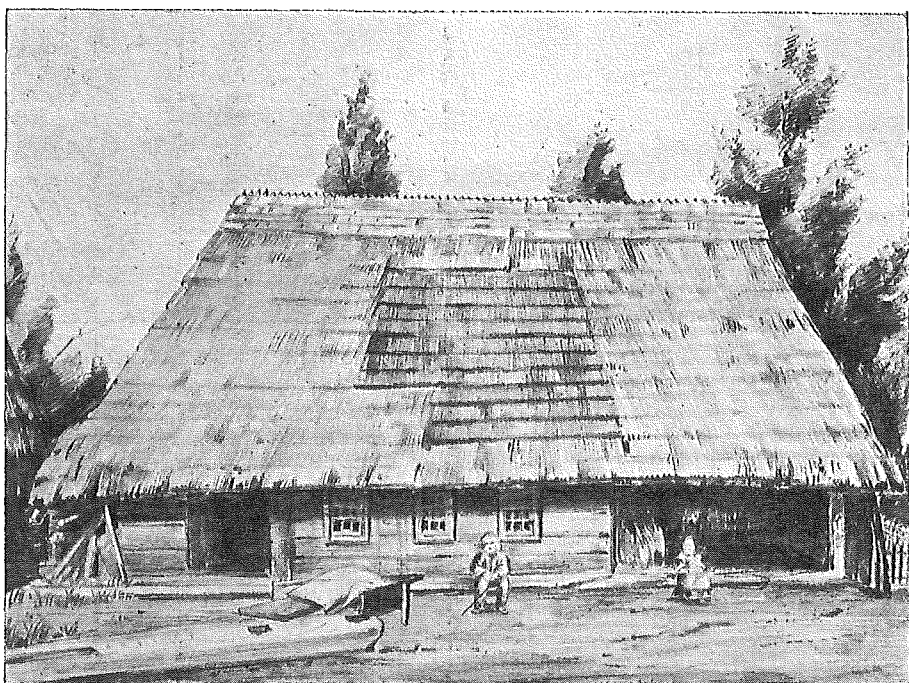


Fig. 10. Wohnhaus ohne Wirtschaftsgebäude.

Wirtschaft des Ivan Suchyj (Fig. 9), auf welche wir noch zu sprechen kommen sowie in dem Wohnhaus Fig. 10, welches ohne Wirtschaftsgebäude dasteht.

Wie die stufenweisen Bodenteilungen die Bauart beeinflussen, sehen wir am besten an dem Gebäudekomplex der Familie Pirnak, dessen Schema in Fig. 11 dargestellt wird.

Ursprünglich war der ganze Komplex Eigentum eines einzigen Mannes, des Großvaters der jetzigen Familie Pirnak. Die Häuser *A* und *B* bildeten damals ein einziges ungetrenntes Haus; andere Gebäude gab es nicht. Die Söhne dieses Pirnak teilten sich aber, rissen das väterliche Haus auseinander, und da die eine Hälfte der Wirtschaftsgebäude in ein neues Wohngebäude umgebaut wurde, so mußten nun die

Gebäude *C* und *D* entstehen. Dann kam es in der Familie des Nikolaus Pirnak zu einer neuen Teilung und das Gebäude *D* wurde, so gut es ging, wieder teilweise in ein Wohnhaus umgewandelt, und zwar so, daß die Vorratskammer die üblichen drei Fenster (nach Süden gewendet, (obwohl von der Schmalseite des Gebäudes!) bekam, dafür aber ohne eine Türe blieb; nur von der Tenne wurde in diese originelle Wohnstube eine notdürftige Tür hergestellt. Zu diesem neuen Wohnhause wurde ein neues Wirtschaftsgebäude *F* hinzugebaut. Aber auch in der Familie des Gregor Pirnak kam es zu einer Teilung, und so entstand ein neues Wohnhaus *E* und dazu ein neues Wirtschaftsgebäude *G*.

Werfen wir noch einen Blick auf die bojkische Wohnstube. Das erste, was mir in die Augen fiel, war der Umstand, daß fast alle Wohnstuben in Mšanec drei Fenster haben. In den Niederungen kommt dies, soviel ich weiß, nie vor. Ja noch mehr, die abgebildete Wohnstube des Ivan Suchyj hat sogar vier Fenster und ist im Innern so eingerichtet (siehe Fig. 12), daß sie eigentlich in zwei Stuben geteilt ist, welche einen gemeinsamen Backofen (*O*) und außerdem eine kleine englische Küche und einen gemeinsamen Tisch haben. In anderen Gegenden würde es niemandem einfallen, eine zweiteilige Wohnstube so einzurichten, sondern man würde zwei durch eine Vorhalle getrennte Zimmer daraus machen. Dies ist die erste sichtbare Spur des Zusammenlebens größerer Familien (ähnlich der indischen joint family und der serbischen Zadruga), die sich in diesem Winkel des Bojkenlandes bisher erhalten haben. In Mšanec sind diese Spuren schon ziemlich schwach; im ganzen gibt es nur vier Häuser, wo größere Familien leben. Wir haben nur eines von ihnen, eben das Haus des erwähnten

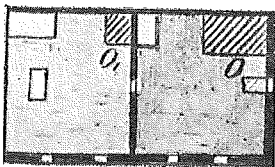


Fig. 12.

Die Wohnstube des Ivan Suchyj.

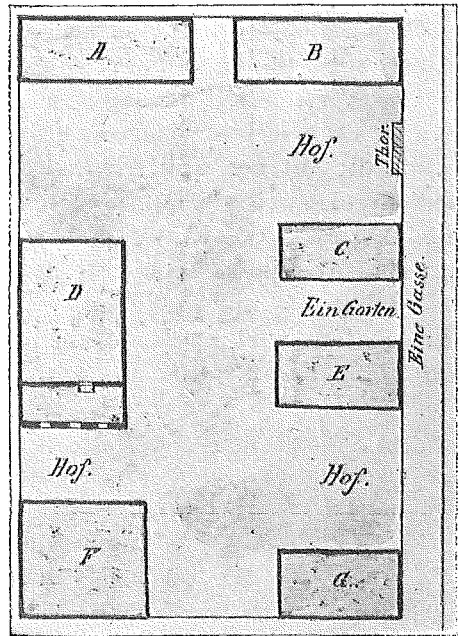


Fig. 11. Schematische Darstellung des Familiensitzes der Familie Pirnak.

Zimmer daraus machen. Dies ist die erste sichtbare Spur des Zusammenlebens größerer Familien (ähnlich der indischen joint family und der serbischen Zadruga), die sich in diesem Winkel des Bojkenlandes bisher erhalten haben. In Mšanec sind diese Spuren schon ziemlich schwach; im ganzen gibt es nur vier Häuser, wo größere Familien leben. Wir haben nur eines von ihnen, eben das Haus des erwähnten Ivan Suchyj, näher besichtigt. Er selbst ist in Fig. 9 sichtbar; seine Familie beträgt im ganzen 13 Köpfe; er selbst mit seiner Frau, zwei verheiratete Söhne und ihre Kinder; außerdem lebt der dritte Sohn in Amerika und schickt alles ersparte Geld dem Vater

nach Hause. Ivan Suchyj ist im vollen Sinne des Wortes Gründer dieser Familie. Er hat in die Familie seiner Frau hineingeheiratet, und es war eine kleine Familie; ist zweimal abgebrannt und hat das gegenwärtige Haus, wie er sich rühmt, aus einem einzigen von ihm gekauften Tannenbaume erbaut; die meterbreiten Dielen in den Wänden machen diese Erzählung ziemlich glaublich. Außer seiner Wirtschaft hat er vor einigen Jahren eine hübsche Parzelle (8 bis 10 Joch) in einem benachbarten Dorfe gekauft und bewirtschaftet auch diese mit seinen Söhnen, ohne daß sie an die Teilung denken.

»Wir leben, Gott sei Dank, in Eintracht,« sagte zu mir der alte Ivan. »Ich gehorchen mir und ich tue auch nichts ohne sie. Auch die Weiber sind friedlich und arbeitsam.« Ich fragte ihn, ob es früher solch größere Familien mehr gab, als jetzt — er wußte darüber nichts zu sagen. Er selbst habe weder in seinem Vaterhause, noch im Hause seines Schwiegervaters in solch größerer Familie gelebt. »Gott hat es mir gegeben, daß ich mir immer und überall Rat zu schaffen wußte, und so leben wir beisammen.« Er ist offenbar stolz auf seine Familie und auf sein Regiment im Hause. (Schluß folgt.)

II. Kleine Mitteilungen.

Klosterneuburger Dreikönigspiel.

Von Edwin Zellweger, Wien.

(Mit 4 Notenbeispielen.)

In Klosterneuburg, also in nächster Nähe Wiens, ziehen noch heute (1904) zwischen Weihnachten und Dreikönig Knaben von Haus zu Haus, welche „Dreikönig singen“. Das von ihnen aufgeführte kleine Herodes-Spiel ist in der Gegend durch mündliche Tradition überliefert, eine Handschrift war nicht aufzutreiben. Die vier beteiligten Knaben sind folgendermaßen kostümiert:

König Herodes, eine goldpapierüberzogene Pappenkrone auf dem Kopfe und ein Schwert in der Hand.

Kaspar, der erste König aus dem Morgenlande, mit einer Silberpapierkrone und ebenfalls mit einem Schwert.

Melchior, der zweite König, mit einem Krönlein aus gelbem Papier mit darauf gemaltem Stern.

Balthasar, der dritte König, mit einer Krone aus schwarzem Papier, mit schwarzem Kreuz (sic!) in gelbem Feld und einem Stab in der Hand, drauf sich ein stanniölüberzogener Stern befindet.

Alle haben weiße Kittel über den Alltagsgewändern und Schnurrbärte angeschwärzt, Balthasar hat das ganze Gesicht geschwärzt.

Der Text des Spieles ist folgender:

König Herodes (allein):

König Herodes werd' ich genannt,
Ich leide keinen fremden König in meinem Land,
Und wenn einer dagegen ist,
Möcht' ich auch wissen, wo er hier ist!
Tretet herein Ihr drei,
Schrecket nicht zurück vor meinem Reich!
(Die drei Könige treten ein.)

Kaspar:

Sei begrüßt, lieber König Herodes von Jerusalem, wir befinden sich schon einige Tage auf der Reise und wollen bei Dir, König Herodes, uns anfragen. Nachdem sage uns, wo ist der neugeborene König der Juden, denn wir haben unseren Stern im Morgenland gesehen und sind gekommen, ihn (sic!) anzubeten.

Herodes:

Was geschieht dann, wenn Ihr ihn gefunden habt?

Balthasar:

Wir wollen ihn anbeten und Gold, Weihrauch und Myrrhen zum Geschenke bringen!

Herodes:

Auch ich will ihn anbeten, wenn ich meinen Dolch durch die Brust dränge. Drei Stund' rings um Betlehem bestelle ich meine Soldaten, um die zweijährigen Knäblein töten zu lassen. Darunter wird sich gewiß der neugeborene König befinden. Also, zieht hin, der Stern soll Euer Begleiter sein!

Mel. I.



Wacht auf ihr Christen-män-ner zieht mit uns nach Bet-le-hem.

Mel. II.

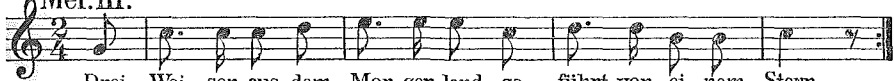


Wir heil-gen drei Koe-nig von Mor-gen-land, die



Stra-ßen des Wags sind uns un--be-kannt.

Mel. III.



Drei Wei-sen aus dem Mor-gen-land ge-führt von ei-nem Stern.

Mel. IV.



Wir dan-ken euch für die-se Ga-ben
Gott.....



die sie uns ge-ge-ben ha-ben

..... lan-ges Leben.

Die drei Könige (singend):

(Mel. I.) Wacht auf, Ihr Christenmänner,
Zieht mit uns nach Betlehem,
Denn es meldet uns der König,
Daß der Heiland drinnen ist.
Kommt wir wollen ihn anbeten,
Fallet nieder auf die Knie!

(Sie knien nieder.)

Denn es ist der höchste König,
Der die ganze Welt regiert.

(Sie stehen auf.)

Herodes:

Was muß ich von Euch vernehmen,
Ein König der ganzen Welt?
Wer und wann hat ihn gekrönt,
So daß ich ihn gleich töten ließ!
Über mich darf niemand herrschen,
Jeder muß des Todes werden!
Bringt mir alle Kinder herbei,
Alle hau' ich entzwei!

Die drei Könige (singen):

Was, Du willst die Unschuld morden?
König, halte Deine Rache ein,
Denn Du bist aus Deinen Grimen,
Verkündest uns den Schein. *)

Herodes:

Was, Ihr wollet mich regieren,
Daß **) der höchste König bin?!
Fort mit Euch, sucht nach dem Kinde,
Bringt's mir in die Burg herein!

Die drei Könige (singen):

Adje, Herr König, wir reisen
Bei Sturm und auch bei Wind,
Denn es wird sich schon erzeigen
Das liebe Jesukind.

(Mel. II.) Wir heiligen drei König vom Morgenland,
Die Straßen des Weges sind uns unbekannt.
Nach Betlehem wollen wir reisen,
Der Stern soll uns hinweisen.
Dem Kindlein bringen wir Opfer dahin,
Den König Herodes steht unser Sinn. ***)

(Mel. III.) Drei Weisen aus dem Morgenland,
Geführt von einem Stern,
Gold, Weihrauch, Myrrhen in der Hand,
Erscheinen vor dem Herrn! —

Hier endigt das kleine Spiel; nach der obligaten Besenkung der Knaben singen sie im Fortgehen:

(Mel. IV.) Wir danken Euch für diese Gaben,
Die Sie uns gegeben haben,
Gott wird Euch schon wiedergeben
Gesundheit, Glück und langes Leben. —

Die Nähe Wiens hat unglücklicherweise auf die Sprache gewirkt, der Dialekt ist fast ganz der Ausdrucksweise der Schriftsprache gewichen, und das verständnislose Rezitieren des Textes durch die Knaben hat die große Textverderbnis zur Folge gehabt. Betrachten wir das Verhältnis dieses Spieles zu anderen, so zeigt sich, daß das Spiel, da es mit dem Auftreten des Herodes beginnt, zu der Gruppe gehört, welche nach Vogt †) auf Hans Sachs zurückgeht, und zu welcher die Graftschafter Versionen des Herodes-Spieles, Heiligenbluter und Kremnitzer in Beziehung stehen. Jedoch fehlt das Fortschicken des

*) Unverständliche Verballhornung.

**) Soll wohl heißen: der.

***) Verständlicher wäre: Dem König Herodes widersteht unser Sinn.

†) Friedr. Vogt: „Die schlesischen Dreikönigspiele“, Leipzig 1901, p. 287 ff.

Dieners, diese Figur selbst, die Judenberatung und die Anbetung des Kindes. Auch der Kindesmord und das Ende des Königs fehlen. Dadurch berührt sich das Spiel mit den „Sternsingerliedern“, obwohl diesen die Steigerung, daß Herodes das Kind zuerst töten lassen, dann selbst töten will, fehlt. Abgefaßt war das Spiel wohl in Versen, wie die restlichen Spuren zeigen, erst im Laufe der Entwicklung und Verballhornung wurden diese zur Prosa.

Mittelalterliche Gefäße aus Mödling.

Von Robert Eder, Mödling.

Vor mehreren Jahren wurden bei Grabungen in den Höfen der Häuser in Mödling, Elisabethstraße 10 und 26, zwei mittelalterliche Tonkrüge und gelegentlich einer vorjährigen Erdaushebung für die Wasserleitungsrohre in der Pfarrgasse bei den Häusern 20 und 21 (Sackgasse) mittelalterliche Gefäßreste, darunter Henkel mit Töpfermarken, gefunden. In betreff des größeren Kruges wäre eine Einrichtung hervorzuheben, die den Zweck hat, daß das Gefäß, obwohl bei vollem Inhalte jedenfalls schwer handsam, dennoch verhältnismäßig leicht zu regieren sei. Indem nämlich dem Henkel gegenüber etwas rechts sich ein kleiner Knauf befindet, kann die rechte Hand (der Daumen ruht auf dem Rande, der Zeigefinger unter dem Knauf) dem Krug die Führung geben, indes die linke Hand den Henkel hält. Die Ausgußausbiegung am oberen Rande ist nicht wie sonst in der Mitte des Kruges, dem Henkel gegenüber, sondern etwas linksseitig, so daß bei dem Senken des Gefäßes nach vorne zu der Inhalt vorsichtig entleert werden kann. Der Krug ist aus dunkelgrauem Ton erzeugt und hat folgende Maße: Höhe $32\frac{1}{2}$ cm, Durchmesser des Bodens $15\frac{1}{2}$ cm, Durchmesser der oberen Lichten $12\frac{1}{2}$ cm. Der Henkel zeigt eine gleiche Töpfermarke wie jene des zweiten Henkelfragments auf dem Bilde. Der kleinere Krug hat folgende Maße: Höhe 19 cm, Durchmesser des Bodens $8\frac{1}{2}$ cm, Durchmesser der oberen Lichten 6 cm; er ist aus rötlichgelbem Tone erzeugt und die Töpfermarke ist ein kleines Kreuz.

Die Henkelfragmente zeigen folgende Markenfiguren, die durch einen Stempel in den Ton eingedrückt wurden und dadurch relief herauskamen. Auf dem ersten sehen wir einen Kreis, darin ein Kreuz, auf dem zweiten eine einfache Kerbung, auf dem dritten oben einen Querbalken, darunter ein Kreuz und vier vorspringende Dreiecke zwischen den Kreuzarmen; auf dem vierten gleich dem vorhergehenden, Querbalken und Kreuz, nur befinden sich in den Feldern zwischen den Kreuzarmen vier vierzackige Sterne; auf dem fünften sehen wir ein oben und unten durch einen Querbalken geschlossenes schräges Kreuz; auf dem siebenten ein schräges Kreuz, links, rechts und unterhalb Balken. Das sechste Henkelfragment ist ein Knauf, wie jedenfalls je zwei solche an einem Gefäße angebracht waren. Unterhalb am Ende gegen die Wandung des Gefäßes zu befindet sich eine Vertiefung, passend zum Einlegen des Zeigefingers bei dem Halten des Gefäßes.

Sonst liegt mir noch weiteres Material vor und sind die Formen der Marken den oben besprochenen meist ähnlich. Zuweilen befindet sich die Marke auch auf dem Rande des Gefäßes. Auffallend ist, daß alle diese Gefäßfragmente mit so verschiedenen Marken auf einem kleinen Raum beisammen lagen. In nächster Nähe wurden bei derselben Gelegenheit auch Scherben von römischen Gefäßen gefunden. Der Fundort liegt unterhalb der St. Otmar-Kirche. Die beiden Krüge und die Henkel mit Marken befinden sich in meiner Sammlung.

Nochmals egerländisch lei(n).

Von Alois John, Eger.

Jeder Sprachforscher wird Herrn Professor Dr. Hintner dankbar sein, dass er die sprachlich ganz unmögliche Deutung des egerländisch lei(n) aus „leucht' ein“ durch Dr. Müller in Franzensbad sofort zurückgewiesen hat, denn mit solchen Künsteleien würden wir nicht weit kommen. Im Nachfolgenden will ich versuchen, die dankenswerthen Mittheilungen Professor Hintner's noch durch Einiges zu ergänzen. Schon im Jahre 1891 hat Oscar Steinel (Schweinfurt) in Brenner-Hartmann's „Bayerns

„Mundarten“, Band I, Heft 1, Seite 146, auf lei(n) hingewiesen. Steinell schreibt „lō-j“ und bemerkt dazu: „Ich erinnere mich, als Kind in meinem Heimatsorte im *Fichtelgebirge* oft Abends beim Nachbar Bauer beim ‚Lō-j‘ gesessen zu sein. Es war dies eine höchst einfache, aber dabei sehr ausgiebige und romantische Beleuchtung. In der Nähe des Ofens war ein mächtiger trichterförmiger Rauchfang angebracht, dessen nach unten gekehrte Oeffnung etwa in Kopfhöhe stand; vor demselben, mitten unter dem Trichter, befand sich ein ‚Pfännchen‘ aus Eisenstäben, in demselben wurde fortwährend ein hellbrennendes Kienfeuer unterhalten, das die Stube bis in den letzten Winkel erhellte und zugleich auch wärmte. Wie ist wohl der Ausdruck ‚der Lō-j‘ zu erklären; könnte wohl die Abstammung ermittelt werden?“

Auf diese Anfrage erwiderte zuerst einer der Herausgeber von „Bayerns Mundarten“, Universitätsprofessor Dr. Oscar Brenner in Würzburg, durch folgende Zusatzbemerkung: „Der unerschöpfliche Schmeller I, 1480, gibt Lēi-houd aus der Oberpfalz an und vergleicht hennebergisch Luner; am nächsten kommt hessisch Löhn, Feuerchen, siehe Vilm. 252, doch wohl zu lohe (Lün, Lexer I, 1982, ist davon zu nennen), schlesisch lohen und lou, Flamme, siehe Grimm VI, 1128 ‚Lohe‘.“

Gradl hat daraufhin in derselben Zeitschrift, II, 137, seine schon 1868 aufgestellten, auf Schmeller und Lexer zurückgehenden Erklärungsversuche wieder aufgenommen, aber sich für mhd. lie, lieue, Laube und dann nach Friedrich Pfeiffer für hliga = Zelt, Hütte, etwas in die Höhe Gebautes, und für line, lin = Gelände, Balcon, Gallerie entschieden. Deutlicher ist natürlich die Sache damit auch nicht geworden; man konnte sich einfach diese Erklärung in Wirklichkeit nicht vorstellen; mit einem Worte: Gradl's Worterklärung reichte nicht hin zur *Sacherklärung*! Da musste das Vorkommen des Wortes bei *anderen Gegenden* herbeigezogen werden, wie es Professor Hintner gethan hat.

Das war der allein richtige Weg, um zur vollständigen Klarheit zu gelangen. Was Neubauer betrifft, so hat derselbe zur Erklärung des Wortes gar nichts Neues beigetragen, sondern einfach die schon vorliegenden lexicalischen Stellen bei Lexer, Schmeller u. s. w. verzeichnet. Man kann also bezüglich Neubauer's von keinem „Erklärungsversuch“ reden. (Vergl. Hintner, S. 188 d. Zeitschr.)

Älteren Formen des Wortes sollte trotzdem noch mehr nachgegangen werden. Gradl fand in einem Contractenbuche vom Jahre 1631 die Form „Lienhuedt“; ich fand in den Kirchenrechnungen von Oberlohma 1643—1684 unter Ausgaben für das Schulhaus die Form „lienhut“. (Vergl. Oberlohma, Geschichte eines egerländ. Dorfes, S. 86.) So viel zur Wortgeschichte von „lei(n)“ im Egerlande, dessen endgiltige Erklärung nach Professor Hintner's ausreichendem Material nun wohl gesichert sein dürfte. (S. 191 d. Zeitschr.)

Trotzdem ist aber auch damit die Bedeutung des Wortes lei(n) noch nicht vollständig erschöpft, ja es bietet noch einige Räthsel, zu deren Lösung ich mit beizutragen bitte.

1. Zunächst führe ich an, dass Lei(n) im Egerlande sehr häufig als *Hofname* vorkommt, zum Beispiel „Lei(n)-mertl“ (in den Dörfern Mühlessen, Sirmitz u. a. O., vergl. meinen Aufsatz „Egerländer Hofnamen“ in „Unser Egerland“ II, 49, unter „Mertl“). Was ist nun das für ein Martin, der „Lei(n)“-Martin?

2. In einigen Bezirken des Egerländer (nordgauischen) Sprachgebietes, zum Beispiel im Falkenauer, Bischofteinitzer und Wieser Bezirk, ist es Sitte, dass nach dem Hochzeitsmahle sich die ganze Hochzeitsgesellschaft zum Tanze ins Wirthshaus begibt. Zu diesem Tanze hat nun Jedermann im Dorfe Zutritt. Aber die nichtgeladenen, neugierigen Zuschauer heisst man „Lei(n)-hout“. „Auf'n Lei(n)hout geh'n“ heisst also: zum Hochzeitstanz zuschauen gehen, wobei aber das Mittanzen keineswegs ausgeschlossen ist. Jeder Bursch hat vielmehr das Recht, die Braut zum Tanze zu bitten. Hier steht man vor einem Räthsel!

Einer mir zugekommenen Deutung: „Lei hout“ = Liebe hüten, Liebeshut (mit Bezug auf die bekannte Sitte des Brautstehls, also die Liebe, die Braut hüten), möchte ich mich nicht anschliessen. Denn lei(n) hat doch deutlich (auch phonetisch durch

Klammern angezeigt) *nasale* Aussprache! Ich vergewisserte mich, dass auch wirklich nicht „lei“, sondern „lei(n)“ ausgesprochen wurde.

3. Im Tachauer Bezirk hießen die Abende, welche in der Rockenstube mit Spinnen zugebracht wurden, „*Lei(n)-Abende*“. Am letzten „Lei(n)-Abend“, der zugleich der Schluss der Rockenstube war, gab es eine kleine Lustbarkeit und man sang: „Da ‚Leinhout‘ is as!“

4. Im Tachauer Bezirk werden heute noch Zechgelage und Schmausereien, welche bei *Kauf und Verkauf*, ja selbst bei *Verlobungen* stattfinden, mit dem Ausdrucke: „*Lei(n)hout*“ bezeichnet. Freunde und Bekannte gehen dann auf den „Lei(n)hout“. (Herr J. Köferl, Lehrer i. R. in Tachau, der mir dies auf meine Anfrage mittheilte, will „Lei(n)hout“ aus der Zeit des Lehnwesens [also Lei(n)hout = Lehenhut, Lehnhut, sich in den Schutz, in die Hut eines Mächtigen begeben] herleiten — was nicht recht wahrscheinlich.)

5. In der Tepler Gegend wird „Lei(n)hout“ als *Spottwort* für einen Menschen gebraucht. (Mittheilung des Herrn Bürgerschullehrers Sattler in Eger.) Hier ist wohl auf die oft ungefüge *Form* des „Leinhoutes“ angespielt (in älterer Zeit ein hölzerner Kasten).

Alle diese noch nicht gelösten Räthsel von „Lei(n)“ und „Lei(n)hout“, die schon für das nächste Heft von „Unser Egerland“ fertiggestellt waren, übergebe ich nun dieser Zeitschrift, welche das egerländische lei(n) so entschieden vertheidigt und erklärt hat mit dem Wunsche, es mögen *recht viele Mittheilungen* daraufhin an mich gelangen, welche zur vollständigen Erklärung der obigen Ausdrücke und Bräuche führen können. (Adresse: *Alois John*, Schriftsteller, Eger.)

Zur Tatzelwurmsage.*)

Von Josef Freih. v. Doblhoff, Wien.

A. Kohl: „Alpenreisen“, III., p. 324, sagt zu diesem Gegenstande:

„An die Mythen von den Bergdrachen schließen sich die vielfach in den Alpen verbreiteten Sagen vom Stollenwurm an. (Siehe Henne-Am Rhyn: „Schweizer Sagen“ über die Details, Krone**), Raupenfüße, Katzenkopf.) Das Wunderbarste (fährt Kohl fort) bei dieser rein aus der Luft gegriffenen Sage ist ihre allgemeine Verbreitung in den Alpentälern. Man kann hundert Meilen weit in den Bergen reisen und in jedem Tale Leute finden, die von dem Stollenwurm (Tatzelwurm) eine ganz übereinstimmende Schilderung geben.“ Pag. 325: „Jedenfalls muß es für Psychologen und Ethnographen interessant sein, aus Tschudis trefflichen „Reisen in Peru“ zu erfahren, daß auch die Bergbewohner der Anden ihre Einbildungskraft mit einem ganz ähnlichen Tiere plagten, das sie „Carbunculo“ nennen. — Wie der „Stollenwurm“ eine leuchtende Krone auf dem Kopfe (siehe Henne-Am Rhyn, Kohlrusch etc.), so hat dieser „Carbunculo“ einen hellen, feurigen Edelstein darin. Wenn man ihm naht, so schlägt er eine Klappe seiner Hirnschale auf und der Stein verbreitet ein so helles Licht, daß die Menschen geblendet und an seiner Verfolgung gehindert werden. Alle Indianerstämme weit und breit erzählen die Sage vom „Carbunculo“ ganz auf gleiche Weise.

Die Drachensage ist nach Kohl (III., p. 323), entschieden die „Personifizierung“ (oder „Animalisierung“), besser: „der Drache ist die allegorische Gestalt der schlummernden Lawine, der Schlamm- und Steingüße in den Alpen“, die auch plötzlich losbrechen. Aus dem Volksmunde stammt (nach Kohl), wenn ein Unfall geschah, der Spruch: „Ein Drache ist ausgefahren.“

Anfragen.

1. In und um Neuern gebraucht man für Adam den Rufnamen Sob, Soba (sobə, dim. sobəl). Wie ist der Name zu erklären?

2. In dem Walde um Silberberg (Böhmerwald) heißt ein Teil „in Lâ-kastnan“ (in den Laubkästen). Nordlage, gemischter Bestand, Buchen und Fichten. Im Egerlande (Voitersreuth) kommt der Flurname „Kastenegeten“ vor. Wie sind diese Wörter zu erklären?

Antworten an die Redaktion erbeten.

*) Vergl. meine Ausführungen über die Tatzelwurmsage diese Zeitschrift I., S. 129 ff

**) Die Krone erscheint auch bei der „Kranlnatter“ in Niederösterreich, die ebenfalls die Milch austrinkt.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

1. Das „Todaustreiben“. Dieser slawisch-heidnische Kultus, den im Jahre 1366 der Prager Erzbischof Johann Ocko von Wlasim unter Strafe des lokalen Interdikts verboten hatte (nach P. Focke's Chronik), hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Am Sonntag Lätare (Monat März) wird dieser Brauch in den böhmisch-sächsischen Elbeufer-Ortschaften von der Jugend gefeiert. Die Zeremonien hiebei sind folgende: Am Nachmittag des Lätare-Sonntags versammelt sich die Dorfjugend und bindet eine in weibliche Kleider gehüllte Puppe, die von der letzten Braut im Dorf angefertigt wird, auf eine Stange, die dann längs der Elbe von Süd nach Nord getragen wird. Der Träger heißt der Totenvater, der vorausgeht und dem die ganze Kinderschar folgt, monoton singend:

„Treibt 'n — treibt 'n Tod 'naus,
Treibt 'n über die Haue;
Es kommt eine schöne Jungfraue,
Sie hatt'n Tod in die Elbe gebaut,
Sie ist eine schöne Jungfraue.“

Ist der Zug bis an die nördliche Ortsgrenze gekommen, so schleudert der Totenvater die nicht fest angebundene Puppe in die Elbe, wirft die Stange weg und sucht eines von den eiligst die Flucht ergreifenden Kindern zu erhaschen. Keines will sich fangen lassen, weil man glaubt, dass in das Haus des erhaschten Kindes Krankheit und Unglück einkehren. Weil aber der Totenvater den Gang eines alten Mannes nachahmen muß, so erhascht er gewöhnlich kein Kind. Des Haschens müde, versammelt sich wieder die ganze Gesellschaft, bindet an die Stange einen grünen Strauß, wenn möglich von Märzblumen, und geht, den Namen der letzten Braut nennend, wieder den gekommenen Weg zurück, wobei folgendes gesungen wird: „N. N. ist eine schöne Braut, hatt'n Tod in die Elbe gebaut!“

H—er.

2. Deutsch-mährische Sitten und Gebräuche. Ueber dieses Thema sprach unlängst Herr A. R. Orliczek im Deutschen Klub zu Brünn. Der Vortragende, der nach einer kurzen Ansprache auf die eigentlichen Kernpunkte seines Themas einging, befasste sich zunächst mit den Gebräuchen des Neuen Jahres, von denen sich einige bis heute erhalten haben. Das Betteln der Kinder am Dreikönigstage hat sich in den deutschen Dörfern ganz verloren. Die alten Faschingsgebräuche sind ebenfalls ganz verschwunden und mit ihnen ein grosser Teil der echt deutschen Gemütlichkeit und Gastfreundschaft. Es wurden früher selbst in den Dörfern Maskenscherze aufgeführt. Die Burschen pochten, als Bären verkleidet, überall an und wurden auch oft zum Krapfenessen eingeladen. Der Vortragende besprach sodann die Gebräuche des Palmsonntags und der Osterwoche. Der erste Mai wurde auch mit Tanz und Festen gefeiert, von der Feier der Johannisnacht hat sich lediglich das Sonnwendfeuer erhalten. Das Erntefest entschädigt dann den Bauer für die lange Arbeit des Sommers. Das Kirchweihfest mit dem Rosmarin und dem Tanz beim Kirtagbaum ist allgemein bekannt. Von den mannigfachen Gebräuchen des Allerheiligenfestes hat sich nur das Schmücken der Gräber erhalten. Es folgt das Fest der Martini-Kirchweih, an das sich das Nikolofest anschliesst, bei dem noch heute in den Dörfern der Nikolo mit dem Krampus herumzieht. Die bekannte Feier des heiligen Abends bedarf weiter keiner Erwähnung. Der Vortragende erwähnte mit dem Ausdrucke des Bedauerns, daß die alten Volksbräuche immer mehr verschwinden, und schloß seine interessanten Ausführungen mit dem Hinweise darauf, daß es unser Bestreben sein sollte, diese alten Bräuche wieder zu beleben.

H—er.

3. Volkstümlicher Festführer durch den Jahresring der Zeiten. Der unermüdliche Erforscher des Deutschtums in Nordmähren, Herr Wanderlehrer Hoyer, des mächtigen Bundes der Deutschen Nordmährens, hat gelegentlich der XVII. Tagung der Hauptversammlung des Bundes in Mähr.-Schönberg im Juli vorigen Jahres einen volkstümlichen Jahresführer zusammengestellt, welcher ob der Idee, die alten Bräuche im Volke neu zu beleben, der Hauptsache nach hier angeführt zu werden verdient.

„Gleich zu Anfang des Jahres während der Rauhächte: Frigga's Umzug. — In der Faschingszeit eine deutsche Kirmes; alte deutsche Volkstrachten. — Dann Ostarafest mit Osterfeuer, Ostergänge. — Walpurgisabend mit Jugendspielen, Volksbräuchen, daran knüpfend ein Vortrag. — Saatreiten am Stefanitag. — Maibaumfeier. — Pflingstfest: Wettlaufen, Vogelschießen, Hahnenschlagen, volkstümliche Spiele, Steinstoßen und -Werfen. — *Sonnwendfest*. — Wallfahrt; an einer Quelle im Walde lagern; Ansprache über die Vergangenheit unseres Volkes. — Erntefest: Umzug mit den bekränzten Schnittern und Erntewagen; Ausstellung der geernteten Früchte. — Michaelifeier: volkstümliches Pferdewettrennen; wilde Jagd. — Kirchweihitag, Schulfest. — Allerseelentag. — Hubertus-, Martini- oder Nikoloabend, verbunden mit Bleigießen, Schuhwerfen, Glückheben, Vorlesen alter Volkssagen. — Schwing- oder Rockenabende für Frauen- und Mädchengruppen; Singen alter Volkslieder; Einüben der Volkstänze. — Julifest. — Silvesterabend.“

Es wäre nur zu wünschen, wenn dieser vortreffliche Führer allseits Beherzigung fände!

H—er.

4. „Pauernball“ in Bautsch. Am 1. Februar 1904 fand unter massenhafter Beteiligung aller Kreise aus Bautsch und Umgebung ein überaus gelungener Kostümball statt. Namentlich verursachte die „Bauernhochzeit“ allgemeines Staunen. Im Saale konnte man an den Wänden folgende Dialektsinnsprüche lesen: 1. Möhlworm un ofenworm — macht die reichsten Pauern orm. 2. Kaltes Mahl und wormes Brot — es na Pauern sei Tod. 3. Wenn de Gäns zu Ostern ohn Eis thun stehn — do warn sa zu Pflingsten ein Drak ringeln. 4. De grössten Pauern hon die timmsten Aräppel. 5. War de Garst ei der Putzwoch sät, hot wenich zu verkaifen und dar's Spinnradla erschlich dreht, hot wenich zu waifen. 6. Besser a Laus ein Kraut wie gorr ka Fleisch. 7. Der nischit derheiert und nischit erirbt — bleibt a Battler, bis er stirbt. 8. Als versoffen fir san End — es das beste Testament.

H—er.

5. Trachtenfest „Ein Ausflug ins Thesstal“ in Mähr.-Schönberg. Dem Grundgedanken dieses am 11. Jänner 1904 stattgefundenen Festes wurde zunächst durch die reichlich vertretenen Thesstaler Trachten, denen sich Volkstrachten anschließen, sowie durch die urwüchsigen Gestalten des Bürgermeisters, seines Schreibers und seiner in der Ausübung ihres Amtes ungemein tatkräftigen Büttel Rechnung getragen. Die Viererreigen wurden von durchschnittlich achtzig Personen getanzt, an welche sich andere volkstümliche Tänze anschließen.

Das ganze Unternehmen verdankt auch hier wieder der tatkräftigen „Bundesgruppe Schönberg des Nordmährer Bundes“ sein vortreffliches Gelingen.

H—er.

6. Schönhengster Volksfest. Dieses am Faschingmontag den 15. Februar 1904 vom Männergesang- und Musikverein von Mähr.-Trübau veranstaltete Fest war volkskundlich dadurch sehr interessant, daß dabei alte Sitten, Bräuche und Tänze des Schönhengstgaues zur Darstellung gelangten. Die Festordnung gliederte sich in drei Abteilungen: *I. Abteilung. Festzug.* 1. Trompetentusche (Fanfaren). 2. Maimädchen. 3. Schmeckosterbuben. 4. Sommer und Winter. 5. Todaustragen. 6. Nachtwächter. 7. Charfreitagsnarrer. 8. Schnittergruppe. 9. Nikolo und Krampus. 10. Schönhengster Hochzeit (Musikanten, Kuchenprediger, Gemeindeschreiber, Brautpaar, Kranzjungfer und Kranzelführer, Brautfrauen). 11. Schönhengster Volk. 12. Gäste. — *II. Abteilung. Volksmusik.* 1. Trompetentusche (Festfanfare). 2. Streit des Sommers mit dem Winter (Wechselgesang). 3. „Maiesinglied“ (einstimmiger Gesang der Maimädchen). 4. „Wos wird sich denn mei Hons gedenka“ (Männerchor). 5. Kuchenpredigt. 6. Nachtwächterlied. 7. Schöpskopffanfare (Altstadt bei Mähr.-Trübau). — *III. Abteilung. Tanz.* In der Tanzordnung wurden unter anderem folgende Volkstänze aufgenommen: Schirmerdörfeler-, Stehts-, Plotsch- und Tüchlatanz. Nach Mitternacht endete dieses schöne Volksfest mit einem feierlichen „Baßbegraben“.

H—er.

7. Heimatskunde von Mistek und Umgebung. Der Deutsche pädagogische Verein von Mistek und Umgebung beschloß die Herausgabe einer Heimatskunde seines Bezirkes. Wir können diesen Entschluß um so freudiger begrüßen, als es bisher in

Mähren an dergleichen Arbeiten fast gänzlich mangelte. Daß man der Volkskunde ein besonderes Augenmerk zu schenken gewillt ist, kann erfreulich bezeichnet werden. Wir werden seinerzeit auf dieses Werkchen noch einmal zurückkommen. *H—er.*

8. Aus dem Kuhländchen. (II. Chronologischer Jahresbericht.) Auch der heurige Jahresbericht kann sich würdig der Aufzählung der vorjährigen volkstümlichen Bestrebungen anreihen. Im Jänner veranstaltete der tätige Mädchensingverein in Kunewald unter der Leitung des Oberlehrers Hausotter einen Unterhaltungsabend, an welchem nebst einzelnen Chören auch einige Theaterstücke zur Aufführung gebracht wurden. Den Glanzpunkt erreichte jedoch die Unterhaltung in einigen dialektischen, volkstümlichen Vortragsstücken „Lustige Geschichten aus dem Kuhländ“, welche den Oberlehrer Emil Hausotter zum Verfasser hatten und derzeit bereits in einem stattlichen Bändchen, verbunden mit ernsteren Erzählungen, im Buchhandel (R. Hosch, Neutitschein 1904) erschienen sind.

Bald darauf veranstaltete die rührige Bundesgruppe Schönau mit ihrem Gesangsverein eine Uraufführung einiger alter Kuhländler Lieder, welche nun zur Gänze durch den unermüdlichen Musikprofessor und Forscher Josef Žak aus Brünn der Veröffentlichung zugeführt werden. Die übrigen volkskundlichen Veranstaltungen und Feste (Saatreiten, Maifeier, Johannisfeier u. a. m.) verliefen im Rahmen ehrwürdiger, althergebrachter Traditionen.

Erfreuliche Fortschritte machen die Musealbestrebungen. Das aus kleinen Anfängen im Jahre 1900 sich aufbauende Ortsmuseum zu Kunewald hat sich derzeit zu einer sehenswerten Institution emporgeschwungen und gebührt dem Gründer und Ausgestalter dieser höchst interessanten Sammlung Herrn Oberlehrer Hausotter uneingeschränktes Lob. Dank der schulfreundlichen Gemeindevertretung im Vereine mit dem Ortschaftsrat wurde über Antrag der Schulleitung dem Museum ein eigenes Zimmer in den Räumlichkeiten der Lehrmittelsammlungen eingeräumt.

Nebst der weiteren musealen Ausgestaltung wurde im heurigen Jahre zur Eröffnung einer zweiten Abteilung, „Materialien zur Geschichte der Gemeinde“, geschritten, welcher Sammlung erfolgreichste Betätigung zugrunde lag und außer wichtigen, auf die Gemeinde Bezug habenden Urkunden, Schriften und Büchern auch manch wertvolles volkskundliches Schriftstück aufweist.

Soeben werden die Vorerhebungen behufs Gründung einer Ortsmuseums-Gesellschaft eifrigst gepflogen und wird mit der zugleich beabsichtigten Herausgabe einer Geschichte der Gemeinde ein Unternehmen resultieren, das gleichen Institutionen sich würdig anreihen darf.

Das Stadtmuseum in Neutitschein, noch vor kurzem in dem wöchentlich einmal gestatteten Zutritt der Bevölkerung in seine Räume sein Wohl und Wehe erblickend, scheint einer tatenreichen Zukunft entgegenzugehen.

Auf gegebene Anregungen hin, zu welchen wohl die wackere Ferialverbindung „Germania“ in ihrer lobenswerten Propaganda auf Erbauung eines eigenen Musealgebäudes — dem sie die Erträgnisse ihrer Ferialfeste zur Gänze zuzuwenden gedachte, doch aber schließlich dafür nur einen bescheidenen Obolus erübrigte — den ersten Anstoß gab, sah man sich, in der Erwägung, daß Museumsvereine äußerst fördernd auf die Sammeltätigkeit einwirken, veranlaßt, auch im Kuhländchen einen „Museumsverein Kuhländchen“ zu gründen. Gleichzeitig wurde ein engerer Ausschuß, bestehend aus den Herren Direktor Kustos Anton Bauer, Dr. Wilhelm Freißler, Prof. Emil Kolig, Dr. Julius Perl, Bürgerschullehrer Karl Peschke und Lehrer Josef Ullrich, beauftragt, die Vereinssatzungen auszuarbeiten. Wir werden über diese Bestrebungen später noch des Ausführlichen berichten.

Erfreulich ist auch der Beschluß der deutschen Lehrerschaft des Kuhländchens, eine Bezirkskunde herauszugeben.

Von weiteren heimatkundlichen Bestrebungen verdient das in Kürze erscheinende Werkchen „Hundert Jahre heimatkundlicher Forschung im Kuhländchen“ (Verlag P. Hartmann, Neutitschein 1905) hervorgehoben zu werden, welches uns in einer ausführlichen Übersicht über die Fortschritte heimatkundlicher Bestrebungen informiert und besonders durch

seine reichhaltigen geschichts-, volkskundlichen und naturwissenschaftlichen Literaturnachweise Interesse finden dürfte. Die als Anhang beigefügten „Gedenkblätter“ jener Persönlichkeiten aus dem Kuhländchen, welche daselbst oder anderwärts hervorragend gewirkt haben, lassen erkennen, daß auch im Kuhländchen der Sinn für Heimat und Volkstum erfreuliche Blüten zeitigte.

H—er.

9. Das Mödlinger Museum.

Von Robert Eder, Mödling.

Im Jahre 1900 hat Herr Franz Skribany ein kleines Museum in Mödling errichtet und die Anregung gegeben zur Gründung der „Ortsgruppe Mödling“ des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde, deren Leitung nun die Ausgestaltung desselben in die Hand nahm; seither ist der neugegründete Museumsverein in Mödling in den Besitz des Museums getreten. Die schon recht ansehnlichen Sammlungen sind in einem Nebengebäude der Mädchenbürgerschule in der Babenberbergasse untergebracht; es wäre aber dringend nötig, daß von seite der Gemeindevorstellung eine entsprechende Lokalität zur angemessenen und würdigen Aufstellung der Sammlungen zur Verfügung gestellt würde.

Bei Beschreibung des Inhaltes des Museums muß man füglich auf die verschiedenen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Epochen, die sich auf dem hiesigen Boden abgespielt haben und die durch im Museum aufgestellte Dokumente erhärtet werden, hinweisen und so von prähistorischen, römischen, mittelalterlichen und neuzeitlich-volks-tümlichen Musealgegenständen sprechen.

Dem Rahmen dieser Zeitschrift uns anpassend, wollen wir vorerst die volkskundliche Abteilung der Sammlung erwähnen. Die einschlägigen Gegenstände stammen allerdings nur zum Teile aus dem Mödlinger Gebiete, zum anderen Teile beziehen sie sich auf die Gegend von Mödling bis Wiener-Neustadt und bieten in mancher Hinsicht eine gute Anschauung der in den letzten Jahrhunderten benützten Gerätschaften und sonstigen Gebrauchsgegenstände. Ein schöner, großer, geschnitzter Kasten, ein geschnitztes Bettgestell zeigen die Jahreszahl 1609, zur selben Einrichtung gehört auch eine hübsche Truhe. Eine Kollektion von Silber- und Golddrahthauben, einige schöne Kostümstücke, ein Taufhäubchen repräsentieren die Frauentracht des 18. Jahrhunderts. Eine Sammlung von mehr als fünfzig Gegenständen gibt ein anschauliches Bild des Beleuchtungswesens der früheren Jahrhunderte, interessant sind darunter besonders die großen hängenden Kienleuchten aus Eisen. Die Entwicklung der Lampe wird in einer Sammlung für sich gezeigt. Sehr interessant sind die eisernen Ofenwagen, auf denen die großen Kochtöpfe in die Glut des Ofens geführt wurden. Buntbemalte Apothekergefäße aus Holz, alte Ofenkacheln, bunte Bauerntonkrüge (zumeist Winzerkrüge aus Brunn a. Lt.), schmiedeeiserne Schlösser und Schlüssel, Reliquienbilder aus Gold- und Silberfiligranarbeit, medizinische Instrumente, Medaillen, Uhren, Spielkarten, alte Werkzeuge aus Eisen, Totenwappenschilder, Druckmodel für Stoffdruck, Musikinstrumente und vieles andere hat die emsige Hand des Sammlers und der stete Aufruf in der „Mödlinger Zeitung“ zur Abgabe alter, für das Museum passender Gegenstände an dieses zusammengebracht. An frühere Justizpflege in Mödling erinnert noch ein zweiteiliger schwerer Balken mit sechs zusammenstoßenden Halblöchern, so daß bei dem Schließen des Balkens sechs runde Löcher gebildet werden, die dazu dienten, die Füße dreier Delinquenten eingezwängt zu halten; ferner ein Bock, der dazu gehört haben soll, die mit Stockhieben zu Bestrafenden quer darüber zu legen. Auch mächtige Fuß- und Handschellen gehören in diese Sammlung der strafgerichtlichen Werkzeuge. Noch sei erwähnt, daß im Museum die Sandsteinplatte mit Inschrift einer vor kurzem abgebrochenen Wegsäule aufbewahrt ist. Die Inschrift lautet: „MDXXXI. Wolfgangus Reitberger. Zezilia Reitbergerin. Wer gern hert Gottes Wort, der ist von gueter Art.“ Darunter ist ein Musikinstrument, welches einer Oboe oder einer Klarinette ähnlich ist, eingehauen. Vielleicht ist dies eine Sühnesäule gewesen, denn nach der Sage soll ein Bruder den anderen, wegen Teilung des Spiellohnes in Streit geraten, erschlagen haben.

Wie aus dem Gesagten zu ersehen, ist auf dem Gebiete der Volkskunde schon Bemerkenswertes gesammelt worden. Was das Mittelalter anbelangt, kann natürlich nur von wenigem die Rede sein, sowie das Museum auch nur einiges aus der Römerzeit ausweist. Aus dem Mittelalter sind zwei in ganz gutem Zustande erhaltene Tongefäße, das eine mit Töpfermarke versehen, vorhanden; aus der römischen Ansiedlung *) zwei Inschriftsteine und die Reste eines Grabes. Übrigens besitzt Mödling, nebenbei bemerkt, einen Schatz aus dem Mittelalter an den Freskengemälden im Karner- und römische Fundobjekte im Museum des Waisenhauses.

Sehr reichhaltig und interessant sind die prähistorischen Sammlungen des Museums. Es sei gestattet, auch diese in kurzen Strichen zu skizzieren.

Aus der neolithischen Periode oder aus der ersten Bronzezeit besitzt das Museum eine recht ansehnliche Sammlung von Tongefäßscherben, Steingeräten, Hirschhorngeräten und vieles andere, gefunden im Abraum der Steinbrüche auf dem Plateau des Jennyberges, jenes Vorberges des Anninger, der durch die Steinbrüche jedem, der mit der Bahn nach Mödling kommt, in die Augen fällt. Die ausgedehnte Fläche dieses Plateaus war vollständig besiedelt. Aus derselben oder vielleicht einer etwas späteren Zeit stammen Fundobjekte im Museum von dem benachbarten Maaberg (Frauenstein). Auch hier war das ganze Plateau besiedelt, doch scheint die Ostseite am dichtesten bewohnt gewesen zu sein. Die reichhaltigste Sammlung und interessantesten Funde aber stammen vom dem Frauenstein gegenüberliegenden Kalenderberge. Diese Ansiedlung gehörte der Hallstätter Periode**) an. Von den Fundobjekten wollen wir nur hervorheben die vier- und mehrspeichigen Tonräder, die Mondidole, Tonvögelchen, dann Tongebilde, die eine Nachbildung menschlicher, mit Schnürschuhen bekleideter Füße darstellen u. s. w.

Es ist hier nicht der Platz, auf die vielen prähistorischen Gegenstände des Museums näher einzugehen, und sei nur noch erwähnt, daß hierorts weitere prähistorische Ansiedlungsplätze bestanden, so auf dem Hirschkogel, bei der Feste Liechtenstein, im Kiental in der Hinterbrühl, auf dem Kalkberge (Burg Mödling), und dürften diese Orte noch vor der Hallstätter Periode bewohnt gewesen sein.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

1. Franz Arens: Das Tiroler Volk in seinen Weistümern. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. (Geschichtliche Untersuchungen, herausgegeben von Karl Lamprecht. Drittes Heft. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1904.

Die Weistümer der deutschen Gaue, auf deren Wichtigkeit für die deutsche Kulturgeschichte schon Jakob Grimm aufmerksam gemacht hat, sind nach dem Verfasser reiche Quellen nicht nur für die Geschichte der materiellen, sondern auch der seelischen Kultur des deutschen Volkes. Trotzdem scheint es ein gewagtes Beginnen, gerade aus diesem immerhin recht spröden Material, und zwar ausschließlich aus diesem die Seelenkunde einer Volksindividualität herausdestillieren zu wollen. Die Lamprechtsche Methode und Zielrichtung auf die psychologischen Aufgaben der Geschichte zugegeben, muß doch billig

*) Die römische Ansiedlung (Villen?) scheint sich von der St. Josefs-Kirche in Neumödling (wo früher die Martins-Kirche stand) bis zur St. Otmars-Kirche erstreckt zu haben, also ungefähr in der Richtung der heutigen Hauptstraße und der Pfarrgasse, dann abwärts von letzterer in die Brühlerstraße, etwa bis zum Ende der Klausen. Funde von römischen Gefäßscherben und anderem sowie Münzen wurden gemacht an Stelle der St. Josefs-Kirche, in der Klostersgasse, wo heute das Gebäude der Bezirkshauptmannschaft steht, in der Herzogsgasse (Herzoghaus), dann Pfarrgasse 16 und Pfarrgasse 20 (Sackgasse), schließlich in der Brühlerstraße, Ende der Klausen. Grabstätten befanden sich längs des Bahndammes, ungefähr gegenüber dem Stationsgebäude.

**) Eine Ansiedlung derselben Periode befand sich an der Stelle, wo die Ruine Kammerstein bei Perchtoldsdorf steht.

gefragt werden, ob eine konstruktive volkpsychologische Darstellung, wie sie der Verfaßer versucht, mit prinzipieller Beschränkung der Quellen — hier auf die Klasse der Weistümer — zulässig ist, das heißt, ob sie gesicherte und lebendige Erkenntnisse verspricht. Ich möchte das bezweifeln. Es schiene mir viel richtiger, die aus den Weistümem mit so viel Fleiß und Liebe zur Sache gezogenen Detailerkenntnisse von der Art und dem Charakter der Tiroler Volksseele mit den von der Volkskunde, der Geschichte und anderen Quellgebieten herrührenden Einsichten zu vereinigen und zu vergleichen, um dann allenfalls auf breitester Grundlage zu einer konstruktiven Darstellung zu gelangen. Immerhin wird auch wer mit Methode und Zielen solcher Lamprechtischer Geschichtspsychologie nicht ganz zu sympathisieren vermag, aus den fleißigen Zusammenstellungen und Auszügen des bearbeiteten spröden und teilweise recht unzugänglichen Stoffes nicht geringen Gewinn ziehen, indem das Buch ihm eine Fülle von heute noch zu beobachtenden wichtigen und feinen Zügen der Tiroler Volksart aus alter Zeit und im Spiegel mannigfacher rechtlicher und sozialer Institutionen nachweist. Eine prinzipielle Einwendung erhebt sich freilich von allem Anfang gegen das Grundverfahren des Buches. Was ist das Tiroler Volk? Die Einheitlichkeit desselben ist weder in anthropologischer noch in ethnologischer Beziehung gegeben. Die landschaftlichen Unterschiede, noch heute unüberwunden und deutlich, sind in älterer Zeit jedenfalls noch viel schärfer ausgesprochen gewesen. Darauf geht die Untersuchung Arens' überhaupt aber nicht ein. So ist vieles gegen das Buch im allgemeinen einzuwenden, über dessen fleißige Arbeit im einzelnen, von großer Liebe zur Sache inspiriert, nur Lob gesendet werden kann. Dr. M. Haberlandt.

2. Kunst auf dem Lande. Ein Wegweiser für die Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorfe. Herausgegeben von Heinrich Schnrey. Mit 10 farbigen Beilagen und 174 Textabbildungen. Bielefeld, Leipzig und Berlin 1905. Verlag von Velhagen & Klasing.

Prof. Dr. E. Mogk in Leipzig hat mit Recht in seinem Vortrage: „Die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart“ („Das deutsche Volkslied“, 7. Jahrgang, 1. bis 3. Heft) auf den tieferen Zusammenhang der Volkskunde mit den allenthalben sich regenden Bestrebungen, unserem Volk die schwindende Freude an seiner angestammten Art und Tüchtigkeit zu erhalten, mit Nachdruck hingewiesen.

Seine schönen Worte: „Die Freude an seinem Dasein ist dem schlichten Manne unbedingt nötig, wenn er lebendigen Anteil am Volksleben und damit am Staate nehmen soll. Und dies ist im Grunde doch das höchste Ziel aller volkskundlichen Bestrebungen“, könnten dem vorliegenden prächtigen Buche, welches der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in Verfolgung solch löblicher Bestrebungen soeben herausgebracht hat, als Motto dienen. Der genannte Verein will durch seine Veranstaltungen vor allem die Landflucht bekämpfen, er zieht daher in den Kreis seiner Aufgabe alles, was dazu dienen kann, das Land dem Landvolke lieb und wert zu erhalten, und hofft hierzu auch die Förderung der Kunst auf dem Lande benutzen zu können. Nach der reichen Entwicklung aller Zweige der Volkskunst in früheren Zeiten ist in der Gegenwart infolge des rapiden Verfalles aller hergebrachten ländlichen Verhältnisse hier ein Zustand der Verwirrung und Unsicherheit eingetreten, welcher unter vorsichtig zugreifender Mithilfe der Volksfreunde wohl zu überwinden und in neue Entwicklungsbahnen zu lenken sein dürfte. Denn Weiterentwicklung, nicht unverständige Nachahmung alter ländlicher Vorbilder muß das Lösungswort jeder solchen Tätigkeit sein. Das ländliche Hauswesen das Hausgerät, der Schmuck der Wohnung und die Tracht des Volkes, wie sie in erster Linie dem Verfall und der Zerstörung durch städtische Einflüsse ausgesetzt gewesen sind, sind auch die Gebiete, wo neue Triebe und Entwicklungen ansetzen und von verständiger Hand zu neuer Blüte gebracht werden können.

In diesem Sinne haben sich im vorliegenden Buch eine Anzahl in der Sache stehender und für sie begeisterter Fachleute vereinigt, um auf dem Wege durch die Behörden und alle Personen, welche in volkskünstlerischen Fragen Einfluß auf dem Lande besitzen, also vor allem durch den Gutsbesitzer, den Geistlichen und den Lehrer,

den Sinn für die Erhaltung der ländlichen Eigenart auf den verschiedenen Gebieten der Kunst zu wecken und zu fördern. Es sei hier namentlich nur auf die reizenden Abschnitte: „Das Dorf“, „Der Dorffriedhof“, „Das Bild im Bauernhause“, welche von keinem Geringeren als Robert Mielke, dem weithin bekannten Kenner und Schätzer der Volkskunst, herühren, auf die inhaltsvollen Kapitel: „Die Dorfkirche und das Haus in alten Zeiten“ von Hans Lutsch und Dr. Peter Jessen, bewährten Kennern des deutschen Bauernhauses und seiner Vergangenheit, sowie endlich auf die beiden Abschnitte über „bäuerlichen Hausfließ“ und „Tracht und Schmuck“ von O. Schwindrazheim verwiesen, womit aber der reiche Inhalt des Werkes keineswegs erschöpft ist. Eine Fülle entzückender Bilder unterstützt die warm und fesselnd geschriebenen Ausführungen der einzelnen Mitarbeiter dieses Buches in wahrhaft siegreicher Weise. Möge man auch unter uns in herufenen Kreisen von der Wichtigkeit und Dringlichkeit analoger Erzieherarbeit sich überzeugt halten!

Dr. M. Haberlandt.

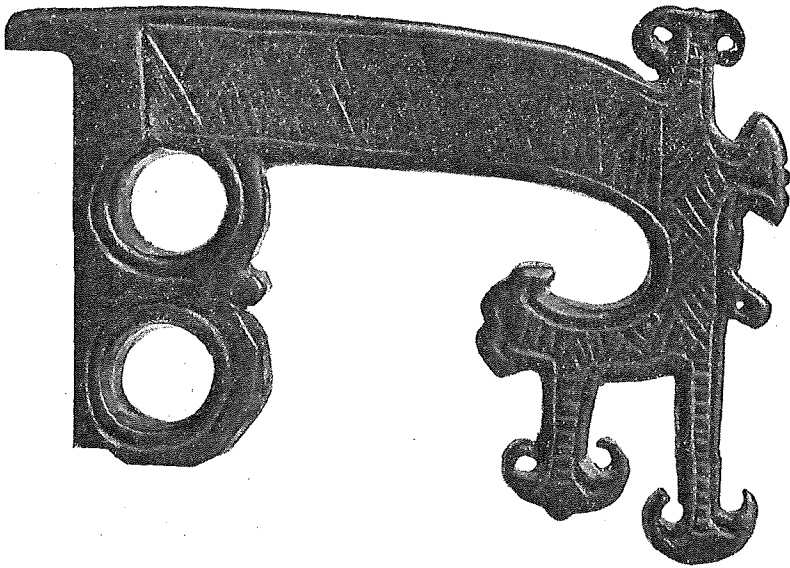


Fig. 13. Zierhenkel eines Milchgefäßes (»czernpak«) der Goralen in Ostschlesien.*)

3. Wydawnictwo polskiej tow. sztuki stosowanej. Materjały. Nr. 1 bis 5. 1902—04. Krakau. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für polnische angewandte Kunst. Materialien).

Diese zu Krakau 1901 begründete Gesellschaft, welche der polnischen Kunst ihren volksmäßigen Charakter zu erhalten oder wiederzugeben sich bestrebt, sammelt zu solchem Zwecke eifrig die Dokumente der alten polnischen Volkskunst und Hausindustrien. In zwangloser Folge hat die Gesellschaft bisher fünf Hefte mit sehr eigenartigen und lehrreichen, auch in ästhetischer Hinsicht interessanten Abbildungen von verschiedenen Volkserzeugnissen solcher Art zur Veröffentlichung gebracht. Insbesondere haben sich um die Sache zwei polnische Künstler, Eduard Trojanowski und Georg v. Warchałowski, verdient gemacht.

Ganz abgesehen von den nur lebhaft zu rühmenden praktisch-künstlerischen Bestrebungen der Herausgeber, erhält die allgemeine wie einheimische Volkskunde hier von einem bisher recht unbekannt gebliebenen und verschlossen gewesenen Volksboden ein höchst dankenswertes Material zugeführt, auf dessen primitive Beschaffenheit und

*) Die Klischees zu Fig. 13 und 14 wurden der Redaktion von Herrn Georg von Warchałowski in Krakau als Illustrationsproben der „Materiały“ bereitwilligst zur Verfügung gestellt, wofür hier der beste Dank abgestattet wird.

Die Red.

besondere Eigenart hier ausdrücklich aufmerksam gemacht sei. Eine größere Zahl von uns speziell interessierenden Darstellungen sei hier hervorgehoben, so die Vorführung von sehr altertümlichen Produkten der Holzschnitzkunst in Zakopane in Galizien, deren gegenwärtige Erzeugnisse weitaus hinter der ehemals erreichten Höhe zurückbleiben; ferner bemalte Bauernmöbel (Truhen, Betten) von den Goralen Ostschlesiens und Westgaliziens, deren Ornamentik farbig wiedergegeben wird; sodann vorzügliche und sehr interessante Proben der altertümlichen „czerpak“ (Milchgefäße mit Zierhenkeln), wie sie von den Hirten der Beskiden auf ihren Salaschen gearbeitet und gebraucht wurden, in deren Ornamentik instruktive Übergangsreihen der figuralen Motive zur stilisierten geometrischen Dekoration aufzustellen wären und die mit den nordungarischen Holzgefäßen und deren reicher Ornamentik zu vergleichen sein werden. Auch zur polnischen Haus-

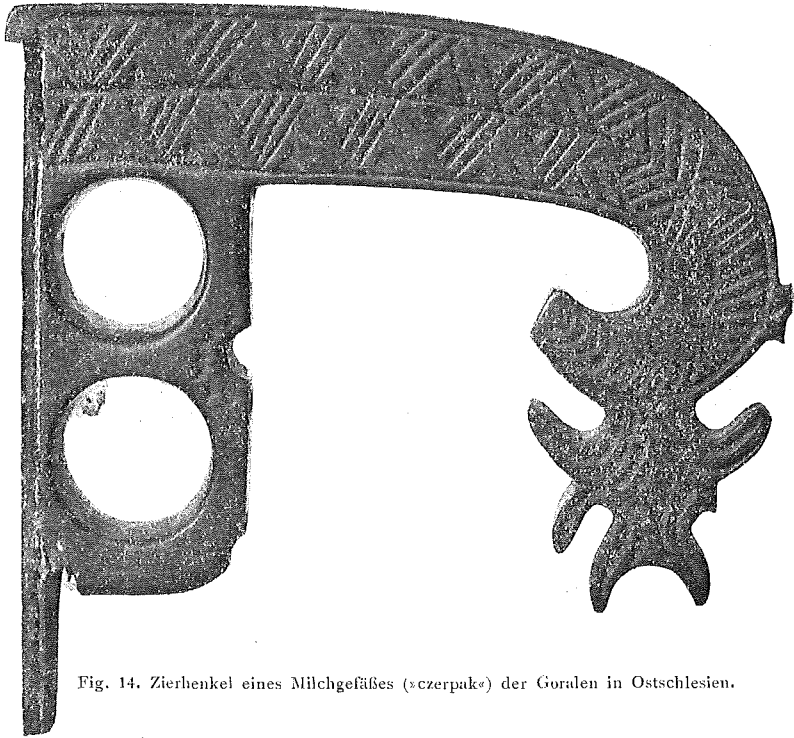


Fig. 14. Zierhenkel eines Milchgefäßes („czerpak“) der Goralen in Ostschlesien.

kunde sind manche instruktive Skizzen und Aufnahmen beigebracht. Sehr erwünscht wäre es, außer den beigegebenen notdürftigen Angaben über die dargestellten Gegenstände (in polnischer und französischer Sprache) auch noch einige Erläuterungen und nähere Nachweise über die betreffenden Objekte zu erhalten, was dem künstlerischen Charakter der Publikation gewiß keinen Abbruch tun würde. Auch sei das Interesse der Herausgeber auf eine Erweiterung ihres Stoffgebietes gelenkt; insbesondere sei die ländliche polnische Keramik sowie die textile Ornamentik als Quellgebiet nationaler Verzierungsform ihrer Aufmerksamkeit wärmstens empfohlen.

Immerhin danken wir aber denselben schon für das Beigebrachte auf das verbindlichste und freuen uns ihrer der guten Sache bewiesenen Liebe und Opferwilligkeit.

Dr. M. Haberlandt.

4. Geschichte der deutschböhmischen Ansiedlungen im Banat. Von Peter Graßl, königlich ungarischer Realschulprofessor d. R. Mit 8 Lichtdrucktafeln. Prag 1904. J. G. Calve. 125 S.

Mit Vergnügen las ich seinerzeit die mundartlichen Erzählungen Peter Graßls, die vor Jahren in Kastners „Böhmens deutscher Poesie und Kunst“ erschienen und zum

erstenmal die Öffentlichkeit auf die deutsche Böhmerwäldler im Banat aufmerksam machten. Nie vorher und auch nachher nimmer sind so echt volkstümliche und volkskundlich wie sprachlich wertvolle Erzählungen aus dem Böhmerwaldvolke erschienen.

Viel Freude bereitete dem Referenten auch die vorliegende Gabe Graßls. Die bittere Not der Heimat trieb 1827 und 1828 eine große Zahl deutscher Landsleute aus den Gemeinden um Haselbach, Vollmau, Hirschau (politischer Bezirk Taus) und Rothenbaum, Neuern (politischer Bezirk Klattau) dann Stubenbach (politischer Bezirk Schüttenhofen) in die unwirtlichsten Berggegenden des Banats. Graßl, der Sohn einer solchen Auswandererfamilie, schildert auf Grund der eigenen Erlebnisse und urkundlicher Quellen die Riesensarbeit, die die Auswanderer dort im Dienste der Kultur geleistet, ferner deren Lebens- und Arbeitsweise, Glauben und Bräuche derselben. Vom volkskundlichen Standpunkte interessiert uns der fünfte Abschnitt: „Die Jahreszeiten mit ihren Arbeiten und Festen“ (S. 96—123) sowie der Anhang. Alltagsleben, Viehaustrieb im Frühlinge, Volksgesang, Heumachen, Flachsban, Spinnen, Weben, Kirchweih, Sitzweile, Rockenstube, Fasching, Kindstaufe, Hochzeit, Begräbnis werden mit gesundem Realismus mehr oder minder ausführlich dargestellt. Wir ersehen daraus mit Freude, daß das Volkstum der Ansiedler in der Fremde nichts an Frische eingebüßt hat. Nur die Feste werden nicht so laut wie in der alten Heimat gefeiert. Das „Pfingstreiten“ wurde nur einmal probiert. Die Totenbretter werden nicht beschrieben, nicht bemalt, nur in der älteren Form auf sumpfige Wegstellen gelegt. Die Mundart, selbst die des Verfassers, scheint durch die Mischung der eigentlichen Böhmerwäldler mit den der Gegend westlich und nördlich von Tscherschov entstammenden „Diazlern“ und „Hejgatzan“ (nordgaussische Mundart, diaz = Ihr, zahlreiche ej-Laute, besonders „hejan“ statt hören) Änderungen erlitten zu haben. Besonders bemerke ich eine Zunahme an ä- (ä) Lauten.

Liebevolle Rücksicht nimmt der Verfasser auf die Hausindustrie (S. 78). Dort unten im „Benat“, wie man bei uns sagt, wenn man von den Auswanderern redet, hat sich mit der Notwendigkeit manche Übung und mancher Brauch länger erhalten. Anhaltspunkte für die Bestimmung der Orte, aus denen die Auswanderung seinerzeit vor sich ging, geben die vom Verfasser ausführlich angegebenen Namen und Hausnamen der Ansiedler. Graßl selbst nennt uns auf Seite 6 diese Orte nicht genau genug. Er sagt uns nur, wo die 56 Familien des ersten Zuges gehaust hatten: „in der Gegend von Neuern, Kohlheim, St. Katharina, Vorder- und Hinterfleck“. Letztere beide Orte sind nur Teile des Dorfes Flecken. Eine bestimmtere Angabe der ehemaligen Heimatsorte in Böhmerwalde hätte dem Werke noch mehr Wert verliehen und zum Beispiel verhindert, daß eine Zeitschrift die vom Verfasser angegebene Gegend im Bezirk Taus sucht und die Siedler als Egerländer anspricht. In der Nähe dieser Böhmerwäldler-Ansiedlungen Weidental, Wolfsberg, Szadowa und Lindenfeld mit zusammen 359 Familien gibt es eine 1822 von tschechischen Holzarbeitern aus den Gegenden von Časlau, Schwarzkosteletz, Sazawa und Taus gegründete Reihe von Dörfern, über die St. Klima im „Česky Lid“ VIII S. 22 ff., ausführlich berichtet. Über die deutsche Auswanderung ins Banat erzählte schon nach 1840 der Augenzeuge Josef Rank vom Standpunkte der Daheimgebliebenen und aus Not Zurückgekehrten: „Aus dem Böhmerwalde.“ Gesamtausgabe 1851. I. Bd. S. 189—211.

Das Buch Graßls möchte ich besonders im Böhmerwalde tief ins Volk dringen sehen.

Josef Blau.

5. Kroatische Bauformen. Herausgegeben vom Kroatischen Ingenieur- und Architektenverein in Zagreb (Agram). 2. Heft. Verlag des Vereines. Zagreb 1904. Preis des Heftes mit 10 Tafeln 6 Kr.

Im zehnten Jahrgange unserer Zeitschrift, S. 164, wurde das erste Heft dieses Werkes besprochen und im Anschlusse einiges Wissenswerte über kroatische Hausforschung mitgeteilt. Gleich jenem bringt auch das vorliegende Heft manches Interessante. So sehen wir den reich geschnitzten Giebel, dann die bei Slaven öfter vorkommende, dem Sonnenbilde ähnliche strahlenförmige Giebelschalung, sogar Pferdeköpfe an der Spitze. Die Vorlaube, entweder nur vor der Eingangstüre oder längs eines größeren Teiles des Hauses, wiederholt sich nicht nur an Wohngebäuden, sondern auch an Speichern

und Ställen, bei letzteren mit eigentümlicher, oft geschmackvoller Umrißform. Die in Eichenholz zackig ausgeschnittenen Firstschindel sind eine häufige Zierde des Daches. Auf Tafel 13 sieht man den gewaltigen geflochtenen Rauchsclot, der bei einzelnen Häusern einen hübschen Aufsatz trägt. Tafel 16 bringt zweigeschossige Häuser aus der fruchtbaren, doch Überschwemmungen ausgesetzten Saveebene zwischen Agram und Sissek, weshalb die Wohnräume im Obergeschosse liegen. Blatt 20 stellt ein Gehöfte aus Dalmatien dar, dem holzarmen Karstgebiete, wo nach Tunlichkeit Stein zur Verwendung kommt, während die kroatischen Häuser aus Eichenholz oder Flechtwerk erbaut sind. Auf Tafel 19 sehen wir eine freilich in Verfall begriffene Holzkirche.

Zur weiteren Ergänzung der in der Besprechung des ersten Heftes gebrachten Literaturangaben über kroatische Bauernverhältnisse in deutscher Sprache wären noch zu erwähnen: *Hacquet*: Abbildungen und Beschreibung der Wenden, Illyrier und Slawen. Leipzig 1804. — *Breton*: Illyrien und Dalmatien, oder Sitten, Gebräuche und Trachten der Illyrier, Dalmatier und ihrer Nachbarn. Aus dem Französischen. 36 Kupfer. 1830. (Auf dem *Hacquetschen* Werke beruhend.) — *Dr. F. Tetzner*: Die Kroaten, Globus, Band 85. — *Krauß Friedr. S.*: Südslawische Dorfanlagen und Häuser. Zeitschrift für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Berlin 1890. — *Meringer*, Professor, Dr. Rudolf: Die Stellung des bosnischen Hauses und Etymologien zum Hausrat. Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien. Band 144. Wien 1901. Bringt auch einiges über das kroatische Haus. — Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Band Kroatien. — *Rajacich*, Baron: Das Leben, die Sitten und Gebräuche der österreichischen Südslawen. Wien 1873. Anton Dachler.

6. Národní báchorky a pověsti od Boženy Němcové. Otiskl V. Tille. V Praze 1904. I—IV. S. 156, 167, 163, 168. (Volksmärchen und Sagen von Božena Němcová. Abgedruckt von V. Tille.)

Die Sammlung böhmischer Volksmärchen und Sagen, welche Božena Němcová zuerst in den Jahren 1845—48 herausgab, wurde eines der gelesensten und beliebtesten Bücher bei dem böhmischen Volke. Durch Übersetzungen von Wenzig, Waldau und anderen drangen diese Märchen in die Weltliteratur, wurden vielfach von den Märchenforschern verwertet und sehr hoch geschätzt, so schon von einem Benfey, der ein Märchen vollständig nach Wenzigs Übersetzung anführte, für so trefflich hielt er es (*Pantschatantra* I, 527 ff.), ein anderes direkt aus dem böhmischen Original mitteilte (ib. I. 491 ff.), ohne den geringsten Zweifel an dessen Authentizität zu äußern, obzwar es ihm damals noch als ganz isoliert in Europa erschien.

Das Buch von B. Němcová hatte in der böhmischen Literatur ein eigenes Schicksal, wurde oftmals herausgegeben, aber nie treu nach der ersten Ausgabe, und diese erste Ausgabe war seit geraumer Zeit nirgends mehr aufzutreiben. Der Herausgeber fand ein einziges Exemplar in der — Wiener k. k. Hofbibliothek. Dr. V. Tille begnügte sich jedoch keineswegs mit dem bloßen Abdruck der editio princeps, sondern schaffte eine Ausgabe, die den strengsten literarhistorischen Anforderungen entspricht, eine Ausgabe, der wir nur sehr wenig in unserer böhmischen Literatur zur Seite stellen können. An den Schluß des Abdruckes des ersten Bändchens fügte er eine von B. Němcová „im Volksgeiste“ gedichtete Sage „Die wundertätige Harfe“ an (I, S. 79 f.), welche in der Zeit zwischen der Ausgabe des ersten und zweiten Bändchens bloß in der Zeitschrift „Česká Věda“ erschien, von der Verfasserin selbst aber nicht in die Sammlung der „Volksmärchen und Sagen“ aufgenommen wurde. Es könnten daher Zweifel geäußert werden, ob der Herausgeber hierzu berechtigt war, sie selbst dorthin einzureihen, doch verstummen sie so ziemlich, wenn wir bedenken, daß ja sämtliche in den beiden ersten Bänden gedruckten „Volksmärchen“ auch nichts anderes sind, als „im Volksgeiste“ gedichtete, durchaus nicht dem Volksmunde abgelassene Märchen. Dem Abdrucke der sieben in den Jahren 1845—48 erschienenen Bändchen fügte der Herausgeber noch eine Anzahl von Märchen und Sagen an, welche B. Němcová an anderen Stellen veröffentlichte, da sie nicht mehr dazukam, das vorbereitete achte Bändchen herauszugeben, teilweise in anderen Schriften, besonders in

ihren berühmten Roman „Babička“ einreichte. Zur Kritik des Stiles des Schriftstellerin teilte der Herausgeber noch einige Varianten ihrer Märchen und Sagen mit (II., 165 f., IV., 134 ff.).

Am Schlusse des letzten (IV.) Heftes werden die Kritiken der „Volksmärchen und Sagen“ der ersten und auch der zweiten Auflage abgedruckt, welche in den böhmischen literarischen Zeitschriften erschienen vom Jahre 1845—47 und 1855 (IV., S. 140 ff.), weiter noch die eigenen Äußerungen der Schriftstellerin über ihre Märchen, besonders aus ihrer Korrespondenz (IV., 150 ff.), und zum Schlusse wird kurz erwähnt, wo B. Němcová in anderen Schriften, besonders im Roman „Babička“, über Märchen, Märchenstoffe, deren Erzähler und die Erzählerinnen von Märchen sich äußerte (IV., 157 f.). Der Ausgabe ist beigelegt eine sehr übersichtliche Tabelle aller Märchen nach allen Ausgaben, und hierbei, wo es sich nur ermitteln ließ, bemerkt, wo ein Märchen etwa im Volksmunde gehört und niedergeschrieben wurde. Bei einem Märchen ist ausdrücklich angegeben, daß es erdichtet ist, anderen gar keine Bemerkung beigelegt, vielfach bei denjenigen, die gewiß nicht volkstümlich, dem Volksmunde nicht abgelauscht, nacherzählt sind.

Aus den von Dr. V. Tille abgedruckten Kritiken ersehen wir, daß die Zeitgenossen der B. Němcová klar erkannten, daß ihre „Volksmärchen und Sagen“, wenigstens in den ersten Bändchen, keine echten Volksmärchen sind, sondern Nachdichtungen. Schon damals, im Jahre 1845, war besonders K. B. Havlíček sich dessen bewußt, daß der Märchenerzähler, sobald er volkskundliche Zwecke vor Augen hat, kein Recht hat, auch das geringste an den Volksmärchen zu ändern, zu verschönern, hinzuzudichten. B. Němcová äußerte sich selbst nicht ganz bestimmt über die Provenienz ihrer „Volksmärchen“; in einem Briefe aus der Zeit nach dem Erscheinen des ersten Bändchens bekannte sie, daß ein einziges bloß, Nr. 5: „Wie Jaromil Glück machte“, nicht ganz volkstümlich sei; den Stoff hatte sie sich teilweise aus den Kinderjahren gemerkt, das andere hinzugedichtet. Ein halbes Jahr später, im Februar 1846, schreibt sie, daß sie für das vierte Bändchen eine Vorrede schreiben und darin soll einbekennen, was das Ihre sei und was volkstümlich; sie tue das, obzwar sie ungern alles einbekennen muß, was nicht volkstümlich ist. „Ich kann nicht, daß ich ein Märchen, wenn ich es verschlechte und verhältlich höre, ebenso aufschreibe, sondern muß hinzugeben aus dem Meinen, wo es notwendig ist, und das Unschöne auslassen. Ganz habe ich bloß zwei gemacht, und werde keines mehr machen.“

Diese „Volksmärchen und Sagen“ kritisierte jüngst Dr. V. Tille in einem glänzenden Essay, welcher im Dezember-Heft der Prager Revue „Lumír“ (XXXIII., S. 137—45) erschien. Es ist ein kurzes Resümee seiner bisherigen Studien über die Volksmärchen von B. Němcová, womit freilich noch nicht das letzte Wort über sie gesprochen sein soll, sondern die eigentliche Quellenforschung über die Provenienz ihrer Märchen erst beginnen soll. Das abschließende Urteil V. Tilles lautet: „Ihre Sammlung böhmischer Märchen unter der Form gefälschter volkstümlicher Denkmäler ist eine Sammlung von Versuchen um eine thematische, soziale, tendenziöse Erzählung, um realistische Skizzen aus dem Leben, um Spiele mit farbenreichen Träumen und edlen Utopien, ein Herumschweifen eines schöpferischen lebensvollen Geistes, der unverständigen Ratschlägen und Einflüssen unterlag, bis die Grausamkeit des Lebens ihn nicht zwang, sich fest einzuan kern in den eigenen Eindrücken, in den eigenen Erinnerungen und Gedanken.“ Ein Urteil, etwas zu allgemein, welches ihre wenn auch nicht zahlreichen und nicht ganz treuen Wiedergaben echter Volksmärchen übergeht, das eigene Einbekenntnis der Schriftstellerin zu wenig berücksichtigt. Dr. V. Tille sucht in seinem Essay den Gang in der Entwicklung unserer Märchenerzählerin darzustellen. Er kritisiert ihre ersten Versuche, besonders die ersten elf Märchen, die in den beiden ersten Heften erschienen, bevor sie nach Taus übersiedelte am Schlusse des Sommers im Jahre 1845. Einige dieser Märchen hatte sie vordem in Ratiboritz (bei Böhm.-Skalitz) gehört, wohin sie im Sommer des Jahres 1844 auf einige Zeit aus Prag abgereist war. Von dem Märchen Nr. 5 „Wie Jaromil Glück machte“ zeigt der Verfasser, daß dessen Grundlage, welche sich die Autorin aus ihren Kinderjahren gemerkt hatte, die Erzählung „Trude Hiorba“ von Van der Velde war. Auch andere Märchen aus den ersten beiden Bändchen haben deutliche Spuren literarischer

Reminiszenzen. Eines wenigstens, Nr. 4: „Vom Schwane“, ist gewiß deutschen Ursprunges. Ihre Vorlagen werden erst weitere Forschungen nachzuweisen haben. In diese Reihe gehören noch die ersten Märchen des dritten Heftes, aber die weiteren, Nr. 17 ff.: „Die Nachtwache“, „Von der gescheiten Prinzessin“, „Der Teufel und Käthe“ (von Benfey, I., 527, zitiert) sind auf Grundlage von Märchen, die sie in der Tauser Gegend hörte, verfaßt. Wenn man sie als volkskundliches Material verwerten wollte, so könnte man in ihnen nicht mehr sehen als einen Beleg, daß sie zu der Zeit in der Tauser Gegend erzählt wurden. Auch in anderen Märchen, wie zum Beispiel Nr. 26 „Des Teufels Schwager“, Nr. 46 „Das Unersättliche“, erblickt der Verfasser selbständige Erzählungen; die Erzählungen von der Pilgerschaft Christi auf Erden sind verfaßt auf Grundlage der in der Tauser Gegend gesammelten Motive. Hier geht, glaube ich, der Kritizismus des Verfassers etwas zu weit. Das Märchen „Des Teufels Schwager“ zum Beispiel, eine Variante zu Grimm KHM. Nr. 101 „Der Bärenhäuter“ (vergl. meine „Pohádkoslovné Studie“ S. 145 ff.), ist wenigstens in dem weiteren Teil der Erzählung, wo das eigentliche Märchen wiedergegeben wird, ganz gut volkstümlich, weniger freilich die zu weite Einleitung von der Vorgeschichte des Bauernburschen, ehe er in die Dienste des Teufels sich begibt. „Das Unersättliche“ steht freilich, soviel ich weiß, ziemlich vereinzelt, teilweise hängt es mit dem „Bärenhäuter“ zusammen, andererseits mit dem „Märchen vom starken Hans“; auch der tritt in die Dienste des Teufels, muß durch sieben Jahre das Feuer unter den Kesseln in der Hölle erhalten, befreit eine Seele, die ihm rät, er solle als Belohnung den alten Rock des Teufels sich erbitten; er ist aber nicht so verunstaltet nach den sieben Jahren, wie der Bärenhäuter, trotzdem macht ihn jene befreite Seele zum Schlusse schön, und so ist dann die Prinzessin mit ihrem schönen Bräutigam glücklich. Einige, besonders die kleineren Erzählungen werden wir wohl für ziemlich echt halten können, zum Beispiel Nr. 55 „Wer aß die Täubchen auf?“ (IV., 52 f.), eine Variante zu dem verbreiteten Schwank vom Ehepaar, daß jener von beiden, der zuerst ein Wort spricht, die Tür schließen muß, und andere. (Vergl. Köhler Klein. Schr. II., 576 ff.) Bei dieser Kritik der Volksmärchen von B. Němcová werden gewiß auch die Märchensammlungen zu Rate gezogen werden. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen, sondern ist weiterem Studium vorbehalten. Soviel ist freilich gewiß, daß für die Erforschung der böhmischen Volksmärchen nach ihrer äußeren und inneren Form das Buch der B. Němcová keinen Wert hat, aber für das vergleichende Studium der Märchenstoffe wird es auch künftighin, wenn auch nur zu einem gewissen Teil, nicht ohne Wert sein und daher nicht übergangen werden dürfen.

Prof. Dr. G. Polívka.

7. Ludwig Puszot: Studien über den polnischen Holzbau. I. Das Bauernhaus. (Studijs nad polskiem budownictwem drewnianem. I. Chata. Kraków 1903. 94 S.) Nach dem Resümee aus dem Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Krakau, Philologische Klasse, Historisch-philosophische Klasse, Krakau 1903.

In deutscher Sprache wird hier ein Auszug eines größeren polnisch geschriebenen Werkes gebracht. Bei dem großen Mangel an deutschen Veröffentlichungen über polnische Bauernhäuser begrüßen wir auch dies mit Vergnügen, umsomehr, als das Werk allem Anscheine nach auf reiflichen Studien beruht.

Das polnische Haus ist (oder war) in Blockwerk hergestellt. Neuer sei die Wand aus Bohlen, welche in die genuteten Ständer eingeschoben werden. In Pommern ist der deutsche Fachwerkbau verbreitet, in Großpolen (Kalisch, Posen und Gnesen) der „szahulec“, das ist Ständer mit eingeschobenen wagrechten Stöcken, mit Lehmstrohwürsten überwunden. Dies scheint uns, im Gegensatz zum Verfasser, der Vorgänger des obenerwähnten Bohlenbaues zu sein, wie ein ähnliches Verhältnis auch in der Nordschweiz festgestellt werden kann, wo die Ausfüllung mit Flechtwerk (statt der Lehmwürste) allerdings schon seit Jahrhunderten nicht mehr gemacht wird, während in Kroatien noch beide Bauweisen vorkommen. Da der Blockwerkbau eine beschwerliche Arbeit ist, so dürften Semper und Lehfeldt wohl recht haben, denselben später zu setzen. Die Germanen haben zu Tacitus' Zeit anscheinend auch nicht anders gebaut, als es heute in Großpolen geschieht. Der

Verfasser führt an, daß dies auch in Babylon der Fall war, eines der vielen Beispiele von gleichartiger Erfindung naheliegender und nötiger Einrichtungen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten.

Die Ansicht des Verfassers, daß die fragliche gemein-arische Hütte keinen merkbaren Einfluß auf die späteren Häuser der verschiedenen arischen Stämme gehabt haben könne, kann man nur vollständig gutheißen. Wir können nur vermuten, daß es ein möglichst einfaches einräumiges Haus aus den vorfindlichen Baustoffen war, und ein großer Teil der Arier ist noch nicht darüber hinaus.

Der Blockwerkbau ist allerdings, wie der Verfasser bemerkt, keinem bestimmten Stamme, er ist hauptsächlich den Nadelholzwaldungen eigentümlich, sehr oft ohne Rücksicht auf die Bewohner. Doch ist wie überall auch hier Überlieferung, Holzbezug und dergleichen von großem Einflusse. Der Baustoff der Wände ist aber für die Kulturverhältnisse viel weniger wichtig und entscheidend, als die Anzahl der Wohnräume und die Heizung. Auf großen Gebieten im polnischen Lande findet man bei sonst recht ursprünglichen Verhältnissen, wie bei den Häusern der Goralen (Gebirgsbewohner) in Galizien, beiderseits neben einem Vorraume der Länge nach je eine Stube, die „schwarze“ zum Wohnen mit offenem Feuer und die „weiße“ ohne Heizung zum Schlafen. Eine zweite Hauptform hat nur den Wohnraum mit Vorlaube und Eingang im Giebel. Jede der Stuben im erstgenannten Hause ist ein gesondertes Blockwerkhaus, der Vorraum dazwischen wird nur durch eine einfache Bohlenwand und eine Tür gebildet, während das Dach gemeinsam ist. Es ist hier richtigzustellen, daß ein derartiges zweistubiges Haus noch nicht oberdeutscher Abstammung sein kann, sobald nicht wenigstens in einer Stube ein vom Vorraume aus zu heizender Ofen steht. Eine zweite Stube ist dazu nicht nötig. Die von Henning und anderen angenommene Verwandtschaft des ostgermanischen mit dem skandinavischen, griechischen und polnischen Hause bezieht sich auf die germanische Stammesgruppe der Vandilier, nicht auf den Stamm der Vandalen. Diese Verwandtschaft ist nicht unwahrscheinlich, doch ist, wie Puszet bemerkt, wenig Wert darauf zu legen, da das einräumige Haus mit Vorraum nichts zu vererben hat, was nicht jedes Volk in unseren Breitegraden unbedingt zum Leben haben mußte. Den Satz: „Analoge Ursachen ergeben auch analoge Folgen“ unterschreiben wir gerne. Sind doch schon in der Neusteinzeit in Oberdeutschland heizbare Gemächer, sogar in Verbindung mit Schlafräum aufgedeckt worden.

Auf Seite 61 sind interessante Betrachtungen über die Ausbildung des Fach-, beziehungsweise Ständer- und Blockwerkbaues angestellt, wonach erstere zusammenhängende Gebäude, der letztere getrennte bedingt. Nun will Puszet beweisen, daß die Franken einst Blockwerk und daher getrennte Gebäude hatten. Dies stimmt nicht. Die Franken haben nur in waldreichen Gegenden und auch da nur selten Blockwerkbau, sonst stets und wahrscheinlich seit der Römerzeit Fachwerkwände. Dies bestätigt seinen obigen Satz, da eine Haupteigenschaft des Frankenhofes der an den Wohnraum angebaute Stall ist, nicht die Trennung, wie er annimmt. Scheuen und Schopfen sind spätere Zutaten.

Als nächstes Gebäude betrachtet der Verfasser den Speicher, welcher später zur „weißen Stube“ wurde, indem man ihn unmittelbar an die offene Vorlaube stellte. Weiters bespricht er das häufige Vorkommen von Vorlauben, stellenweise verziert und auch an öffentlichen Gebäuden verwendet, den Übergang des Daches zur Decke und schließlich die Ornamentik. Der Einfluß des Holzes als Baustoff und der daraus sich ergebenden Werkzeuge bedingt große Ähnlichkeit mit der ursprünglichen Kunst anderer Völker, ohne deshalb stets an unmittelbare Übertragung denken zu müssen.

Der Verfasser zeigt sich auf allen Gebieten der Hausforschung erfahren und hat den streng wissenschaftlichen Standpunkt nirgends verlassen. Wir erwarten daher den zweiten Teil seiner Arbeit über den Holzbau, der wahrscheinlich Stadthäuser und Kirchen behandeln dürfte, mit der Hoffnung, auch darin zahlreiches Neue zu finden.

Anton Dachler.

Die neuesten Arbeiten über das slowenische Bauernhaus.

Angezeigt von Dr. Ivan Merhar, Triest.

(Mit 6 Textabbildungen.)

Ich hätte eigentlich die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen über diesen Gegenstand sagen sollen, denn die Abhandlungen, die ich besprechen will, haben recht eigentlich die Bebauung eines Neulandes in Angriff genommen. Daß der interessante Gegenstand bei uns so lange auf einen Bearbeiter warten mußte, dies liegt in den allgemeinen Kulturverhältnissen der Slowenen, besonders den wissenschaftlichen. Als man seit der sogenannten slawischen Wiedergeburt allenthalben nach dem Volksgeiste, wie er sich in den verschiedensten Zweigen des Volkslebens äußert, zu fahnden begann, da schenkte man bei uns vor allem jenen Erscheinungen Aufmerksamkeit, von denen man eine unmittelbare praktische Wirkung, nämlich die Belebung des nationalen Bewußtseins und Befruchtung der Kunstliteratur, erwartete. Dies waren die idealen Erzeugnisse der Volksseele. Es wurden freilich auch die materielle Seite des Volkslebens und dessen Erscheinungen nicht ganz vernachlässigt, allein hier erfuhren nur jene Gegenstände eine allerdings meist dilettantenhafte Bearbeitung, die förmlich zur Behandlung herausforderten; es war dies besonders die Volkstracht, die ja schon vor dem eigentlichen wissenschaftlichen Interesse von so manchem Reisebeschreiber und Raritätensammler herangezogen worden war. Anders stand es mit den sogenannten gewöhnlichen und alltäglichen Erscheinungen des Volkslebens, denen das Absonderliche abging, die hingegen beim Beobachter eine gewisse wissenschaftliche Methode voraussetzten. Auch die beschränkten materiellen Mittel, über die das slowenische Kulturleben von allem Anfange an verfügte, trugen nicht wenig dazu bei, daß die Slowenen, die sonst sehr aufmerksam den Fortschritt ihrer glücklicheren Nachbarn beobachteten und mit ihnen gleichen Schritt zu halten trachteten, hier nicht nachkommen konnten. Besonders die Hausforschung ist fast gänzlich vernachlässigt worden. Deshalb müssen wir die neuesten Arbeiten des russischen Gelehrten Alexander Haruzin um so freudiger begrüßen, da hier beim ersten Anlaufe so viel und so Tüchtiges geboten wird. Der Forscher, dem auch sonst ein weiter Horizont in der Volkskunde der Slawen und auch anderer Völker offen steht, hat uns Slowenen den Weg gezeigt, auf dem wir ihm folgen müssen, was uns in betreff der wissenschaftlichen Methode nicht allzu schwer fallen dürfte; in der reichen Ausstattung der Arbeiten werden wir es ihm jedoch kaum leichtun können. Der russische Gelehrte hat seine Beobachtungen in zwei Abhandlungen niedergelegt, die beide in dem bekannten Journal „Živaža Starina“ (Das lebendige Altertum) 1902, Nr. I, respektive III und IV erschienen sind, die mir im Separatabdrucke vorliegen. Die erste Arbeit führt den Titel: „Der Bauer des österreichischen Krain und seine Baulichkeiten“, worin nach einer Einleitung über die allgemeinen, geschichtlich gewordenen sozialen Verhältnisse des slowenischen Bauernvolkes zunächst die wirtschaftlichen Einrichtungen und Baulichkeiten beschrieben werden; bei den primitivsten Trockenstangen (ostrnica) anfangend, werden uns die verschiedenen Formen der Harfe (kozolec, stog) vorgeführt, dann die Scheunen, die sehr oft mit Harfen, besonders mit Stallungen in Verbindung auftreten, beschrieben. Den Übergang vom Wirtschaftsgebäude zum Wohnhause vermitteln die meist im hohen Gebirge auftretenden „kočne“ und „košte“, die tatsächlich der „kajža“ (Hütte) sehr nahe kommen. Schließlich wird das Bauernhaus als solches, das wieder in mannigfacher Verbindung mit Stall und Scheune auftritt, besprochen; der Text wird durch vierzehn Bilder nach photographischer Aufnahme und fünf Pläne verdeutlicht. Das Ganze ist somit mehr eine orientierende Übersicht als wissenschaftliche Abhandlung; das Forschungsgebiet ist Krain, jedoch mit Ausschluß jener Gegenden, wo der romanische Haustypus auftritt, also das Wippachertal und die an Istrien angrenzenden Striche. — Die zweite, wichtigere Arbeit betitelt sich: „Die Wohnräume der Slowenen Oberkrains“; *) das zu beobachtende Gebiet ist hier enger umgrenzt, wodurch die Untersuchung detaillierter und tiefer geworden ist, denn von diesem

*) Beide Abhandlungen habe ich in der Triester „Edinost“ 1902, Nr. 107 und 108, dann 1903, Nr. 148 und 149, kurz besprochen. Die Zinkstöcke zu den Textabbildungen 15 bis 20 wurden vom Verfasser zur Verfügung gestellt.

Stück des slowenischen Geländes geht der Blick des Forschers nach allen Seiten der slawischen und nichtslawischen Welt, woher ähnliche Erscheinungen zum Vergleiche herangezogen werden. Auch dadurch unterscheidet sich diese Arbeit von der ersteren, daß hier der dem Menschen zur Wohnung dienende Raum vor allem beobachtet und von diesem Mittelpunkt aus die Entfaltung des oberkrainischen Bauernhofes nach allen Seiten hin verfolgt wird. Um diesen Standpunkt gleichsam zu rechtfertigen, unterwirft Haruzin einige primitive Wohnlichkeiten, die heutzutage freilich eine Ausnahmstellung einnehmen, zunächst einer genaueren Untersuchung. Dies sind die im hohen Gebirge gelegenen Alpenhütten, die den Hirten und Sennern, zum Teil auch ihren Herden, als Zufluchtsstätte dienen, indem er annimmt, daß dies Überreste alter, allgemein gültiger Hausformen seien, denen die fortschreitende Kultur nichts anhaben konnte. Diese einzelligen oder doch auf diesen Charakter hinweisenden Hütten nennt der Oberkrainer *stan*, *kočna*, *bajta* oder *s'rarnica* (Käsehütte, weil sie in diesem Falle speziellen Zwecken dient).



Fig. 15. Oberkrainer Hütte (kočna).

Bemerkenswert ist, daß der Forscher eine Form dieser Hütten, *tamor* (oder auch *tamar*) genannt, aus dieser Kombination ausschließt und sie auch wegen des nichtslawischen Namens den Aboriginern des Landes, etwa den Illyriern, zuweisen möchte. Er betont mit Recht, daß das uns interessierende Gebiet ein Land ist, wo sich die verschiedensten Volksstämme herumgetummelt, daß man somit mit diesem Faktor rechnen müsse; soweit nun die geschichtlichen Quellen fließen, muß man die Illyrier als die Aboriginer dieser Gegenden annehmen, die dann mit den Kelten in

Berührung kamen, um von den Römern latinisiert zu werden. Neben dieser Unterschichte kämen die germanischen und nichtarischen Durchzügler wohl zu keiner größeren Bedeutung, erst mit der slawischen Besiedelung, die also wohl nicht auf ödem Grunde geschehen sei, wäre auch das deutsche Element als mitbildend aufgetreten. Haruzin gibt somit fremde (besonders deutsche) Einflüsse bei der Ausgestaltung des oberkrainischen Bauernhauses zu, sucht jedoch nachzuweisen, daß eine ursprüngliche slawische Kraft, die in die neuen Sitze mitgebracht wurde, die urslawischen Formen weiterbildete und sich die fremden Elemente mehr oder weniger organisch assimilierte. Diese seine These sucht er vergleichend darzutun, eine Methode also, die uns einzig der Lösung der Frage näher bringen kann. Der Forscher gibt zwar zu, daß die äußere Form des oberkrainischen Bauernhauses, wie es sich dem oberflächlichen Beobachter präsentiert, wenige allgemein slawische Züge aufzuweisen scheint, wenn man es jedoch seinem Plane nach analysiert, so findet man unschwer die meisten bei den übrigen Süd-, Ost- und Nordslawen auch erhaltenen Hausteile wieder. Bevor die eigentliche Aufgabe, das heißt die wissenschaftliche Verfolgung der geschichtlichen Evolution des oberkrainischen Hauses aufgenommen wird, gibt uns Haruzin zunächst einige wissenswerte Daten über das Baumaterial und die äußere Ansicht und Form des Bauernhofes in Oberkrain. In ersterer Beziehung wäre zu bemerken, daß das ursprüngliche Baumaterial Holz war, aus dem noch heute sowohl die oberwähnten primitiven Baulichkeiten im Gebirge hergestellt sind, als auch viele Teile des Hauses im engeren Sinne und besonders der Wirtschaftsräume. Interessant ist, daß der Stein zunächst an der

Feuerstätte und in deren Umgebung, dann auch in jenen Teilen um sich greift, die als Fortbildung der ursprünglichen Zelle anzusehen sind; solche Zwitterbauten sind noch in Fülle zu finden. Daß dabei das Terrain und andere Momente mitwirkten, ist ja begreiflich.

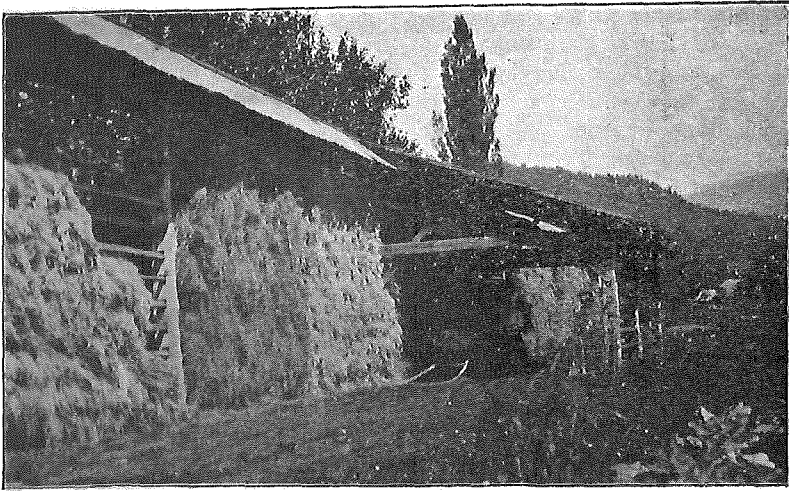


Fig. 16. Harfen (kozolec) zum Heutrocknen, Krain.

Wie an anderen Orten, so verliert auch in Oberkrain das Bauernhaus durch diesen Ersatz des Holz- durch Steinmaterial an der ursprünglichen architektonischen Mannigfaltigkeit und nationalen Originalität und nimmt einen nüchternen, oft kalten Charakter

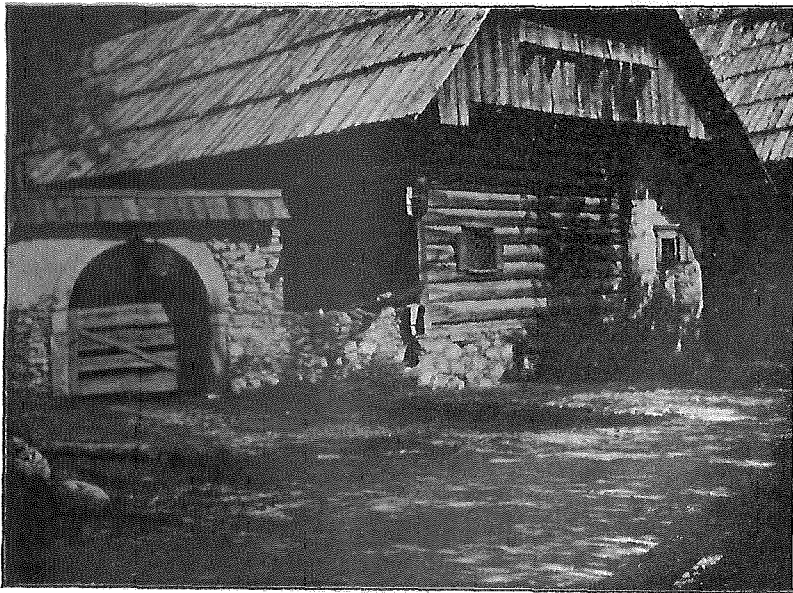


Fig. 17. Slowenisches Wohnhaus, Krain.

an. Die verschiedenartige engere und losere Verbindung, die das Haus mit der Scheune, den Stallungen und Schupfen eingeht, wird wieder eingehender behandelt, und es sind gerade hier vielleicht am meisten die fremden Einflüsse zur Geltung gekommen, eine

Frage übrigens, die viel eingehender und genauer auf dem Wege der Vergleichung studiert werden müßte. Als besonders wichtig und charakteristisch erscheint dem Autor das Giebeldach, bei dem nur rudimentär der Walm erhalten ist. Auch der Gang, die Haustüre und die Fenster werden gesondert einer Betrachtung unterzogen. Hierauf wird auf 66 Großoktavseiten die Entwicklung des Hauses als solches verfolgt. Anschließend an das oben Gesagte nimmt Haruzin an, daß der einzellige, ursprüngliche Wohnraum der alten Slawen im heutigen Hausflur (veža) wiederzufinden sei, dessen charakteristischer Bestandteil der Herd ist, der ursprünglich wohl in der Mitte des Raumes gewesen, im Laufe der Entwicklung jedoch meist in eine Ecke geschoben worden ist. Er kann freilich außer den oberwähnten Hirtenhütten keine derartigen selbständigen Bauten bei den Slowenen anführen, glaubt jedoch, daß im Ausdrucke selbst eine verflüchtigte Erinnerung an jene halbständigen Zufluchtsstätten sich erhalten hätte, als der Slowene noch als Nomade oder Halbnomade lebte, da der Russe den Ausdruck „veža“ besonders mit den

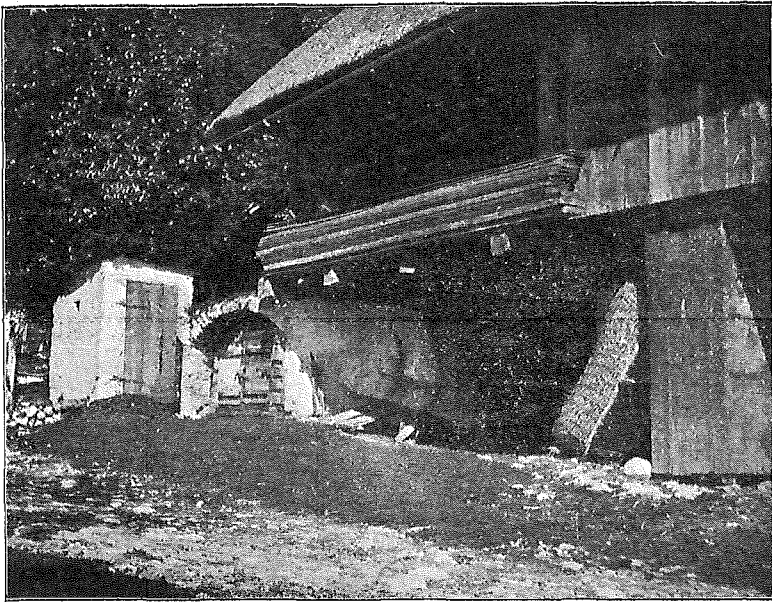


Fig. 18. Slowenisches Wohnhaus mit Obergeschoß, Krain.

primitiven Hütten der Kirgisen und Kalmücken verbindet. Für den primitiven Wohnraum wäre dann auch das zweiteilige Dach sehr natürlich und charakteristisch, einfach eine Nachahmung der von der Natur dem Menschen gebotenen Zufluchtsstätten gewesen, und tatsächlich weisen die benannten Hirtenhütten nur solche Dächer auf. Auch den Umstand will der Forscher für seine Ansicht geltend machen, daß der Raum (veža) gewöhnlich nur durch ein kleines Fenster erleuchtet wird, ja daß ein solches sogar gänzlich fehlen kann, da der Raum im Notfalle Licht durch die große Türe, sonst durch das Herdfeuer erhielt. Von der „veža“ kann ein Teil durch ein Holzgitter, durch einen Bretterverschlag oder gar durch eine Mauer als Küche (kuhinja) abgetrennt werden; der Umstand, daß die trennende Einrichtung sehr verschieden ist, der Küchenraum meist klein ist und keine besonders charakteristischen Merkmale aufweist im Vergleiche zum Herde, der nicht abgetrennt ist, berechtigt zur Annahme, daß wir auch in diesem Falle eigentlich nur eine geteilte Zelle haben. Der zweite Schritt in der Entwicklung des Hauses wäre dann jener Typus gewesen, wo wir neben der „veža“ einen zweiten Raum (hiša) anzunehmen hätten. Solche Häuser konnte der Forscher allerdings nicht antreffen, man muß sie jedoch voraussetzen. Der charakteristische Bestandteil dieses Raumes (hiša wird sonst auch das ganze Haus genannt)

ist der wärmende Ofen, der links oder rechts von der Stubentür in der Ecke steht und aus der „veža“ oder „kuhinja“ geheizt wird. In der diagonal gegenüberliegenden Ecke steht der Familientisch, oben in der Ecke hängt das Kruzifix und zu beiden Seiten Heiligenbilder. In der Wand der Hauptfront, das heißt der Tür gegenüber, befinden sich gewöhnlich zwei Fenster, die in den ältesten, besonders Holzbauten, klein und fast viereckig sind, also den ursprünglichen Charakter noch ganz deutlich verraten. Charakteristisch für diesen Raum, der dem Aufenthalte der Familie dient, ist noch die sogenannte „leva“, das ist eine Mauernische mit einem Kaminbau, welche Einrichtung vormals dazu diente, daß hier der Ständer mit den Spänen gestellt wurde, mit denen man die Stube erleuchtete; heutzutage ist die „leva“ oder wenigstens der Kamin oft vermauert. Bei älteren Bauten ist besonders bemerkenswert der quergelegte Plafondbalken (prečnik genannt), der nicht selten die Jahreszahl enthält, die sonst auch der Querbalken des Haustores zu tragen pflegt. — Dieser Typus soll also in Oberkrain gar nicht mehr zu konstatieren sein, denn

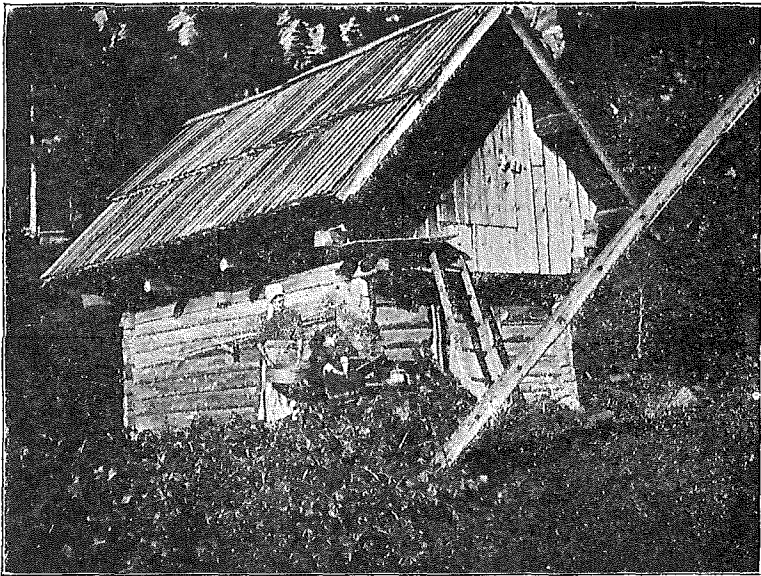


Fig. 19. Slowenische Holzhütte, Krain.

man findet nur entwickeltere Formen: drei- und mehrzellige Häuser. Das dreizellige Haus ist jedoch von zweifacher Form: entweder wurde der neue Raum an der Wand der „hiša“ angelegt oder der „hiša“ gegenüber an der „veža“; im ersten Falle bekam der Raum den Namen „kamra“, im zweiten „čumnata“, „klet“ oder „shramba“. Oft kann man schon von dem äußeren Anblicke ersehen, daß zum Beispiel die „kamra“ einen späteren Zubau darstellt, denn sie ist auch bei Holzbauten meist aus Stein und hat ein kleineres Fenster. Dieser Haustypus, den unser Forscher den breiten nennt, soll viel seltener anzutreffen sein als der zweite, der längliche Typus. Bei beiden haben jedoch die neuen Räumlichkeiten dies eine gemeinsam, daß sie in der Regel nicht die Bedeutung eines eigentlichen Zentrums des Familienlebens bekommen haben, was man schon aus dem Mangel eines Ofens darin ersehen kann, sie dienen vielmehr als Schlafstätten und Vorratsräume (klet = Keller, shramba = Aufbewahrungsraum). Wenn sich beide Arten verbanden, so entstand das vierteilige Haus mit seinen mannigfachen Nuancen. Obgleich natürlicherweise das oberkrainische Bauernhaus nicht ein- für allemal stehen blieb, sondern ausnahmsweise noch weitere Räumlichkeiten annehmen konnte, so ist im Wesen doch damit in horizontaler Richtung seine Entwicklung als abgeschlossen zu betrachten. Was dessen vertikale Entfaltung anbelangt, so findet man in Oberkrain auch in dieser

Richtung die verschiedensten Nuancen vertreten, doch ist das ebenerdige Haus, wenn man von Unterbauten bei schieferm Terrain absieht, die Regel. Die Entwicklung des Stockwerkes kann man ganz gut verfolgen. Zunächst wird auch der Bodenraum bei Mangel eines eigentlichen geschlossenen Raumes verschiedenartig ausgenützt. Dann trennte man einen Teil durch einen Holzbau ab und hieß den Raum „kamerca“, die natürlich nicht geheizt wird und als Vorratskammer oder als Schlafstätte dient; der Aufstieg erfolgt von der „veža“ aus. Einen weiteren Fortschritt stellt jener Bau dar, bei dem ein Holzbau meist mit einer Galerie nur halb, das heißt nach einer Seite hin, ein Stockwerk bildet. Schließlich findet man nicht selten regelrechte einstöckige Bauernhäuser, bei denen man mit unwesentlichen Abweichungen (die Küche fehlt gewöhnlich, die Öfen sind selten) den Plan des Parterres auch im ersten Stock wieder erkennt. Andererseits trifft man nicht selten unterirdische Räume an, wobei besonders die Unebenheit des Terrains eine

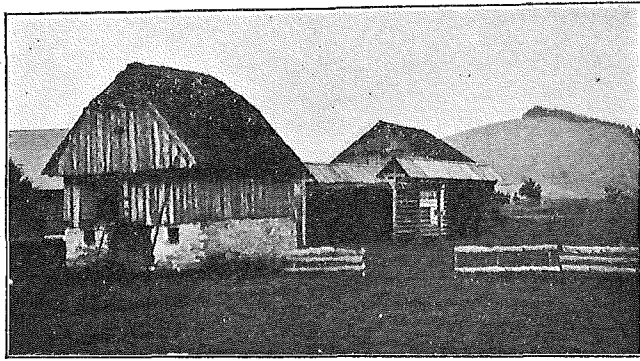


Fig. 20. Scheunen und Harfe, Krain.

wichtige Rolle spielt; um für das eigentliche Wohnhaus, welches seinen Zugang von ebener Erde hat, den nötigen horizontalen Grund zu bekommen, wird zum Teil die Erde angeschüttet, zum Teil werden Mauern aufgeführt, zwischen denen Keller und sogar Stallungen untergebracht werden können, eine Erscheinung übrigens, die sich auch sonst bei ähnlichen Bodenverhältnissen zu wiederholen pflegt. Zum Schluß will ich nur noch bemerken, daß der ausführliche Text durch 57 wohlgelungene und deutlich wiedergegebene Lichtbilder von den besprochenen Gegenständen illustriert und durch 36 Pläne und Skizzen verdeutlicht wird, so daß man die Ausstattung unserer Arbeit als prächtig bezeichnen kann. — Die Leser, die russisch verstehen, möchte ich auf eine Arbeit verweisen, die aus der Feder der Schwester des obgenannten Forschers, Fräulein Vera, Haruzin, stammt und sich einfach „Krain“ betitelt (erschieden im Journal „Estetstvoznanie i Geografija“, Moskau 1902, Nr. 3 bis 6). Die Verfasserin schildert Krain und dessen Bewohner wohl mehr vom Standpunkte einer Touristin, nichtsdestoweniger wird die Skizze auch dem Ethnographen einiges Neue bieten; die Schrift ist ebenfalls illustriert und enthält fast ausschließlich Darstellungen aus dem Volksleben.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht des Vereines für österreichische Volkskunde für das Jahr 1904.

Erstattet vom **Präsidenten Grafen J. Harrach.**

Mit dem abgelaufenen Jahr hat unser Verein seinen zehnjährigen Bestand vollendet. Aus diesem Anlasse gab unsere Gesellschaft am Jahresschluß eine Festschrift heraus, an deren Spitze eine von berufener Seite erstattete Übersicht der angestrengten Tätigkeit und reichen Erfolge unser Gesellschaft in diesem Dezennium gestellt war. Indem ich auf diese Darstellung verweise, habe ich mit wärmstem Dank der zahlreichen Glückwünsche und Äußerungen herzlicher Anerkennung zu gedenken, die dem Verein für österreichische Volkskunde aus diesem Anlasse von verschiedenen Seiten zugekommen sind, unter anderm von den Herren Hofrat Prof. Dr. Schönbach (Graz), Hofrat Dr. Schuchardt (Graz), Prof. Dr. Meringer (Graz), Hofrat Dr. R. Heinzel (Wien), Prof. Dr. v. Ottenthal (Wien), Dr. Obst, Direktor des Museums für Völkerkunde (Leipzig), Direktor Dr. v. Overloop (Brüssel), Prof. Dr. Polivka (Prag), Direktor R. Zawilinski (Tarnow), Prof. Dr. K. Moser, (Triest), Prof. Dr. E. Domluyil (Wal-Meseritsch), u. s. w. Nicht minder danke ich allen zahlreichen Mitarbeitern und Mitgliedern, die unsere Gesellschaft und ihre vielseitige Tätigkeit die ganze Zeit des Vereinsbestandes her treulich unterstützt und gefördert haben, und bitte sie alle, auch künftighin in gleicher Treue und Anhänglichkeit zu unserer Fahne zu halten. Endlich habe ich auch der Presse an dieser Stelle verbindlich zu danken, welche aus dem gleichen Anlaß vielfach mit Wärme auf unsere Tätigkeit für die Sache der österreichischen Volkskunde hingewiesen hat.

Das abgelaufene Jahr hat uns, wie aus dem nachfolgenden Bericht des Museumsdirektors Dr. M. Haberlandt hervorgeht, namentlich auf dem Gebiete unserer Museumstätigkeit reiche Erfolge und sehr belangreichen Zuwachs gebracht. Unsere ethnographische Sammlung wuchs um mehr als 1500 Nummern, die sich auf die verschiedensten österreichischen Volksgebiete verteilen und durch einige Wochen am Jahresschluß in einer Ausstellung vereinigt waren; reichliche Vermehrung erfuhr auch unsere Bildersammlung. Um so brennender und dringlicher wird damit neuerlich die Raumfrage für unser Museum, dessen künftige Entwicklung durch den unleidlichen Raumangel bereits aufs ernstliche bedroht erscheint. Bei der wissenschaftlichen, künstlerischen und politisch-patriotischen Bedeutung der Aufgaben unseres Museums, wie sie der Öffentlichkeit immer mehr zum Bewußtsein kommt, wenn sie auch bedauerlicherweise noch lange

nicht genug gewürdigt wird, muß es das unverrückbare Ziel der Vereinsleitung sein, ein entsprechendes würdiges Heim zur angemessenen Unterbringung der bereits vorhandenen musealen Schätze und zu ihrem weiteren systematischen Ausbau, für welchen es allerhöchste Zeit geworden ist, zu gewinnen. Kommt hier die Hilfe nicht rasch, so ist die Aufgabe, ein österreichisches Volksmuseum zu schaffen, überhaupt nicht mehr zu lösen.

Wie unser Museum, entwickelt sich auch unser Fachorgan »Die Zeitschrift für österreichische Volkskunde«, die 1904 ihren zehnten Jahrgang vollendet hat, in höchst befriedigender Art. Es ist nur sehr zu wünschen, daß der Kreis der Abonnenten, wenn er auch immerhin die für ein derartiges Fachorgan sehr bemerkenswerte Zahl von 543 erreicht hat, sich entsprechend dem interessanten Gegenstande und den dargebotenen Leistungen noch mehr erweitere. Die Vereinsleitung wird in dieser Richtung mit neuen Bemühungen einsetzen und hofft dabei auf die wachsende Teilnahme der Gebildeten und Patrioten in allen Ländern Österreichs. Mögen unsere Mitarbeiter und Mitglieder an ihrem Teile für die wachsende Verbreitung unserer Zeitschrift, die solche Bemühungen gewiß verdient, freundlichst tätig sein. Jeder Erfolg in dieser Sache kommt den volkskundlichen Bestrebungen in Österreich zugute.

Die Mittel zu unserer Tätigkeit erhielten wir, wie in den Vorjahren, aus den regelmäßigen Mitgliederbeiträgen sowie durch eine Reihe von Subventionen und Spenden, die zumeist für die Erhaltung und Erweiterung des Museums für österreichische Volkskunde gewährt wurden. Mit wärmstem Danke verzeichnen wir die gegen das Vorjahr um 1000 Kronen erhöhte Subvention des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht mit 7000 Kronen, die Subventionen der Stadt Wien mit 1200 Kronen, der Handels- und Gewerbekammer mit 800 Kronen, des hohen niederösterreichischen Landtages mit 200 Kronen, der Ersten österreichischen Sparkasse mit 100 Kronen. Größere Spenden gewährte Se. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Ludwig (100 Kronen), das Bankhaus S. M. v. Rothschild (50 Kronen), Se. Exzellenz Statthalter Graf Kielmansegg (150 Kronen), Se. Durchlaucht Fürst Johann Liechtenstein (500 Kronen). Für eine Reihe kleinerer Spenden und Überzahlungen sind wir verschiedenen unserer Mitglieder zu verbindlichstem Dank verpflichtet.

In der Zusammensetzung der Vereinsleitung und des Ausschusses ergabsich im Berichtsjahre keine Änderung. Ich danke den beiden Herren Vizepräsidenten Hofrat Dr. V. Jagić und Kommerzialrat O. v. Hoefft und dem Ausschuß für ihre rege Teilnahme und Unterstützung bei der Leitung der Geschäfte, deren Hauptlast wie in dem ganzen Dezennium des Vereinsbestandes auf den Schultern unseres Schriftführers Dr. M. Haberlandt lag. Herr Geschäftsführer Dr. Feßler hat sich überdies als Rechnungsführer vielfach bemüht, wofür ihm der wärmste Dank gezollt sei.

Wir schreiten in das zweite Dezennium unserer Tätigkeit, angespornt durch unsere bisherigen Erfolge, mit dem festen Vorsatze, uns durch keine Schwierigkeiten von dem weiteren Ausbau des begonnenen Werkes abhalten zu lassen, in der Überzeugung, daß wir eine unerläßliche Aufgabe zu erfüllen haben, dem Staate und den Völkern Österreichs zu Nutz und Ehre.

Verwaltungsbericht für das Jahr 1904 des Museums für österreichische Volkskunde.

Erstattet vom Museumsdirektor Dr. M. Haberlandt.

Mit Freude und Genugtuung darf ich in meinem diesjährigen Berichte über die Museumstätigkeit im abgelaufenen Jahre 1904 die Tatsache an die Spitze stellen, daß dies Jahr eine der ergebnisreichsten Sammelperioden seit der Gründung unseres Museums darstellt. Dank reichlicherer zur Verfügung stehender Mittel und der Mitwirkung einer größeren Zahl von Freunden unseres Instituts belief sich die Vermehrung unserer Sammlungen im Vorjahre auf 1512 Stück, welche aus verschiedenen Volksgebieten Österreichs, und zwar hauptsächlich aus Südtirol, Kärnten, Mähren, Böhmen (hauptsächlich Böhmerwald) und Galizien stammen. Nach ihrer Vereinigung zu der temporären Ausstellung im Museum (10. Oktober bis 15. November), welche das Interesse der berufenen Kreise und der weiteren Öffentlichkeit in hohem Maße fand und von der Presse auf das aner kennendste besprochen ward — ich verweise auf die in der »Neuen Freien Presse«, im »Neuen Wiener Tagblatt«, in der »Wiener Allgemeinen Zeitung«, der »Hohen Warte«, der »Österreichischen Rundschau« und anderenorts erschienenen Artikel — wurde dieser große Zuwachs der systematischen Ausstellung unserer Sammlung einverleibt, was eine völlige Neuordnung und Neuaufrstellung in zahlreichen Abteilungen unseres Museums notwendig machte. Ich führe aus der reichen Zahl der Neuerwerbungen namentlich die Spitzensammlung aus dem Böhmerwald mit allem technischen Zubehör (184 Nummern), die wir dem Sammeleifer Herrn Lehrers J. Blau in Silberberg verdanken, von dem wir auch eine höchst instruktive Abhandlung (mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln) über diesen Gegenstand erhielten (siehe diese Zeitschrift, Bd. X, S. 191), die Aufsammlungen des Herrn Oberlehrers Josef Schramek in Freieung (180 Nummern), des Herrn Dr. J. Franko unter den Bojken (Ostgalizien), zirka 200 Nummern, sowie meine eigenen Erwerbungen aus Südtirol (123 Nummern) an. An vollständigen Volkstrachten erwarben wir neun Stück, und zwar zwei Alpbacher Kostüme, ein Gailtaler Mädchenkostüm, zwei Bojken trachten, drei Kostüme der Choden, eines aus dem Böhmerwalde. Ich erwähne ferner eine reiche und höchst interessante Sammlung von Kacheln und Modeln für Ofenzierate (hauptsächlich Empirezeit), die wir Herrn

Alfred Walcher Ritter v. Moltheim verdanken (227 Nummern). Auch die kaiserliche Sammlung von altertümlichen Beleuchtungsgeräten erfuhr durch die neuerliche Widmung des Herrn k. u. k. Oberstleutnants i. R. Ladislaus Edlen v. Benesch einen Zuwachs von 146 Stück. Endlich wurde eine neue Bauernstube eingerichtet, und zwar beschaffte unser Mitarbeiter und Mitglied Pfarrer D. Dan die typische Einrichtung einer Wohnstube aus einem rumänischen Bauernhause in Straža (Bukowina), welche nun zu den instruktivsten Darstellungen dieser Art in unserem Museum zählt.

Eine wesentliche Neuerung und Verbesserung bedeutete auch die völlige Neuadjustierung unserer Trachtenfigurinen, indem eine große Zahl von lebensgroßen Puppen, für die einzelnen Trachten eigens modelliert, zur Aufstellung gelangte, wodurch nun diese Abteilung unseres Museums ein ungleich günstigeres Ansehen gewonnen hat. Für die Vermehrung der ethnographischen Hauptsammlung wurde im Berichtsjahre der Betrag von 2948·50 Kronen verausgabt, von welchen die Summe von 500 Kronen eine hochherzige Widmung Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein darstellt, dem auch an dieser Stelle der ehrerbietigste Dank der Museumsleitung dargebracht sei. — Für die Installation und die Aufstellung der Sammlung wurde der Betrag von 784·10 Kronen verausgabt. Zahlreiche Freunde unseres Instituts haben im Berichtsjahre durch Widmung von Sammlungsgegenständen unser Museum gefördert. Ihre Namen und Widmungen sind im einzelnen in Band X der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« bereits ausgewiesen. Unser verbindlichster und wärmster Dank sei ihnen hier auch öffentlich dargebracht.

Die Vermehrung unserer Photographien- und Bildersammlung belief sich im Jahre 1904 auf 215, respektive 150, zusammen 365 Stück. Der Gesamtbestand der Photographien war Ende 1904: 1036 Nummern, der Zeichnungen 445 Stück.

Der Zuwachs der Bibliothek betrug 70 Nummern. Die Anzahl der im Tauschwege einlangenden Zeitschriften stieg um 6 Nummern, beträgt daher gegenwärtig 50. Herrn Bibliothekar J. Thirring, der mit besonderem Eifer die Verwaltung der Bibliothek besorgt, spreche ich hierfür den wärmsten Dank aus.

Was den Besuch des Museums betrifft, so hielt er sich im ganzen und großen auf der bisherigen Höhe. Das Hauptkontingent unserer Besucher stellen nach wie vor die korporativen Besichtigungen durch die gewerblichen Fachschulen, Bürger- und Volksschulen sowie eine Anzahl von Vereinen, die in der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« regelmäßig ausgewiesen erscheinen. Von in- und auswärtigen Fachmännern und sonstigen hervorragenden Persönlichkeiten, Künstlern u. s. w., die unsere Sammlungen besichtigten und benützten, seien genannt: Professor Dr. R. Meringer in Graz, Hofrat Doktor

H. Schuchardt in Graz, Professor Dr. O. Jauker in Laibach, Kunstverleger M. Gerlach, Herausgeber der »Hohen Warte«, Josef B. Lux, Frau Tina Blau, Alfred Walcher Ritter v. Moltheim, Oberstleutnant v. Benesch, Oberingenieur A. Dachler, Oberbaurat A. v. Wielemans, Lehrer Josef Blau, Dr. E. Figdor, Se. Exzellenz Graf A. Enzenberg, Hofrat v. Scala, Georg von Warchałowski in Krakau, Intendant Bernhard Salin in Stockholm, Direktor J. Brinckmann in Hamburg, Geheimrat Doktor J. Lessing in Berlin, Kustos Dr. Patzaurek in Reichenberg, Direktor Dr. Karl Lacher in Graz, Professor Karl Fuchs in Preßburg, Professor Dr. Pommer, E. Blümmel, Kustos Fr. Fr. Kohl, Professor Wl. Szuchiewicz in Lemberg, Professor Josef Hoffmann, Professor Kolo Moser, Architekt Hartwig Fischel, Se. Exzellenz Graf Latour, Fräulein Jutta Sika, Frau Bruck-Auffenberg, Hofrat Dr. Müller, Dr. Fritz Minkus, Sektionschef Dr. W. Exner, Hofsekretär Dr. Querner, Baron A. v. Drechsel u. a. m.

Die Anregungen, welche unsere Sammlungen für das kunstgewerbliche Schaffen einerseits sowie für vergleichende Studien auf dem Gebiete der Volkskunde und Kulturwissenschaft andererseits gewähren, mehren sich von Tag zu Tag in erfreulichster Weise; es wird stets das eifrigste Bestreben der Museumsleitung sein, jedem Wunsche in dieser Richtung so umfassend und pünktlich als möglich zu entsprechen.

Auf den sehnlichsten Wunsch und das brennendste Bedürfnis unseres Instituts, nämlich die Erweiterung der zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten zur angemessenen Unterbringung unserer Sammlung, hat bereits der Herr Präsident im vorstehenden Jahresberichte mit größtem Nachdrucke hingewiesen. Mögen die berufenen Faktoren unseren in der Erfüllung unserer Pflicht laut ertönenden Notschrei vernehmen und ihre mächtige Hilfe für eine Besserung der gegenwärtigen, kaum mehr erträglich scheinenden Uebelstände nicht versagen!

Zum Schlusse erfülle ich nur eine innig gefühlte Pflicht, indem ich unserem hochverehrten Herrn Präsidenten, Sr. Erlaucht Herrn Grafen Harrach, sowie dem Vereinsausschusse für ihre nimmer ruhende Fürsorge und Unterstützung meinen ergebensten und innigsten Dank darbringe. Wenn im Berichtsjahre Befriedigendes geleistet werden konnte, so danke ich dies zum großen Teil der niemals versagten Obsorge und Förderung, welche der Herr Präsident Graf J. Harrach jeder Angelegenheit des Museums zuteil werden ließ. Möge es uns beschieden sein, auch im nächsten Jahre, das uns neuerlich wichtige und bedeutungsvolle Aufgaben stellt, von unserer zentralen und vermittelnden Stelle aus in gleich erfolgreicher Weise für die österreichische Volkskunde zu arbeiten!

Rechnungsabschluss des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien
Einnahmen. für das X. Vereinsjahr 1904. Ausgaben.

Kassasaldo ex 1903		Kronen	Heller
		1008	26
I. Ordentliche Einnahmen.			
1. Mitgliederbeiträge und Abonnements			
2. Subventionen:		3089	89
a) Hohes k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht			
b) Hoher niederösterreichischer Landtag		Kr. 7000—	
c) Reichshaupt- und Residenzstadt Wien		" 200—	
d) Niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer		" 1200—	
e) Erste österreichische Sparkassa		" 800—	
f) K. k. niederösterreichische Statthalterei		" 100—	
3. Museumseinnahmen		9450	—
		576	84
II. Außerordentliche Einnahmen.			
1. Spenden:			
a) Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Ludwig Viktor			
b) Seine Durchlaucht Fürst Liechtenstein		Kr. 100—	
c) Bankhaus S. M. Rothschild		" 500—	
2. Verkauf von Druckschriften und sonstige Einnahmen		650	—
3. Zinsen		192	98
		4	06
Summe der Einnahmen		14972	03

I. Museum.		Kronen	Heller
1. Personal		2235	60
2. Remunerationen		1500	—
3. Sammlung und Bibliothek		2948	58
4. Installation		784	10
5. Taxen und Beleuchtung		127	46
6. Frachten		103	60
7. Mietzins		2000	—
8. Assekuranz		81	88
II. Verein.			
1. Kanzlei		429	12
2. Porti		494	56
3. Zeitschrift:			
a) Kilschees und Zeichnungen		Kr. 410-11	
b) Honorare für Mitarbeiter		" 467—	
c) Druck		" 2667-84	
4. Jahresversammlung		3544	95
		28	—
Summe der Ausgaben		14277	85
Kassarest auf neue Rechnung		694	18
		14972	03

Wien, 2. Jänner 1905.

Dr. S. Fiedler, Rechnungsführer.
Graf J. Harrach, Präsident.
Julius Thüring, Kassier.
Prof. Dr. Fr. Kratochvíl, Jakob Schindler, Payer, als Revisoren.
Geprüft und richtig befunden:

Protektor:

Seine kaiserl. u. königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr
Erzherzog **Ludwig Victor.**

Ehrenpräsident: Seine Exzellenz Herr **Dr. J. A. Freiherr v. Helfert.**

Die Vereinsleitung

im Jahre 1904:

Seine Erlaucht Herr **Graf Johann Harrach**
Präsident.

Hofrat Prof. Dr. Vatroslav Jagić **Kommerzialrat Oskar v. Hoefft**
Erster Vizepräsident. Zweiter Vizepräsident.

K. u. k. Kustos Dr. **Michael Haberlandt**
Schriftführer.

Prof. Dr. **Arthur Petak**
Schriftführer-Stellvertreter.

Hof- und Gerichtsadvokat Dr. **Sigismund Fessler**
Geschäftsführer.

Oberingenieur **Anton Dachler**
Geschäftsführer-Stellvertreter.

Bürgerschullehrer **Julius Thirring**
Kassier.

Ausschußräte:

a) In Wien:

Regierungsrat Direktor Dr. **Karl Glossy.**
Prof. Dr. **Franz Kratochwil.**
Prof. Dr. **Paul Kretschmer.**
Prof. Dr. **Milan Ritter v. Rešetar.**

Fabriksbesitzer **Josef Salzer.**
Stadtpfarrer Chorberr **Jakob Schindler.**
Prof. Dr. **Franz Branky.**
Prof. Dr. **Valentin Hintner.**

b) In den Königreichen und Ländern:

Dr. med. **Richard Heller,** Salzburg.
Direktor **Karl Lacher,** Graz.
Prof. Dr. **R. Meringer,** Graz.
Prof. Dr. **Mathias Murko,** Graz.
K.k. Gewerbe-Oberinspektor Dr. **V. Pogatschnigg,** Graz.
Prof. Dr. **Fr. Ritter Wieser v. Wiesenhort,**
Innsbruck.
Prof. Dr. **Otto Jauker,** Laibach.
Direktor **J. Šubić,** Laibach.
Hofrat Dr. **Franz Šuklje,** Rudolfswerth.
Prof. Dr. **A. Amoroso,** Parenzo.

Direktor **F. Bulić,** Spalato.
Prof. **Alexander Makowsky,** Brunn.
Notar **Jaroslav Palliardi,** Mähr.-Budwitz.
Prof. **Franz P. Piger,** Iglau.
Prof. Dr. **L. Niederle,** Prag.
Prof. Dr. **A. Hauffen,** Prag.
Direktor Dr. **E. Braun,** Troppau.
Direktor **Romau Zawiliński,** Tarnow.
Prof. Dr. **A. Kalina,** Lemberg.
Prof. **V. Szuehiewicz,** Lemberg.
Hofrat **A. Ritter v. Vuković,** Makarska.
Regierungsrat **Karl Romstorfer,** Salzburg.

Verzeichnis der Stifter.

Adolf Bachofen v. Echt, Wien, III/1. Hauptstraße 33.	Fürst Johann Liechtenstein, Wien, I. Herrengasse 10.
Graf Karl Lanckoronski, Wien, III/3. Jacquingasse 18.	Graf Konstantin Prezdiedzki †.
Anton Dreher, Schwechat.	Johann Presl †.
Nikolaus Dumba †.	Paul Ritter v. Schoeller, Wien, I. Bauernmarkt 13.
Amalie v. Hoeft, Wien, II/1. Darwingasse 34.	Philipp Ritter v. Schoeller, Wien, I. Bauernmarkt 13.
Dr. S. Jenny †.	Fürst Joh. Adolf Schwarzenberg, Wien, III/3 Rennweg 1.

Verzeichnis der Mitglieder.

Die mit * Bezeichneten sind Abonnenten der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.

*Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Rainer, Wien.	*Bäumler Karl, Präfekt, IV/2. Belvederegasse 8.
*Abtei des Benediktiner-Ordensstiftes, Seckau.	*Bayerl-Schwejda Marie, Frau, Neuern.
Adamkiewicz Albert, Prof. Dr., Wien, IV/1. Hauptstraße 20.	*Bearzi Karl, Wien, XIII/1. Maxingstraße 20.
*Adrian Karl, Fachschullehrer, Salzburg.	*Benediktiner-Stift St. Peter, Salzburg.
*Ammann Josef, Prof., Krumau.	*Benesch Anna, Frau, Wien, I. Wipplingerstraße 3.
*Amoroso Andreas, Dr., Parenzo.	Benesch August, Dr., Kremsier.
*Andesner Maria, Fräulein, Salzburg.	Benesch August, Dr., Direktor, Prag, 193/III.
*Andres Franz, Lehrer, Dobrzan.	Benesch Ladislaus, Edler v., k. u. k. Oberst- leutnant, IV/2. Karolinengasse 17.
*Andrian-Werburg Ferdinand, Dr., Freih. v., Wien, I. Burgring 7.	*Beneš Julius, Prof., Konviktsleiter, Horn.
*Ankert Heinrich, Leitmeritz.	Bengler Robert, k. k. Professor, Villach.
*Auersperg Karl, Durchlaucht Fürst, Goldegg.	Berg Wilhelm, Freih. v., Wien, I. Reichsratsstraße 13.
*Auspitz Rudolf, Wien, I. Oppolergasse 6.	Berger Vitus, Regierungsrat, Architekt, Wien, I. Hegelgasse.
*Austria, Sektion des deutsch-österreichischen Alpenvereines, Wien, I. Wallnerstraße 13.	*Bernreither Franz, Wien, XVII/2. Paul Konrathgasse 3.
*Bach Theodor, Chefarchitekt, Wien, III/1. Streichergasse 6.	*Bezirkslehrerbibliothek Floridsdorf.
*Bachinger Augustin, Prof., Horn.	*Bibliothek des Stiftes Wilhering.
*Baer Josef, Buchhändler, Frankfurt a. M.	*Blau Josef, Lehrer, Silberberg.
*Bartsch Franz, Oberfinanzrat, Wien, III/2. Salmgasse 14.	*Blümml E. K., Professor, Wien, XVIII/1. Gentzgasse 134.
*Baumgartner Anton, Oberlehrer, Alpbach Tirol.	*Bohata Adalbert, Dr, Statthaltereirat, Triest.
	*Bouchal Leo, Dr., IV/1. Schäffergasse 22.

- Bouchal Leonhard, Bankier,
Wien, IX/4. Spittelauergasse 2.
- *Branky Franz, kais. Rat,
Wien, VIII/1. Lederergasse 2.
- *Braun Edmund, Dr., Direktor,
Troppau.
- *Brausewetter Benno, Ingenieur,
Kritzendorf.
- Brehm Karoline, Frau,
Hainburg.
- *Breitfelder Franz, k. k. Bezirkshauptmann,
Zwettl.
- *Brenner-Felsach Joachim, Freih. v.,
Gainfarn.
- Breycha Artur, Dr., k. k. Ministerialrat,
Wien, III/3. Strohgasse 43.
- *Brezina Aristides, Dr., Direktor,
Wien, XIII/6. St. Veitgasse 1.
- *Brioschi Anton, Dekorationsmaler der k. k.
Hofoper,
Wien, IV/1. Heugasse 18.
- Brüll Rudolf, Dr.,
Wien, I. Kärntnerstraße 35.
- Brüning Ludwig, Prokurist,
Wien, IX/2. Alserstrasse 20.
- *Bünker J. R., Lehrer,
Ödenburg.
- *Bulič Franz, Direktor,
Spalato.
- *Ceipek Leo, Ritt. v., Dr.,
Wien, III/1. Barichgasse 4.
- *Čermak Klemens, k. k. Konservator,
Czaslau.
- Charlemont Hugo, akad. Maler,
Wien, III/3. Jacquingasse 19.
- *Chorinsky Rudolf, Graf, Ministerialsekretär,
Wien, I. Nibelungengasse 4.
- Collmann Elsa, Frau,
Wien, III/3. Reisnerstraße 30.
- Czartoryski Georg, Durchlaucht Fürst,
k. k. Geh. Rat,
Wien, IX/1. Währingerstraße 177.
- *Czech v. Czechenherz Jaroslav,
Wien, XVIII/1. Rieglergasse 6.
- Czech v. Czechenherz Zdenka, geb. Baronin
Villani, Majorsgattin,
Wien, XVIII/1. Rieglergasse 6.
- *Dachler Anton, Oberingenieur,
Wien, XIII/2. Ameisgasse 15.
- *Damian Josef, Professor,
Trient.
- *Dan Demeter, Pfarrer und Exarch,
Straža.
- *Daubrowa Alfred, Dr.,
Wien, I. Josefsplatz.
- *Deutscher Böhmerwaldbund,
Budweis.
- *Deutscher Volksgesangverein,
Wien, V/1. Franzensgasse 11.
- *Doblhoff Josef, Freih. v., Schriftsteller,
Wien, I. Eschenbachgasse 9.
- *Domlivil Eduard, Prof.,
Walachisch-Meseritsch.
- Doppelreiter Johann, Pfarrer,
Altenmarkt a. d. Triesting.
- Drechsel Artur, Freih. v., Dr., k. u. k. Hof-
sekretär,
Wien, III/2. Dampfschiffstraße 4.
- *Dürnwirth Rudolf, Schulrat,
Klagenfurt.
- *Eder Robert, Privatier,
Mödling.
- *Eggerth Josefine, Frau, †.
- *Eigl Josef, Baurat,
Salzburg.
- *Eißler Johann, Gutsbesitzer, †.
- Eitelberger v. Edelberg Jeannette, Frau,
Hofrätin,
Wien, I. Bräunerstraße 9.
- Ender Artur, Oberingenieur,
Wien, VII/2. Lindengasse 8.
- *Enzenberg Artur, Exzellenz Graf, Dr.,
Innsbruck.
- *Feilberg H. F., Dr.,
Askov, Dänemark.
- *Feßler Sigmund, Dr., Hof- und Gerichts-
advokat,
Wien, I. Wollzeile 6.
- *Fierlinger Klaudius, Freih. v., Dr.,
Wien, III/3. Beatrixgasse 26.
- *Figdor Eduard, Großgrundbesitzer,
n. a. Oberleutnant,
Wien, III/1. Rochusgasse 7.
- Fischhof Robert, Bankbeamter,
Wien, XIII/8. Auhofstraße 212.
- Fischhof Moritz Johann, Revident der k. k.
Staatsbahnen,
Wien, XIII/8. Auhofstraße 212.
- *Franko J., Dr.,
Lemberg.
- *Franz Adolf, Dr., Prälat,
München, Königinstraße 23, II.
- *Franz Josefs-Museum für Kunst u. Gewerbe,
Troppau.
- *Franzens-Museum,
Brünn.

- *Franzisi Franz, Konsistorialrat,
Grafendorf im Gailtale.
- *Fried Ludwig, Hauptkassier,
Wien, II/1. Kaiser Josefstraße 15.
- Frimmel v. Traisenau Fanni, Frau,
Wien, IV/2. Schlüsselgasse 1.
- *Frischauf Eugen, Dr.,
Eggenburg.
- Frischauf Marie, Frau,
Eggenburg.
- *Fritze Elise, Frau, Fabriksbesitzerin,
Wien, XIII/3. Stachegasse 6.
- Fuchs Justine, Frau,
Wien, IX/4. Nußdorferstraße 25.
- *Fuchs Theodor, Prof., k. u. k. Direktor am
Naturhistorischen Hofmuseum i. R.,
Wien, IX/4. Nußdorferstraße 25.
- *Gaber Karl, Dr., k. k. Landesgerichtsrat,
Wien, VIII/2. Albertplatz 8.
- Gall Hans,
Floridsdorf.
- *Gasser Heinrich,
Bozen.
- *Gautsch v. Frankenthurn Paul, Dr., Freih.,
Exzellenz, Ministerpräsident,
Wien, I. Stadiongasse 6.
- Gehrig Susanna, Frau,
Hainburg a. D.
- *Gerisch Ed., kais. Rat,
Wien, I. Schillerplatz.
- *Gerlich Karl, Oberlehrer,
Ober-Gerspitz.
- *Germanisches Seminar der kön. Universität,
Berlin.
- *Glas Alfred, Dr.,
Wien, I. Schottenring 17.
- Glas Ida, Frau,
Wien, I. Schottenring 17.
- *Glasser Franz, Prof., kais. Rat,
Wien, I. Salvatorgasse 10.
- Glossy Karl, Dr., Regierungsrat,
Wien, IV/1. Heumühlgasse 8.
- *Göttinger August, Dr., Primararzt,
Salzburg.
- *Göttmann Karl, Regierungsrat, k. u. k. Kustos,
Wien, IV/2. Favoritenstraße 25.
- *Goldmann Emil, Dr. jur.,
Wien, VII/2. Lerchenfelderstraße 15.
- *Gomperz Theodor, Prof. Dr., Hofrat,
Wien, VI/2. Plößlgasse 4.
- *Grillmayer Johann, Gutsbesitzer,
Schwanenstadt.
- *Groß Konrad, Dr.,
Wien, XI/1. Simmeringer Hauptstraße 42.
- *Großherzogliche Hofbibliothek,
Darmstadt.
- Grünebaum Gustav, Ritt. v., Hofrat, †.
- *Guttmann Max, Mittelschulturnlehrer,
Wien, II/3. Herminengasse 18.
- *Gymnasium, k. k. Akademisches,
Wien, I. Christinengasse 6.
- Haan Karl, Freih. v., k. u. k. Rittmeister a. D.,
Gutsbesitzer,
Wien, III/3. Marokkanergasse 23.
- Haas Eucharius, kais. Rat, Direktor,
Wien, IX/1. Waisenhausgasse 5.
- *Haas Wilhelm, Dr., Regierungsrat,
Wien, I. Weihburggasse 8.
- Haberlandt Karoline, Fräulein,
Hainburg.
- *Haberlandt Friedrich, Oberbaurat,
Czernowitz.
- *Haberlandt Katharina, Fräulein, Lehrerin,
Wien, VI/1. Hofmühlgasse 16.
- Haberlandt Lola, Frau,
Wien, IV/2. Belvederegasse 6.
- *Haberlandt Michael, Dr., k. u. k. Kustos,
Wien, IV/2. Belvederegasse 6.
- *Hagen Karl, Dr.,
Hamburg.
- *Hanakamp Paul, Architekt,
Wien, VIII/2. Blindengasse 3.
- Handl Norbert, Dr.,
Wien, X/1. Himbergerstraße 46.
- Hardegg Franz, Graf, Gutsbesitzer,
Wien, I. Operngasse 6.
- *Harrach zu Rohrau Johann Franz, Erlaucht
Graf, k. k. Geheimer Rat, Kämmerer
und Major a. D.,
Wien, I. Freieung 3.
- *Hartel Wilhelm, Ritt. v., Exzellenz,
k. k. Minister für Kultus und Unterricht,
Wien, I. Heßgasse 7.
- Haudeck Johann, Oberlehrer,
Leitmeritz.
- *Hauffen Adolf, Prof. Dr.,
Prag, Smichow 250.
- *Haupt Johann, Photograph,
Iglaun.
- *Haupt v. Hoechstatten Josef, Ritt., Prokurist
und Abteilungsvorstand,
Wien, I. Seilerstätte 12.
- *Hausotter Alexander, Nordbahnbeamter,
Pohl bei Zauchtl.
- *Heim Josef, Dr., Chefarzt der k. k. There-
sianischen Akademie,
Wien, IV/1. Favoritenstraße 15.

- *Helf Moritz, Dr.,
Wien, V/1. Kleine Neugasse 5.
- *Helfert Josef Alexander, Exzellenz Freih. v.,
Dr., k. k. Geheimer Rat etc.,
Wien, III/3. Reisnerstraße 19.
- *Heller Richard, Dr.,
Salzburg.
- *Helmer P. Gilbert, Abt,
Tepl.
- Hemmerich Otto, k. u. k. Hofgebäudeaufseher,
Wien, I. Burgring 7.
- *Herdle Hermann, Regierungsrat, Prof.,
Architekt,
Wien, III/2. Seidlgasse 22.
- Herrmann Anton, Dr.,
Budapest, Alagut utca 2.
- *Herz Leo, Dr., Ritt. v., Sektionschef a. D.,
Wien, IX/2. Spitalgasse 27.
- Herzig Georg, Gemeindesekretär,
Oberhollabrunn,
- *Hille Klotilde, Frau,
Wien, XIX/1. Karl Ludwigstraße 62.
- *Hintner Valentin, Prof. Dr.,
Wien, III/3. Am Heumarkt 5.
- *Hitschmann Hugo, Zeitungseigentümer,
Wien, XVIII/1. Rieglergasse 11.
- *Hitschmann Hugo H., Zeitungseigentümer, †.
- *Hittmair Anton, Dr., k. k. Universitäts-
bibliothekar,
Innsbruck.
- *Hlávka Josef, Oberbaurat.
Prag 736/2.
- Hlawaczek Max, Gesellschafter der Firma
Lenoir & Forster,
Wien, IV/1. Waggasse 5.
- *Hoefft Oskar, Edl. v., k. u. k. Truchseß,
Kommerzialrat etc.,
Wien, II/1. Darwingasse 34.
- *Höfler Max, Dr., Hofrat,
Tölz.
- Hölzel Eduard, Verlag,
Wien, IV/2. Luisengasse 5.
- *Hönigl Dominik, kais. Rat, inf. Abt des
Benediktiner-Ordensstiftes,
Seitenstetten.
- *Hoernes Moritz, Prof. Dr., k. u. k. Kustos,
Wien, III/1. Ungargasse 27.
- *Hoernes Rudolf, Prof. Dr.,
Graz.
- *Hörzinger Franz, k. u. k. Hauptmann,
Innsbruck, Erlavstraße 7.
- Hofer Anton, Gasthofbesitzer,
Oberkrimmel.
- *Hoffmann Josef, k. k. Professor, Architekt
Wien, IV/1. Margaretenstraße 5.
- *Hoffmann Kajetan, Abt des Benediktiner-
Ordensstiftes,
Admont.
- *Hoffmann-Krayer, Prof. Dr. E.,
Basel.
- *Hofmann Ig., k. u. k. Militäroberlehrer,
Hirtenberg.
- *Holub Franz, Prof.,
Krems a. d. Donau.
- Hornbostel Erich, Ritt. v., Dr.,
Wien, I. Nibelungengasse 3.
- *Horowitz Eduard, Ritt. v., k. u. k. Sektions-
chef etc.
Wien, IV/1. Taubstummengasse 10.
- *Hoyos Stanislaus, Graf, k. u. k. Kämmerer,
Wien, III/3. Veithgasse 6.
- Huemer Johann, Dr., Hofrat,
Wien, II/3. Obere Donaustraße 47.
- *Hunyady de Kethely Ida, Gräfin, Hofdame,
Wien, IV/1. Hauptstraße 75.
- *Ivoy Alexander, Ritt. v., Sekretär,
Wien, VI/1. Amerlingstraße 3.
- *Jagić Vatroslav, Dr., Hofrat,
Wien, VIII/1. Kochgasse 15.
- Jank Marie, Fräulein, Lehrerin,
Wien, II/1. Castellezgasse 19.
- *Jauker Otto, Dr., Professor,
Laibach, Wienerstraße 19.
- Jauker Karl, k. k. Regierungsrat,
Graz, Burgring 18.
- *Jeiteles Adalbert, k. k. Bibliothekar i. R.,
Graz.
- *Jireček Josef Konstantin, Prof. Dr.,
Wien, VIII/2. Feldgasse 3.
- *John Alois, Schriftsteller,
Eger.
- *John Josef, Präfekt,
Wien, IV/I. Favoritenstraße 15.
- Justitz Josef David,
Wien, VIII/1. Kochgasse 29.
- *Kärntner-Verein,
Klagenfurt.
- *Kahané Josef, Direktor,
Wien, I. Bauernmarkt 2.
- Kaindl Raimund Friedr., Dr.,
Czernowitz.
- *Kalina Anton, Prof. Dr.,
Lemberg, Simorowiczgasse 7.
- *Karl Alexander, kais. Rat, Abt, f. e. Kon-
sistorialrat etc.,
Melk.

- *Kałuźniacki Emil, Prof. Dr.,
Czernowitz.
- *Kerschbaumer Ant., Dr., Ehrendomherr etc.,
Krems a. d. Donau.
- *Keßler Engelbert, Schriftsteller,
Wien, I. Wipplingerstraße 25.
- *Kettner Adolf,
Freiwaldau.
- *Kiss-Schlesinger Siegmund Egon,
Wien, II/2. Valeriestraße 19.
- Kittner Marie, Obervorsteherin des Offiziers-
waisen-Instituts,
Hirtenberg.
- *Kling Oskar, Dr.,
Frankfurt a. M., Bockenheimer Land-
straße 98.
- Klub der Land- und Forstwirte,
Wien, I. Minoritenplatz 4.
- Kluger Josef, Chorherr, Pfarrer,
Reinprechtspölla bei Eggenburg.
- Klvaňa Josef, Gymnasialdirektor,
Gaya.
- *Knoop Otto, Oberlehrer,
Rogasen, Provinz Posen.
- *Kochanowski v. Stawczan Anton, Freih.,
Bürgermeister,
Czernowitz.
- *Koechert Heinrich, k. k. Hof- und Kammer-
juwelier,
Wien, I. Neuer Markt 15.
- *Königliche Bibliothek,
Berlin W., Platz a. Opernhaus.
- Kohn Alexander, Dr.,
Wien, I. Wollzeile 5.
- *Kraetzl Franz, Forstmeister,
Ung.-Ostra.
- *Krainsche Sparkassa,
Laibach.
- *Kralik v. Mayrswalden Mathilde, Fräulein,
Wien, I. Elisabethstraße 1.
- *Kralik v. Mayrswalden Richard, Ritt., Dr.,
Wien, XIX/1. Karl Ludwigstraße 55.
- Krallert Emil, Vorstand der Nordbahn,
Wien, II/1. Volkertplatz 13.
- *Kramář Karl, Dr.,
Liebstadt.
- Kratochwil Franz, Prof. Dr.,
Wien, VII/2. Siebensterngasse 24.
- *Krek Bogumil, Dr., Hof- und Gerichts-
advokat,
Wien, I. Löwelstraße 18.
- *Krenn Franz, Ritt. v., Baurat,
Wien, III/1. Barichgasse 26.
- *Kretschmer Paul, Prof. Dr.,
Wien, VIII/1. Florianigasse 23.
- Kreuzinger Hans, Mitglied des Hofopern-
orchesters,
Wien, IV/1. Schleifmühlgasse 8.
- *Kroboth Benjamin, Lehrer,
Oberthemenau.
- Kropf Emil, Oberoffizial,
Wien, II/1. Darwingasse 30.
- *Kubelka Josef, Puppenerzeuger,
Wien, VI/1. Gumpendorferstraße 67.
- *Kübeck zu Kübau Guido, Exzell., Freih.,
Graz.
- Kuenburg-Stollberg Berta, Frau Gräfin,
Aigen bei Salzburg.
- *Kuffner Moritz, Edler v.,
Wien, XVI/1. Ottakringerstraße 118.
- *Kuhlmann Georg,
Schloß Urstein, Post Puch bei Hallein.
- *Kuhn Konrad, Dr.,
Wien, I. Maysedergasse 6.
- Kukutsch Isidor, Dr., Direktor,
Wien, XIII/1. Trauttmansdorffgasse 16.
- *Kulka Richard, Dr.,
Wien, VI/2. Mariahilferstraße 109.
- Kunz Karl v., Dr.,
Wien, VIII/1. Fuhrmannngasse 14.
- *Lacher Karl, Direktor,
Graz.
- *Lamberg Karl, Graf,
Wien, I. Augustinerstraße 8.
- *Landau Wilhelm, Freih. v., Dr.,
Berlin W., Lützowstraße.
- *Landes-Real- und Ober-Gymnasialschule,
Stockerau.
- Langer Eduard, Dr.,
Braunau, Böhmen.
- Larisch Emilie, Edle v., Frau,
Wien, IV/1. Schwindgasse 3.
- Larisch Rudolf, Edler v.,
Wien IV/1. Schwindgasse 3.
- *Latour-Baillet Vinzenz, Graf, Exzellenz,
Wien, II/3. Untere Augartenstraße 31.
- *Lauterstein Simon, Dr.,
Wien, I. Plankengasse 1.
- *Lebeda Sophie, geb. v. Starck, Frau,
Prag, Pstrozgasse 32.
- *Leeb Wilibald P., Prof. der Theologie,
Grünau, Post Hofstätten.
- Lehrkörper der Knabenbürgerschule,
Wien, II/2. Weintraubengasse 13.
- *Lehrkörper der Mädchen-Volks- und Bürger-
schule,
Wien, II/2. Holzhausergasse 7.

- *Lehrkörper des k. k. Staatsgymnasiums,
Wien, VI/1. Amerlingstraße 6.
- *Lehrerinnenbildungsanstalt,
Wien, VIII/2. Josefstädterstraße 41.
- *Lehrkörper der Mädchenbürgerschule,
Wien, IX/3. Galileigasse 3.
- *Lehrkörper der Mädchenvolksschule,
Wien, IX/4. Viriotgasse 8.
- *Lehrkörper der Volksschule für Knaben und
Mädchen,
Wien, XIII/2. Trogergasse 3.
- *Lehrkörper der Knabenvolksschule,
Wien, XVII/1. Kastnergasse 29.
- Leisching Eduard, Dr., Regierungsrat,
Wien, IV/1. Technikerstraße 5.
- Leisching Julius, Architekt, Direktor des
mährischen Gewerbemuseums,
Brünn.
- Lemach Anton, Vizepräsident der schles.
Handelskammer,
Troppau.
- Lhotzky Alfons Josef, Chorherr,
Klosterneuburg.
- Lilek Emilian, Prof. am serbo-kroat. Ober-
gymnasium,
Zara.
- Linde Franz, Apotheker, Melk.
- *Linsbauer Ludwig, Dr.,
Wien, XIX/1. Hartäckerstraße 26.
- *Lipperheide Franz, Freih. v.,
Schloß Matzen bei Brixlegg, Tirol.
- *List Kamillo, Dr., k. u. k. Kustos,
Wien, I. Burgring 5.
- Loesche Georg, Prof. Dr.,
Wien, XIX/4. Kobenzlgasse 42.
- Loewenthal Dagobert, Dr., Fabriksbesitzer,
Iglau.
- *Löwy J., k. u. k. Hofphotograph,
Wien, III/1. Parkgasse 15.
- Lorang Emilie v.,
Wien, III/3. Jacquingasse 15.
- *Lorang Ludwig v., k. k. Rechnungsrat,
Wien, III/3. Jacquingasse 15.
- Lorenz v. Liburnau Ludwig, Ritt., Dr., k. u. k.
Kustos,
Wien, VII/2. Burggasse 7.
- *Lozinski Ladislaus, Ritt. v.,
Lemberg.
- *Luschan Felix v., Dr., Prof., Direktorial-
assistent am Museum für Völkerkunde,
Friedenau bei Berlin, Menzelstraße 1.
- *Madeyski v. Poray Stanislaus, Exzellenz,
Ritt., Dr., Minister a. D.,
Wien, VIII/1. Lammgasse 4.
- *Mährisches Gewerbemuseum, Brünn.
- *Makowsky Alexander, Prof.,
Brünn.
- Malovich Eduard, Fabriksbesitzer,
Wien, XVII/3. Mayßengasse 15.
- Malowich Eleonora,
Wien, XVII/2. Dornbacherstraße 57.
- *Mandelbaum Albert, Privatier,
Wien, I. Franz Josefs-Kai 27.
- *Maresch Rudolf, Dr., Regierungsrat,
Wien, IX/3. Währingerstraße 2.
- Matiegka Heinrich, Dr.,
Prag, VII/617.
- Matyas Karl, Edl. v., Dr., k. k. Bezirks-
kommissär,
Bochnia, Galizien.
- *Mayer Karl, Dr., Universitätsprofessor,
Innsbruck.
- *Meier John, Dr., Professor.
Basel, Nonnenweg 62.
- Meißl Emmerich, Dr., k. k. Ministerialrat,
Wien, III/1. Rochusgasse 12.
- *Meran Johann, Graf v., Dr.,
Stainz bei Graz.
- *Merhar Ivan, Dr., Supplent,
Triest.
- *Meringer Rudolf, Prof. Dr.,
Graz, Universität.
- Mielich-Mielichhofer Alphonse Leopold,
Historienmaler, Leutnant i. P.,
Wien, V. Wienstraße 18.
- *Miksch Hans, Architekt, †
Wien.
- Militär-Unterrealschule,
Fischau a. Steinfeld.
- *Minor Jakob, Hofrat, Dr., Universitäts-
professor,
Wien, III/3. Strohgasse 11.
- *Mogk K., Prof. Dr.,
Leipzig, Färberstraße.
- *Mlynsek Ludwig, Realschulprofessor,
Tarnow.
- *Moser Koloman, k. k. Professor,
Wien, XIX. Steinfeldtstraße 6.
- Moses Heinrich, Lehrer,
Pottschach.
- *Much Matthäus, Dr., k. k. Regierungsrat,
Wien, XIII/2. Penzingerstraße 84.
- *Much Rudolf, Dr., Universitätsprofessor,
Wien, XIII/2. Penzingerstraße 82.
- *Müller Karl, Prof., Architekt,
Wien, XVIII/1. Währingergürtel 123.
- *Müller Josef, Korbwarenerzeuger,
Floridsdorf.

- *Müller Michael, Dr., Stadtarzt,
Franzensbad.
- *Müller Otto, Dr., Eisenbahn-Generalsekretär
i. R.
Wien, IX/1. Berggasse 5.
- Müller Wilibald, k. u. k. Kustos,
Olmütz.
- Müller Wilhelm, k. u. k. Hof- und Universitäts-
Buchbändler,
Wien, I. Graben 1.
- Murko Matthias, Prof. Dr.,
Graz.
- *Museum „Carolino-Augusteum“,
Salzburg.
- Mussak Franz, k. u. k. Hauptmann,
Lemberg, 11. Korpskommando-Gebäude.
- *Nagl Johann Wilibald, Dr., k. u. k. Ritt-
meister a. D., Universitätsdozent,
Wien, XVIII/1. Kreuzgasse 32.
- *, „Die Naturfreunde“, Touristenverein,
Wien, VIII/2. Stolzenthalgasse 14.
- Neißer Karl, Dr.,
Wien, VIII/2. Alserstraße 47.
- Neswadba Franz,
Klosterneuburg.
- Nettwall Heinrich, fürstl. Gutsleiter,
Plumenau, Mähren.
- Neuber Wilhelm, kais. Rat, k. k. Kommer-
zialrat etc.,
Wien, VI/2. Brückengasse 1.
- Neumann Adolf,
Wien, XVIII/1. Cottagegasse 31.
- Neumann Wilhelm Anton, f. e. geistl. Rat,
Universitätsprofessor,
Wien, IX/3. Garnisongasse 18.
- Niederle Lubor, Prof. Dr., k. k. Konservator,
Žizkow, Husinecka 11.
- *Nothnagel Hermann, Prof., k. k. Hofrat,
Wien, I. Rathausstraße 13.
- *Obermayer Albert, Edl. v., k. u. k. Oberst,
Wien, VI/1. Gumpendorferstraße 43.
- Ogradi Franz, inf. Abt, f. e. Konsistorialrat,
Gilli.
- *Palliardi Jaroslav, Notar,
Mähr.-Budwitz.
- *Panschab Justin, Abt,
Lilienfeld.
- Paßler Peter, Gymnasialprofessor,
St. Pölten.
- *Paul-Schiff Maximilian, k. k. Landwehr-
oberleutnant,
Wien, IV/1. Alleegasse 20.
- *Pauli Hugo, Buchhändler,
Wien, I. Stephansplatz 8.
- *Peez Alexander v., Dr., Schriftsteller,
Wien, III/3. Metternichgasse 10.
- Peitl Bernhard, Prälat und Abt des Stiftes
Klosterneuburg.
- *Pelz Rudolf,
Wien, I. Burgring 7.
- Penka Karl, Gymnasialprofessor,
Wien, XVIII/2. Schindlergasse 48.
- *Petak Artur, Prof. Dr.,
Iglau.
- Peterlin Adalbert, Professor der Theologie,
Klosterneuburg.
- *Peters Ignaz, Gymnasialprofessor,
Leitmeritz.
- Piger Franz Paul, Gymnasialprofessor,
Iglau.
- *Plattner Benedikt, k. k. Baurat,
Innsbruck.
- *Pogatscher Heinrich, Dr.,
Rom, Via Ottaviano 113.
- *Pogatschnigg Valentin, Dr., k. k. Regierungs-
rat, Gewerbeoberinspektor,
Graz.
- *Polek Johann, Dr., k. k. Bibliothekar,
Czernowitz.
- *Polivka Georg, Prof. Dr.,
Prag, Königliche Weinberge, Hálk 49.
- *Pollak Karl, Buchhändler, Sanok.
- Pommer Josef, Prof. Dr., Reichsratsabg.,
Wien, V/1. Franzensgasse 11.
- *Pražak Wladimir, Freih. v., Hofrat,
Wien, IV/1. Heugasse 18.
- *Preindlsberger Josef,
Wien, I. Bräunerstraße 10.
- *Preindlsberger Milena, Landessanitätsrats-
gattin.
Sarajewo.
- *Prikrl Franz, Pfarrer,
Thein bei Leipnik, Mähren.
- Prix Franz, Prof.,
Wien, IV/2. Favoritenstraße 27.
- *Probst Karl, akadem. Maler,
Wien, IV/2. Theresianumgasse 23.
- Pschikal Ottilie, Milchgeschäftsbesitzerin,
Wien, IV/1. Paniglgasse 16.
- *Purschke Karl, Dr., k. k. Landwehrintendant,
Wien, VI/2. Liniengasse 27.
- Rabel Henriette, Hauptmannswitwe,
Wien, III/2. Geologengasse 6.
- Rack Heinrich, Präfekt,
Wien, IV/1. Favoritenstraße 15.
- Reich Edl. v. Rohrwig, Dr. Otto, Hof- und
Gerichtsdvokat,
Wien, IV/1. Brahmsplatz 5.

- Reif Bertold, Dr.,
Wien, I. Börseplatz 3.
- Reisch Emil, Prof. Dr.,
Wien, XVIII/1. Sternwartestraße 15.
- Reiterer Karl, Schulleiter,
Weißbach bei Liezen.
- *Repta Stephan v., Gymnasialdirektor,
Suczawa.
- Rešetar Milan, Ritt. v., Universitätsprofessor,
Wien, VIII/1. Kochgasse 15.
- *Reuschl Karl, Dr., Dresden.
- *Richter Rudolf,
Wien, VIII/1. Trautsohnngasse 2.
- Riegl Alois, Prof. Dr.,
Wien, I. Schottengasse 3.
- *Rigler Franz, Edl. v., Dr.,
Wien, XIX/1. Colloredogasse 5.
- *Rößler Stephan, kais. Rat, Abt des Zisterzienser-Ordensstiftes,
Zwetl.
- *Romstorfer Karl A., k. k. Regierungsrat und Konservator,
Salzburg.
- Rosenzweig v. Drauwehr Julie, Baronin,
Wien, VIII/1. Auerspergstraße 5.
- *Rothberger Moritz,
Wien, I. Stephansplatz 9.
- Sachs Leopold,
Wien, I. Krugerstraße 1.
- *Salzer Josef, Fabriksbesitzer,
Wien, III/2. Marxergasse 1.
- *Sarg Karl, Fabriksbesitzer,
Liesing bei Wien.
- *Sauter Benediktus, inf. Prälat und Abt des königl. Benediktiner-Stiftes Emaus,
Prag, Emausplatz 1.
- *Scala Artur v., Hofrat, Direktor des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie,
Wien, I. Stubenring 5.
- *Schachinger Norbert, kais. Rat, Konsistorialrat, Abt etc.,
Schlägl, Post Aigen.
- *Schaeffer August, k. k. Regierungsrat, Direktor der k. k. Gemäldegalerie,
Wien, I. Burgring 5.
- *Schaffner Josef, Volksschullehrer,
Wien, XVIII/1. Staudgasse 3.
- Schallud Franz, Dekorationsmaler des Deutschen Volkstheaters,
Wien, XV/1. Goldschlagstraße 23.
- Schedle Anton, Oberingenieur,
Wels.
- Schemfil Heinrich, k. u. k. Oberbaurat,
Wien, I. Plankengasse 7.
- *Schima Karl, Dr., Sektionsrat,
Wien, II/2. Zirkusgasse 40.
- *Schindler Jakob August, Stadtpfarrer,
Klosterneuburg.
- Schlossar Anton, Dr., kais. Rat, k. k. Bibliothekar,
Graz, Nibelungengasse 8.
- *Schlumberger Edl. v. Goldegg Gustav,
Wien, I. Johannesgasse 22.
- *Schmeltz J. D. E., Dr., Direktor am ethnographischen Reichsmuseum,
Leyden.
- *Schmidt Georg, Prof.,
Mies.
- Schmidt Karl, Buchbinder,
Wien, IV/1. Schäffergasse 12.
- Schönach Julius, Dr., Präfekt der k. k. thesesianischen Akademie,
Wien, IV/1. Favoritenstraße 15.
- *Schönborn Friedrich, Graf, Dr., Exzellenz,
Wien, I. Schellinggasse 1.
- Schranzhofer Leopold, Professor an der k. k. thesesianischen Akademie,
Wien, IV/2. Viktorgasse 8.
- *Schreiber Hans, Leiter der Landwirtschaftsschule,
Staab.
- Schulz v. Strasznitzki Luise,
Wien, IV/1. Floragasse 7.
- Schwäger v. Hohenbruck Oskar, Baron,
Meran.
- Schwarz Richard, Freih. v.,
Salzburg, Villa Stadthof.
- *Schwegel Josef, Exzellenz Freih. v., k. k. Geheimer Rat, Sektionschef a. D. etc.,
Wien, IX/1. Thurngasse 3.
- *Sektion Mark Brandenburg,
Berlin W., Motzstraße 78.
- Segel Benjamin, Schriftsteller,
Charlottenburg bei Berlin, Windscheidstraße 19/IV.
- *Seidl Gabriel, Professor, Architekt,
München, Marsstraße 28.
- Seiller Josef, Freih. v., Dr., Hof- und Gerichtsadvokat,
Wien, I. Freiong 6.
- Seitz Jakob J., Schriftsteller,
Grein a. d. Donau.
- Siebenrock Friedrich, k. u. k. Kustos,
Wien, I. Burgring 7.
- *Sieger Robert, Prof. Dr.,
Wien, III/3. Beatrixgasse 28.
- Smolle Leo, Dr., Schulrat,
Wien, II/1. Castellezgasse 13.

- *Spiegl Edler v. Thurnsee Edgar, Herausgeber des „Illustr. Wiener Extrablatt“, Wien, I. Löwelstraße 12.
- Spitzer Alois, Dr., Wien, I. Weihburggasse 21.
- *Spitzer Moritz, Gutsbesitzer, Pozsonymegye, Szélesk-út.
- *Staatsgewerbeschule, k. k., Wien, I. Schellinggasse 13.
- *Staatsgewerbeschule, k. k., Czernowitz.
- *Staatsgymnasium, k. k., Bielitz.
- *Staatsgymnasium, k. k., Iglau.
- *Staats-Untergymnasium, Czernowitz.
- *Städtisches Pädagogium, Wien, I. Schellinggasse 11.
- Steindachner Anna, Fräulein, †.
- *Steindachner Franz, Dr., k. u. k. Hofrat, Wien, I. Burgring 7.
- *Steiner v. Pfungen Otto, Freih., Ministerialvizesekretär i. P., Wien, I. Bauernmarkt 8.
- Stenzl Franz, kais. Rat, Oberpräfekt der k. k. thesianischen Akademie, Wien, IV/1. Favoritenstraße 15.
- *Stift Hohenfurt.
- *Stift Reichersberg am Inn.
- *Stolz Friedrich, Professor, Innsbruck.
- Straberger Josef, k. k. Oberpostkontrollor, Linz.
- *Strakosch Ignaz, Glaser, Wien, I. Schottenring 29.
- *Stranyak Josef, Photozinkograph, Kunstanstalt, Wien, VIII/2. Tigergasse 13.
- Streicher Emil, k. u. k. Hof- und Kammerklavierfabrikant, Wien, III/1. Ungargasse 27.
- Streicher Ernestine, Wien, III/1. Ungargasse 27.
- *Strele-Bärwangen Richard, Ritt. v., Kustos u. Vorstand d. öffentl. Studienbibliothek, Salzburg.
- *Stubenvoll Hugo, Ingenieur, Vukovar, Slawonien.
- *Studienbibliothek, Olmütz.
- *Studienbibliothek, Salzburg.
- *Stürgkh Karl, Graf, Exzellenz, k. u. k. Geh. Rat, Kämmerer, Reichsratsabg. etc., Graz.
- *Sturm Josef, Prof., Wien, V/2. Bacherplatz 8.
- *Subić Johann, Direktor, Laibach.
- *Šuklje Franz, Dr., Hofrat, Rudolfswert.
- *Šuman Josef, Hofrat, k. k. Landesschulinspektor, Laibach.
- *Suppan Michael, Wien, I. Burgring 7.
- *Szuchiewicz Vladimir, Prof., Lemberg.
- Szombathy Josef, k. u. k. Kustos, Wien, VII/2. Siegmundsgasse 9.
- Tagleicht Karl, k. u. k. Hofschlosser, Wien, XX/1. Mathildenplatz 7.
- *Taubmann J., Bürgerschullehrer, Aussig.
- *Teirich Emil, Dr., k. k. Kommerzialrat, Wien, I. Karlsplatz 1.
- *Thill Hans, Dr., Nikolsburg.
- Thirring Ferdinand, Ödenburg.
- Thirring Hermine, Ödenburg.
- *Thirring Julius, Bürgerschullehrer, Wien, II/1. Darwingasse 9.
- Thirring Marietta, Wien, II/1. Darwingasse 9.
- *Tobner Paul P., Stiftskämmerer, Lilienfeld.
- Toldt A., Dr., Augenarzt, Salzburg.
- Toldt Karl jun., Dr., Wien, IX/3. Wasagasse 8.
- *Toldt Karl, Dr., Hofrat, Wien, IX/3. Wasagasse 8.
- Tollich Adolf, Revierförster, Pohorsch, Post Odrau.
- *Tomaschek Edl. v. Stratowa Robert Bellarmin, Dr., Vizesekretär der k. k. statist. Zentralkommission, Wien, III/1. Hauptstraße 67.
- *Tomiuk Vasilii v., Erzpriester, Radautz, Bukowina.
- *Treusch Leopold, Beamter der österreichischen Sparkassa, Wien, I. Tuchlauben 4.
- Trojanis Natalis, Dr., Erzpriester, Curzola.
- *Troll Kamillo, Exzellenz, k. u. k. Feldmarchalleutnant, Wien, III/3. Marokkanergasse 20.

- *Tschinkel Wilhelm, Lehrer,
Morobitz, Post Rieg, Krain.
- *Udziela Severin, k. k. Bezirksschulinspektor,
Podgórze, Galizien.
- *Universitätsbibliothek,
Czernowitz.
- *Universitätsbibliothek,
Graz.
- *Universitätsbibliothek,
Innsbruck.
- Urban Eduard, kais. Rat, Bankier,
Brünn.
- *Verein der niederösterreichischen Landes-
freunde,
Ortsgruppe Kaltenleutgeben.
- *Verein für bayrische Volkskunde,
Würzburg.
- *Verein für sächsische Volkskunde (Prof.
Dr. E. Mogk),
Leipzig, Färberstraße 15.
- Vonwiller Heinrich, Inhaber der Ersten Wiener
Walzmühle,
Wien, I. Wipplingerstraße 33.
- *Vuković v. Vucýdol Anton, Ritt. v., Hofrat,
Makarska.
- *Vuletic-Vukasovich Vid, Prof.,
Ragusa.
- *Wachs Edmund, Spediteur,
Wien, II/2. Rotensterngasse 31.
- Wachs Karoline,
Wien, II/2. Rotensterngasse 31.
- Wachtl Fritz A., Professor,
Wien, XIX/1. Hochschulstraße 16.
- Wähner Franz, Dr., Prof.,
Prag.
- *Wärndorfer Friedrich,
Wien, I. Börseplatz 6.
- *Wahrman Siegmund, Dr.,
Wien, I. Krugerstraße 6.
- *Walcher v. Moltheim Karl Alfred, Ober-
leutnant,
Wien, I. Franziskanerplatz 1.
- *Waldmann Mathilde,
Altenmarkt a. d. Triesting.
- Wartenegg Wilhelm v., k. u. k. Kustos,
Wien, III/3. Metternichgasse 5.
- Weber Anton, Architekt,
Wien, VIII/1. Piaristengasse 34.
- *Weigl Stephan, k. k. Gendarmeriewacht-
meister i. P.,
Neutitschein.
- Weil v. Weilen Alexander, Dr., Universitäts-
professor,
Wien, IV/1. Hechtgasse 3.
- Weinelt Josef E., k. k. Oberforstmeister etc.
Wien, I. Seilergasse 9.
- Weinzierl Theodor Ritt. v., Dr., Hofrat,
Wien, II/2. Praterstraße 147.
- *Weiß Leni,
Botzen.
- Weiß Leopold, Wechselstubeninhaber,
Wien, IX/1. Liechtensteinstraße 4.
- *Weslowski Elias, k. k. Fachschulleiter,
Kimpolung.
- *Wichner Josef, Prof.,
Krems a. D.
- *Widmann Johann, Prof. Dr.,
Salzburg.
- *Wieser Ritt. v. Wiesenhort Franz, Prof. Dr.,
Hofrat,
Innsbruck, Meinhartstraße 4.
- *Wieninger Georg, Gutsbesitzer,
Schärding a. Inn.
- *Wigand Moritz, Privatier,
Preßburg.
- *Wilczek Hans, Graf, Exz., k. k. Geheimer
Rat und Kämmerer etc.,
Wien, I. Herrengasse 5.
- *Wilhelm Franz, Prof.,
Pilsen.
- *Wimpffen Franz, Freih. v., Exzellenz, k. k.
Geh. Rat, Feldzeugmeister etc.,
Salzburg.
- *Wissenschaftlicher Klub,
Wien, I. Eschenbachgasse 9.
- *Witt Josef, k. k. Regierungsrat i. P.,
Wien, VIII/1. Lederergasse 15.
- *Wögerbauer Marie,
Salzburg, Franz Josefs-Kai 9.
- Woldrich Johann Nep., Dr., Universitäts-
professor,
Prag, Karlsplatz 21.
- Wolf Karl, Schriftsteller,
Meran.
- Wolf-Eppinger Sigismund, Dr.,
Wien, I. Helferstorferstraße 4.
- *Wolfram Alfred,
Wien, XVIII/1. Michalergasse 26.
- Wretschko Alfred, Ritt. v., Professor,
Innsbruck.
- Wurm Ignaz P., Konsistorialrat,
Olmütz.
- Zahradnik Josef, Direktor,
Ung.-Hradisch.
- Zavadovseti Isidor, griech.-orient. Pfarr-
expositus,
Woronetz.

- *Zawiliński Roman, Direktor,
Tarnów.
- Zeidler Paul, Präparator,
Wien, I. Burgring 7.
- *Zeller Ludwig, Präsident der Handels- und
Gewerbekammer,
Salzburg, Faberstraße.
- Zeller Risa,
Salzburg, Faberstraße.
- *Zillner Anna,
Salzburg, Imbergstraße 18.
- *Zingerle Anton, Dr., Universitätsprofessor.
Innsbruck-Wilten.
- *Ziskal Johann,
Wien, XVII/1. Leopold Ernstgasse 28.
- *Ziwsa Karl, k.k. Regierungsrat, Gymnasial-
direktor etc.,
Wien, IV/1. Favoritenstraße 15.
- *Zöchbauer Franz, Professor der thesian.
Akademie, Schulrat,
Wien, IV/1. Kleine Neugasse 16.
- Zsigmondy Karl, Dr.,
Wien, III/3. Jacquingasse 6.
- *Zsigmondy Otto, Dr.,
Wien, I. Schmerlingplatz 2.
- *Zuckerkindl Emil, Universitätsprofessor,
Hofrat, Dr.,
Wien, IX/4. Alserbachstraße 20.
- *Zwirner Hubert, Bürgerschullehrer,
Retz.

Ackerbauschulen.

- Direktion der Landesackerbauschule,
Bercznica bei Stryj.
- Direktion der deutschen Ackerbau- und
Flachsbereitungsschule,
Budweis.
- Direktion der landwirtschaftlichen Landes-
lehranstalt,
Czernowitz.
- Direktion der höheren landwirtschaftlichen
Landeslehranstalt,
Dublany.
- Direktion der Landesackerbauschule,
Edelhof bei Zwettl.
- Direktion der Ackerbauschule,
Eger.
- Direktion der höheren Gartenbauschule,
Eisgrub.
- Direktion der Landesacker-, Obst- und Wein-
bauschule,
Feldberg.
- Direktion der landwirtschaftlichen Winter-
schule,
Friedland.
- Direktion der Landesackerbauschule,
Grottenhof bei Graz.
- Direktion der Ackerbauschule,
Klagenfurt.
- Direktion der landwirtschaftlichen Lehr-
anstalt,
Kleingmain.
- Direktion der k. k. önologischen und pomo-
logischen Lehranstalt,
Klosterneuburg.
- Direktion der Landesackerbauschule,
Kotzobendz.
- Direktion der Ackerbauschule,
Kremsier.
- Direktion der Acker-, Obst- und Weinbau-
schule, Leitmeritz.
- Direktion der höheren Forstlehranstalt,
Mähr.-Weißkirchen.
- Direktion der landwirtschaftlichen Lehr-
anstalt „Francesco Josephinum“,
Mödling.
- Direktion der landwirtschaftlichen Landes-
mittelschule,
Neutitschein.
- Direktion der landwirtschaftlichen Landes-
mittelschule,
Ober-Hermsdorf.
- Direktion der Ackerbauschule,
Pisek.
- Direktion der landwirtschaftlichen Landes-
mittelschule, Prerau.
- Direktion der landwirtschaftlichen Mittel-
schule,
Raudnitz-Hracholusk.
- Direktion der Landesacker- und Obstbau-
schule, Ritzlhof.
- Direktion der landwirtschaftlichen Winter-
schule, Römerstadt.
- Direktion der landwirtschaftlichen Landes-
lehranstalt,
Rotholz bei Straß, Tirol.
- Direktion der landwirtschaftlichen Landes-
lehranstalt,
San Michele a. d. Etsch.
- Direktion der Landes-Wein-, Obst- und
Ackerbauschule,
Stauden bei Rudolfswert.
- Direktion der höheren landwirtschaftlichen
Landeslehranstalt,
Tetschen-Liebwerd.
- Direktion der höheren Forstlehranstalt,
Weißwasser.
- Direktion der Acker- und Weinbauschule,
Znaim.

Tauschverkehr und Widmungsexemplare.

- Andree Richard, Prof. Dr., München, Friedrichstraße 9.
 Archiv für das Studium der neueren Sprachen; Berlin W., Kaiserin Augustenstraße 73.
 Bibliothek der k. k. Technischen Hochschule; Wien, IV. Technikerstraße.
 Blätter für hessische Volkskunde (Prof. Dr. Strack); Gießen, Alicestraße 16.
 Bosnische Landesregierung für das bosnisch-herzegowinische Landesmuseum; Sarajewo.
 Bund der Deutschen Nordmährens; Olmütz.
 Tschechoslawisches ethnographisches Museum; Prag, Graben 13.
 Deutscher Volkslied-Verein; Wien, I. Felderstraße, Restauration J. Heindl.
 Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen (Dr. E. Langer); Braunau.
 Direktion der städtischen Bibliothek; Wien, I. Rathausplatz.
 Germanisches Museum; Nürnberg.
 Gewerbeschulkommission; Wien, I. Wipplingerstraße 8.
 Großherzoglich badische Universitätsbibliothek; Heidelberg.
 Handels- und Gewerbekammer; Wien, I. Wipplingerstraße 34.
 Hofbibliothek, k. u. k.; Wien.
 Kroatischer Ingenieur- und Architektenverein in Agram.
 Ministerium des Innern.
 Ministerium für Kultus und Unterricht; Wien, I. Minoritenplatz 7.
 Museum Ferdinandeum; Innsbruck.
 Museum für deutsche Volkstrachten; Berlin, Klosterstraße 36.
 Museum für Völkerkunde (Direktor Dr. Obst); Leipzig, Königsplatz.
 Museum „Francisco Carolinum“; Linz.
 Museumsgesellschaft (Prof. Bin); Böhm.-Leipa.
 Museumsgesellschaft (Prof. Domluyil); Wal-Meseritsch.
 Niederösterreichische Landesbibliothek; Wien, I. Herrengasse 13.
 Nordish Museet; Stockholm.
 Oberhessischer Geschichtsverein; Gießen.
 Österreichisch-Ungarische Revue (Dr. Mayer-Wiede); Wien, XVIII/1. Hans Sachsgasse 6.
 Ons Volksleben (J. Cornets); St. Antonius bei Wünegkem, Provinz Antwerpen.
 Polska Szluka, Stosowana; Krakau, Wolska 14.
 Redaktion der ethnographischen Mitteilungen aus Ungarn; Budapest, St. György-utca 2.
 Redaktion des „Český Lid“ (Dr. C. Zibrt); Prag, Na Sloup 12.
 Redaktion des „Globus“ (Fr. Vieweg & Sohn); Braunschweig.
 Redaktion „Hohe Warte“, Wien, I. Walfischgasse 4.
 Redaktion des Internationalen Archivs für Ethnographie (Dr. J. D. E. Schmeltz); Leyden.
 Redaktion des Schweizer Archivs für Volkskunde (Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer); Basel.
 Hirzhodenweg.
 Redaktion of S. Landsmälen; Upsala.
 Redaktion der Zeitschrift für Egerländer Volkskunde (A. John); Eger, Bahnhofstraße 25.
 Reiterer Karl, Schulleiter, Weißenbach bei Liezen.
 Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften (Volodymyr Hnatyuk); Lemberg.
 Société des Bollandistes; Bruxelles, 14 rue des Ursulines, Belgien.
 Städtisches Museum; Steyr.
 Südslawische Akademie der Wissenschaften in Agram.
 Universitätsbibliothek, k. k.; Wien.
 Verein für Landeskunde aus Niederösterreich; Wien, I. Herrengasse 13.
 Verein für Volkskunst und Volkskunde (Architekt Franz Zell); München, Heustraße 18.
 Vorstand der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Berlin W.,
 Königgrätzerstraße 120.
 Vorstand der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (Dr. Max Hippe); Breslau, Opitz
 straße 3.
 Vorstand des Landesmuseums; Czernowitz.
 Vorstand des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen; Prag.
 Vorstand des Vereines für Volkskunde (Prof. Dr. M. Rödiger); Berlin SW., Wilhelmstraße 140.
 Vorstand des Vereines für Volkskunde; Lemberg.
 Württembergische Vereinigung für Volkskunde (Prof. K. Bohnenberger); Tübingen.
 Zeitschrift für deutsche Mundarten (Dr. J. W. Nagl); Wien, XVIII. Kreuzgasse 32.
 Zeitschrift des Vereines für rheinische und westfälische Volkskunde (K. Wehrhan); Elberfeld,
 Arminstraße 5.
 Zweigverein Drosendorf und Umgebung des Allgemeinen niederösterreichischen Volks-
 bildungsvereines; Drosendorf.
 Žak Josef, k. k. Musiklehrer, Brünn, Tivoligasse 50.
 Zell Franz, Architekt, München, Heustraße 18.
 Dazu 102 Exemplare an den k. k. Schulbuchverlag.

Beschaffung von Modellen der Bauernhaustypen Österreichs.

(Ein Aufruf der Museumsdirektion.)

Das Museum für österreichische Volkskunde beabsichtigt in Würdigung der Nützlichkeit gut ausgeführter Hausmodelle zur Veranschaulichung der in Österreich herrschenden volkstümlichen Wohnweise eine systematische Sammlung der wichtigsten heimatlichen Bauernhausformen in entsprechenden Nachbildungen anzulegen.

Unser verehrter Herr Ausschußrat Obergeringieur A. Dachler hat die Freundlichkeit, nachfolgende Instruktion zur Verfügung zu stellen.

Gegenstand der Darstellung ist in erster Linie das volksmäßige Wohnhaus mit Stube, Küche, Kammern, samt den Hausmöbeln, Haus- und Kücheneinrichtungen, seltener getrennt liegende Wirtschaftsgebäude. Das Innere von Kammern, Ställen, Scheuern und Schopfen ist gewöhnlich von geringerem Interesse. Übrigens ist die Einrichtung der letzteren so einfach, daß sie leicht abgebildet werden können. Interessante Heizanlagen können in besonderen Modellen in größerem Maßstabe zur Ausführung kommen. Ebenso könnten an Häusern, welche im Innern uninteressant sind, dagegen etwa einen schönen Giebel, Geschoßaufbau, Außenlauben und dergleichen haben, diese Bauteile allein mit einer nur geringen Fortsetzung, wie vom Hause abgeschnitten dargestellt werden. Man befestigt sie dann auf ein Brett und hängt sie an der Wand auf.

Einzelne, zwar merkwürdige und auffallende, doch nicht typische Häuser wären auszuschließen. Dagegen können Erbrichtereien, Landgasthäuser, Mühlen, Speicher, Schmieden, Alm-, Ochsen- und Holzknechtthütten immerhin als Vertreter einer besonderen Gattung als Vorbild gewählt werden.

Wenn Wohn- und Wirtschaftsgebäude getrennt sind, soll bloß das erstere in größerem Maßstabe abgebildet werden. Bei vereinigter Anlage, wie in Salzburg, Tirol und Vorarlberg, wird man in der Regel genötigt sein, das ganze Haus aufzunehmen, obwohl es manchmal sich vielleicht empfiehlt, mittels eines Schnittes durch den Stall eine Einsicht in diesen und Abkürzung des Modells zu erreichen.

Wo das Wirtschaftsgebäude nur einfach an das Wohngebäude gereiht ist, kann dies sehr leicht geschehen. Ist ersteres ziemlich kurz, so soll es mit demselben dargestellt werden. Ist es lange, so wäre es nur verkürzt darzustellen und dies in der Inschrift oder auch besonders zu bemerken.

Ist die Gehöfteanlage interessant, so wäre auch diese abzubilden, doch in einem kleineren Maßstabe mit den Gebäuden aus einem Stücke. In vielen Fällen wird wohl ein Plan oder eine perspektivische Ansicht genügen.

Um die Zahl der Modelle nicht unnötig zu vermehren, ist nur von jeder Hauptgruppe gleichartiger Häuser eines auszuwählen, welches alle oder die wichtigsten Eigenschaften der anderen in sich vereinigt. Man wähle nur ältere, mindestens vor 1850 erbaute Häuser oder wenigstens solche, welche, wenn aus neuerer Zeit, genau nach dem Muster früher bestandener ausgeführt sind. Im allgemeinen wären stets die älteren Häuser aufzusuchen, wofern sie sonst den oben bezeichneten Bedingungen entsprechen.

Die Modelle sollen bestimmten, in der Wirklichkeit vorkommenden Häusern nachgebildet werden. Es können auch besonders interessante, im Verschwinden begriffene Hausformen, wenn auch schon im Abtrage befindlich, oder auch bereits abgetragene Häuser genommen werden, jedoch nur wenn der alte Zustand noch genau bekannt ist, sei es durch Zeichnung, Abbildung oder in Teilen von noch bestehenden mehr oder weniger umgebauten Häusern. Betreffs der inneren Einrichtung, welche fast in den meisten Fällen schon modern ist, wäre entschieden die alte bestandene, in irgendeiner Weise feststellbare abzubilden, besonders was die Heizung anbelangt. Im übrigen sind in dieser Beziehung auch die Übergangszustände interessant.

Bevor an die Arbeit geschritten wird, ist es nötig, sofern nicht schon gewisse Häuser bezeichnet sind, Vorschläge mit den nötigen Erläuterungen

an die Museumsleitung zu machen, damit wegen Wahrung der Einheitlichkeit des ganzen Unternehmens eine geeignete Auswahl getroffen werden kann.

Um das Innere bequem und sicher einsehen zu können, ist der obere Teil des Modells, das Dach oder auch noch das Obergeschoß zum Wegnehmen oder Wegdrehen einzurichten. Das Wegdrehen soll mittels entsprechend starker Scharnierbänder geschehen, begegnet aber manchen Hindernissen an der Vordachbauweise, an Vorsprüngen und dergleichen. Zur Unterstützung des weggedrehten Teiles kann ein seitwärts stehender Baumstrunk oder eine aufzurichtende Stütze dienen. Bei der Einrichtung zum Wegheben müssen mindestens drei aufeinander passende Zapfen mit Löchern zur genauen Einstellung vorhanden sein. Wenn das Obergeschoß auch zum Einsehen gerichtet sein soll, so muß das Dach zum Öffnen in irgendeiner Weise und dann Dach mit Obergeschoß fest verbunden zum Wegdrehen gemacht werden. In jedem Falle soll zur Feststellung eine nicht offenliegende Verschlussvorrichtung angebracht sein, damit Unberufene nicht leicht öffnen können.

Ein anderes einfacheres Mittel zum Einschaun ist die Ablösung einer Giebel- oder Langwand oder eines Teiles derselben, oder auch die Herausnahme der Giebelwand des Daches. Doch sollen die Fugen nicht auffallen.

Im allgemeinen soll das Modell ein vollständiges Bild des Hauses, seiner Bauart und Einrichtung geben, doch ist es deshalb nicht nötig, dasselbe in seinen einzelnen Bestandteilen durchaus sklavisch nachzubilden, da sonst die Ausführung sehr mühsam und das Ganze leicht verletzlich wäre. Es ist daher geraten, Wände und Dach aus möglichst großen, an den Kanten durch Vernutung solid verbundenen, verleimten und auch verstifteten Brettchen zu machen. Die Struktur ist durch Anarbeitung, durch Hobeln, mit dem Stechzeug und auch durch geschickten Anstrich zum Ausdruck zu bringen. Damit die Brettchen nicht schwinden, ist der Kern zu entfernen und bei größeren Breiten sind sie aus mehreren Stücken zu verleimen. Das Holz soll in natürlicher Weise, ohne Röstung ausgetrocknet sein. Bewegliche Teile, wie Tore, Türen und Fenster, Brunnen und dergleichen, werden im Modell festgemacht, leicht zerbrechliche, wie Staketen, oder andere Einfriedung überhaupt weggelassen, wenn sie nicht zum Verständnis, wie bei ganzen Gehöften, nötig sind.

Das ganze Modell soll auf einem mit Einschiebleisten gesicherten Brette befestigt sein. Die Leisten sollen wegen des Aufhebens nach unten vorstehen.

Die Modelle müssen bei gleichartigen Gegenständen in denselben Maßverhältnissen angefertigt sein und zwar:

a) Für Wohngebäude allein 1:30, das ist 1 mm des Modells soll 3 cm, beziehungsweise 30 mm der Wirklichkeit betragen. Es sind also 3, 5, 10, 20, 50, 100 cm der Wirklichkeit 1, 1·7, 3·3, 6·7, 16·7, 33·3 mm im Modell. Für besonders umfangreiche und dabei sehr einfache Häuser, wie zum Beispiel die oberösterreichischen Vierseithöfe, würde der Maßstab 1:30 ungeheure Modelle erfordern. Im Einverständnis mit der Museumsleitung kann in ähnlichen Fällen bis auf 1:100 herabgegangen werden.

b) Für Einzelheiten, Heizungen und dergleichen wähle man 1:20, oder nach Bedarf noch größer. Die Gleichartigkeit der Maßstäbe ist hier nicht sehr wichtig.

c) Für ganze Gehöfte wird je nach den Verhältnissen 1:200 bis 1:400 angezeigt sein.

Über die Ausführung des Modells, gleichsam die Übersetzung des wirklichen Hauses in ein Modell, sollen im nachfolgenden einige Ratschläge gegeben werden, wenn auch damit in besonderen Fällen anderen Ausführungsarten nicht der Weg abgesperrt sein soll. Es kommt hier auch auf die Gewohnheit und Übung des Verfertigers vieles an. Im Falle man besondere Wege gehen will, wäre es angezeigt, mit der Museumsleitung darüber zu verhandeln. Wenn die folgenden Anleitungen, die nicht zu sehr ins einzelne gehen können und einige Vertrautheit mit Tischlerarbeit voraussetzen, nicht ganz verstanden werden sollten, werden bestimmte Fragen genaue Beantwortung finden. Stets soll das aufgestellte Ziel im Auge behalten werden.

Wände. Dieselben sind stets in Holz auszuführen, wenn sie auch in Wirklichkeit aus Mauerwerk oder Lehm bestehen. Ein Anstrich ist in solchen Fällen unerlässlich.

Bei Fachwerk sollen die Kerben neben den Hölzern herausgestochen und dann das Ganze entsprechend gestrichen werden, damit überall Langfaserholz erscheint. Vielleicht finden es manche bequemer, das Fachwerk im Modell nachzubilden und die Fächer als Holzbrettchen einzusetzen. Doch ist dies nur dann anzuraten, wenn nicht viele und gekrümmte Hölzer vorhanden sind. Anstrich ist auch hier nötig. Die Wände sind ungefähr 1 cm stark zu halten.

Bei Blockwerk wänden hat die Herstellung aus einzelnen Hölzern manche Nachteile. Man macht dann gewöhnlich die Bäume unmäßig hoch, um ihre Zahl zu verringern, was einen falschen Eindruck hervorbringt. Man verfertige daher die Wände aus vollen Brettchen, die an den Ecken auf Gehrung gestoßen, im Innern jedoch mit Zapfen verbunden sind. Oben und unten sind an den Ecken Verbindungen durch Eisenwinkel oder Eckspangen anzubringen.

Ist das Blockwerk glatt bearbeitet und an den Ecken ohne Übergreifung, so wären, um den Schein der Naturtreue hervorzubringen, kurze Stücke der Hirnhölzer der Bäume in herausgenommene Löcher einzuleimen und die Längsfugen durch Einschnitten anzuzeigen. Stehen die Balken jeder Wand außen vor, so läßt man bei rechteckiger Bearbeitung zwei gleichlaufende Wände wirklich vorstehen. Die anderen werden nun etwas in diese Wände eingelassen. Die bei den Querwänden fehlenden Vorköpfe sollen mittels Zapfen von außen angesetzt und auch etwas eingelassen werden.

Bei halbrundem oder waldkantigem Blockwerk hoble man sich die nötigen Längen an Wandbrettchen mit allen erforderlichen Kerben oder Abrundungen zu. Die Eckverbindung geschieht ähnlich, wie oben gesagt, doch ist die Einlassung der Querwände mit Kehrung zu machen, deren Tiefe derjenigen der Waldkanten oder der Rundung entspricht.

Die Blockwerk wände werden in der Regel etwas stärker genommen werden müssen, als es der Maßstab angibt, damit man die Eckverbindungen noch gut herstellen kann, also etwa 1 cm. Die Öffnungen für Türen und Fenster sind einfach auszuschneiden und die entsprechenden Umrahmungsstücke einzusetzen.

Die Dachflächen sind wie die Wände aus Brettchen, je eines für jede Dachfläche, zu machen. Bei Schindeldächern sollen die Außenseite in Absätzen abgehobelt und die einzelnen Schindeln mit dem Stecheisen eingeschnitten werden. Dachfenster, Schlote, Dachtürmchen werden auf die Dachfläche geleimt.

Die Giebelverschalung wird aus mehreren Brettchen in der entsprechenden Faserichtung gemacht, mit Leisten benagelt und sonst dem Vorbilde entsprechend ausgestattet.

Der Dachstuhl ist in der Regel nicht sichtbar, da beim Aufdrehen des Daches die Decke mitgeht. Nur wenn er in außergewöhnlicher Weise hergestellt ist, soll er nachgebildet werden, dann kann die Decke ganz wegbleiben.

Die Decke soll, sofern sie interessant ist, abgebildet werden und geht dann mit dem Dache auf, oder Dach und Decke sind jedes für sich beweglich.

Den Fußboden wird man aus einem oder mehreren Brettchen mit eingesechnittenen Fugen machen. Pflaster wird durch entsprechende Bemalung angezeigt.

Tür- oder Torflügel sind in einfacher Weise nachzubilden und festzumachen. Glas wird durch Hinterkleben mit Glasplättchen, solchen aus Marienglas oder starkem Pauspapier dargestellt. Beschläge und Holzfügen werden aufgemalt, der Anstrich der Wirklichkeit nachgeahmt.

Fenster werden ebenfalls festgemacht. Man wird von rückwärts, wie oben schon angedeutet, eine Unterlage aus Glas, Marienglas oder starkem Pauspapier vor das Loch in der Wand befestigen, auf welche dann die Fensterstock- und Rahmenhölzer geleimt werden. Hierzu kann man Holzdraht mit Vorteil benützen. Das Beschläge wird aufgemalt. Gitter macht man aus Eisen. Fensterläden sind außen im geöffneten (oder auch geschlossenen) Zustande festzumachen.

Heizungsanlagen sind in verständlicher Weise nachzunehmen, Türen und Beschläge aufzumalen, Rohre aus rundem Holze herzustellen. Ist das Innere der Anlage interessant, so wird eine Einzeldarstellung in größerem Maßstabe zu machen sein, welche

die Heizung allein umfaßt. Nach Bedarf sollen abnehmbare Teile vorhanden sein, wodurch der Einblick ermöglicht wird.

Zimmereinrichtungen mache man aus starker, guter Hanfpappe und überziehe sie mit farbigem Papier. Kasten werden aus einem Stücke gemacht und bemalt.

Der Anstrich, ob er nun den der Wirklichkeit wiedergibt oder einen Zustand vortäuschen soll, wird in den meisten Fällen am besten in Wien gemacht werden, außer es wäre am Orte der Anfertigung ein in derlei Arbeit geübter Anstreicher zur Stelle. Im ersten Falle muß eine genaue Beschreibung mitfolgen. Wegen Reinhaltung soll bei Holz in Naturfarbe ein Anstrich mit Mattlack gemacht werden. Im Innern ist weißer Anstrich nicht nur der Wirklichkeit entsprechend, sondern auch vorteilhaft, da er die Räume hell erscheinen läßt. Nur Einrichtung, Decke oder Tafelung müssen wahrheitsgetreu gestrichen werden.

Aufstellung von Menschen- oder Tierfiguren ist unnötig.

Außen am Hause kommen die Niederlaube im Hofe und die Hochlauben in den oberen Geschossen mit genauem Anstrich zur Nachbildung. Der Brunnen ist nicht unbedingt nötig. Der Düngerhaufen wird durch ein Brettstück mit Bemalung dargestellt. Das Aborthüttchen kann aus einem vollen Stücke bestehen.

An passender Stelle soll vorne auf dem Boden oder der Grundplatte eine Aufschrift, welche Ort, Namen und Nummer, Eigentümer des Hauses, Maßstab und Anfertignamen enthält, angebracht werden. Das Ganze ist in eine solide Kiste derart zu verpacken, daß auch durch Stürzen keine Beschädigung erfolgen kann.

Es ist in allen Fällen nötig, eine Beschreibung folgen zu lassen, welche kurz über Lage und Wirtschaftsverhältnisse des Gutes, Alter, wenn interessant, auch über die Gescheicke des Hauses, Abweichungen von der gewöhnlichen Form der Gegend, Verzierungen von Decke, Giebel, über Vertäfelung, Inschriften, Sprüche, Heizungseinrichtungen, Rauchabzug, Bauart von Türen und Fenstern und Möbel berichtet. Auch sind Anleitungen über den noch zu machenden Anstrich nötig.

Die Ausführung eines Hausmodells für das Wiener Museum für österreichische Volkskunde, wo dasselbe von Fachmännern aller Länder eingehend besichtigt wird, soll eine würdige sein. Wenn auch keine Prachtarbeit verlangt wird, so muß dieselbe doch von Verständnis, Geschick und Übung des Herstellers zeugen. Gewöhnlich können solche Arbeiten außer den fachgebildeten Arbeitern nur jene ausführen, welche von Natur aus Anlage und Freude mitbringen.

Es ist klar, daß für jeden, der sich der hier gesetzten Aufgabe widmen will, die nächstgelegenen Häuser am besten sich eignen. Doch können auch ferner gelegene gewählt werden, wozu jedoch eine ziemlich vollständige verständige Aufnahme gehört, die alle nötigen Maße und Beschreibungen enthält, da sonst die Arbeit mangels weniger Daten entweder unmöglich ist oder unrichtig wird. Ansichtskarten und Photographien sind gute Behelfe. Auch nach einer guten Zeichnung kann die Anfertigung geschehen, ohschon die Augenscheinnahme nicht leicht zu entbehren ist.

Die Frage der Honorierung der Arbeit soll im vorhinein abgemacht werden, und die Museumsleitung wird jenen Herren, welche Zeit und auch Geld zur Ausführung aufgewendet haben, eine Gratifikation zukommen lassen, welche für ein Wohnhaus durchschnittlich 100 Kronen beträgt.

Die Museumsleitung hofft außerdem, daß Körperschaften, Museen, Gutsverwaltungen oder Private, welche dem entwickelten Vorhaben Sympathie entgegenbringen, dergleichen Modelle, welche sie schon besitzen, wenn sie auch nicht allen Bedingungen entsprechen, oder welche sie neu anfertigen lassen, unserem Museum schenken oder doch zur Aufstellung gegen Wahrung des Eigentumsrechtes überlassen werden. Aber nicht nur Modelle, auch Photographien, Stiche und Zeichnungen solcher Häuser und der in ihrer Nähe befindlichen Kapellen, Glockentürme und Bildstöcke würden mit Dank angenommen und als Geschenke oder auch als Leihgegenstände ausgewiesen werden. In den Mappen vieler Amateurphotographen schlummern zahlreiche Hausaufnahmen, welche Forschern mitunter

große Dienste leisten könnten. Das Museum sowohl als dessen Bibliothek erfreuen sich bereits reger Inanspruchnahme der Fachkreise, und der Geschenkegeber kann sich bewußt sein, daß er zahlreichen Leuten einen Dienst erwiesen hat.

Wenn der von uns hiermit erlassene Aufruf in allen Ländern Österreichs verständnisvolles Entgegenkommen finden wird, was wir bis zu einem gewissen Grade zu hoffen Grund haben, so wird das Museum für österreichische Volkskunde seinen Besuchern auf die wirksamste Weise das große Gebiet der Hausforschung erschlossen haben.

Museum.

1. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch die nachfolgenden Schulen und Vereine:

1. Fortbildungsschule für Lehrlinge, VIII. Zeltgasse 7.
2. Gewerbliche Fortbildungsschule, IX. Lazarettgasse 27.
3. Fortbildungsschule für Mädchen, X. Erlachgasse 91.
4. Alpiner Verein „Steinzelke“. Zwei Abteilungen.
5. Fachliche Fortbildungsschule der Tischler, I. Renngasse 20.
6. Fachliche Fortbildungsschule der Kleidermacher, VII. Zieglergasse 49.
7. Fachliche Fortbildungsschule der Weber, Wirker etc. an der k. k. Fachschule für Textilindustrie, VI. Marchettigasse 3.
8. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.

2. Vermehrung der Sammlungen.

Ethnographische Sammlung.

1. 24 *Votivgaben* aus Salzburg. Geschenk des Herrn *Dr. R. Heller* in Salzburg.
2. *Krug* aus dem Böhmerwalde. Geschenk des Herrn *J. A. Lux* in Wien.
3. 7 *Spitzen* aus dem Böhmerwalde. Geschenk des Herrn *Robert Eder* in Mödling.
4. *Bleistift* aus Böhmen. Geschenk des Herrn *Ludwig Hans Fischer* in Neuwaldegg.
5. *Egerländisches Mädchenkostüm* mit Halsschmuck. 7 Stück. Ankauf.
6. 7 *Trachtenstücke*, mit Handspitzen verziert. Insel Pago. Ankauf.
7. *Sprachrohr*, Niederösterreich. Geschenk des Herrn *Robert Eder* in Mödling.
8. *Zwei Zinngefäße* und *ein Leuchter* aus Oberösterreich. Geschenk des Herrn Hofrates *Dr. Franz Steindachner* in Wien.
9. *Rumänische Truhe*. Ankauf.
10. *Silberkopfschmuck* (sechs Stück) und *Mädchenkostüm*, Dignano. — *Spinnrocken* und *Spindel*, Medolino, Istrien. Ankauf.

Photographien.

1. Zwölf Aufnahmen von *Haustypen* aus Nordböhmen. Durch Herrn *Josef Taubmann* in Aussig a. d. E. Ankauf.
2. Sechs Kabinetaufnahmen von *ungarischen Trachten*. Geschenk des Herrn *F. Maugsch* in Budapest.
3. 48 Photographien mit *Volkstypen* aus Bosnien, Kroatien und Istrien. Geschenk des Herrn *Franz Gaul* in Wien.
4. Photographie eines *Backofens* in einem rumänischen Hause in Straža, Bukowina. Geschenk des Herrn Pfarrers *D. Dan* in Straža.
5. Photographie des *Samson* von Mauterndorf. Geschenk von Fräulein *Edith Haberlandt* in Graz.
6. Aufnahme von *Bäuerinnen* der Insel Pago. Geschenk Ihrer k. u. k. Hoheit der Frau *Erzherzogin Maria Josefa*.
7. Drei Photographien mit *Haustypen* und *Gefäßen*. Geschenk von Herrn *Robert Ede* in Mödling.

Bibliothek.

Der Zuwachs betrug 23 Nummern, darunter Geschenke von Hofrat Dr. Höfler, Dr. Haberlandt, M. Gerlach, M. Preindlsberger, Direktor Bulić, Geheimrat Dr. Schrader, Dr. Lauffer und Robert Eder.

Schluß der Redaktion: 31. März 1905.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Über Raufwerkzeuge der Innviertler Bauernburschen.

Von Dr. M. Haberlandt.

(Mit 25 Abbildungen im Text und auf Tafel I—II.)

Eine freundliche Widmung des Herrn Dr. H. Heidlmaier, k. k. Ministerialrates im k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht, der dem Museum für österreichische Volkskunde eine sehr interessante kleine Sammlung der berüchtigten Raufwerkzeuge der Innviertler Bauernburschen überließ, setzt mich in die Lage, über einen glücklicherweise bereits im Schwinden begriffenen Auswuchs der Volksroheit im Alpengebiet einiges mitzuteilen. Die im folgenden besprochenen Raufwerkzeuge sind sämtlich authentische, den rauflustigen Burschen des oberösterreichischen Innviertels in verschiedenen Bezirksgerichten abgenommene Stücke, die als Corpora delicti bei verschiedenen Strafverhandlungen vorlagen und Zeugnis ablegen für die urwüchsigen und brutalen Kampfinstinkte dieser Dorfjugend, der aus der Fülle strotzender Gesundheit und Körperkraft so gefährliche und blutige Neigungen entquellen. Der bekannte Schilderer des Tiroler Volkslebens Dr. Ludwig v. Hörmann hat in seinen »Tiroler Volkstypen« in dem Aufsatz: »Die Robler und Raufer« (S. 11 bis 30) auch diesen Gegenstand mit gewohnter Sachkenntnis behandelt; allein es handelt sich uns um die einschlägigen Verhältnisse eines anderen Volksgebietes, über welche Näheres, soviel mir bekannt geworden, noch nicht mitgeteilt worden ist. Ebenso wenig sind solche Raufwerkzeuge meines Wissens irgendwo abgebildet; das Museum Francisco Carolinum in Linz besitzt eine Kollektion derselben, hat dieselben auch photographisch abbilden lassen. (Ein Exemplar dieser photographischen Aufnahme wurde unserem Museum freundlichst zur Verfügung gestellt.) Im bayrischen Nationalmuseum in München, an das ich mich mit einer Anfrage wandte, existiert laut einer freundlichen schriftlichen Mitteilung des Herrn Konservators Dr. W. M. Schmid kein ähnliches Material außer einigen der gewöhnlichen in den Alpengebieten verbreiteten Schlagringe; eigentliche Raufwerkzeuge sind dort unbekannt. Dagegen spricht allerdings die Bezeichnung »Bayrisches Eisen«, welche Schlageisen vom Typus Fig. 31 im Innviertel führen. Das Museum in Salzburg besitzt 30 (mir leider unbekannt gebliebene) Raufwerkzeuge (Mitt. des V. f. die Sammlung f. d. V. II, 3. Heft, S. 108).

Die von Innviertler Bauernburschen wie anderwärts (namentlich in den deutschen Alpenländern) bei Gelegenheit von Kirchtagen, Hochzeiten und dergleichen Anlässen, wo es auch sonst hoch hergeht, betätigte Rauflust hängt auf das engste mit dem sogenannten *Zechenwesen* der oberösterreichischen Dorfjugend zusammen. Die Dorfburschenschaft, die »Zeche«, über deren ehemals bestandene Verfassung und ethnologische Bedeutung Hermann Usener in »Hess. Bl. f. Volksk.« I, 207 ff. eine grundlegende Darstellung geliefert, zu welcher E. Hoffmann-Krayer im »Archiv für Schweizer Volkskunde« Bd. VIII, S. 81 ff. eine die Schweizer Verhältnisse berührende Ergänzung beigebracht hat,*) lebt oft in hergebrachter Feindseligkeit mit derjenigen benachbarter Dörfer, die dann bei Gelegenheit solcher Raufhändel immer neue Nahrung erhält. Aber auch ohne jede bestimmte Veranlassung wird gerauft, dank alten bäuerlichen Gewohnheiten und der zu ihrer Entladung drängenden Jugendkraft. Die bei diesen mehr oder minder allgemein werdenden Raufhändeln üblichen Waffen oder Werkzeuge, deren Anfertigung den Gegenstand der Sorgfalt des einzelnen Besitzers und Nutznießers bildet, sind in der Tat geeignet, die schwersten und blutigsten Verletzungen des Gegners herbeizuführen, ja man muß sich nur wundern, daß ein Totschlag nicht zu den gewöhnlichsten Dingen bei solchen Anlässen zählt. Der furchtbare Charakter dieser halb versteckt in der Faust geführten Waffen wird noch durch den Umstand erhöht, daß die Raufereien gewöhnlich im nächtlichen Dunkel — im Wirtshaus werden dabei gewöhnlich die Lampen verlöscht — stattfinden, so daß eine Deckung oder irgendein Schutz gegen dieselben ganz ausgeschlossen ist.

Die Untersuchung der mir vorliegenden Raufwerkzeuge läßt dieselben unschwer als in vier Gruppen gehörig erkennen, deren jede einen bestimmten Typus repräsentiert. Außer acht bleibt dabei noch gänzlich der gewöhnliche äplerische Schlagring, der allerdings auch bei den Raufereien eine Rolle spielt, aber doch nicht eigentlich als Raufring bezeichnet werden kann. Über ihn sagt, wohl etwas übertrieben, L. v. Hörmann, »Tiroler Volkstypen« S. 21: »Rauferwaffe ist der gewaltige Stoß- oder Schlagring. Er besteht gewöhnlich aus einem schweren, eisernen, messingenen, wohl auch silbernen Reifen, mit einem großen, darauf gelöteten, runden oder kantigen Stahlknopfe. Oft befinden sich zum Überflusse auch Kreuze darauf oder Bildnisse des heiligen Antonius und Benediktus in die markgroße silberne oder glockspeisene Platte eingeprägt, damit durch die Fürbitte dieser Heiligen die zerschlagenen Köpfe wieder zusammenheilen. Sogar Sensensplitter und böse verwundende Zahnkränze werden nicht selten, besonders im Unterinntale, statt des Knopfes

*) Die außereuropäischen Parallelen und damit das eigentliche ethnologische Fundament dieser Institution hat Heinrich Schurtz in seinem ausgezeichneten Werke: »Altersklassen und Männerbündnisse« 1902, S. 110 ff. geliefert.

eingefügt. *) Solche Ringe wurden denn auch als gefährliche Waffen durch verschiedene Verordnungen verboten.« Anmerkungsweise teilt Hörmann noch mit, daß die Tiroler Burschen sich die Schlagringe auf eine ganz einfache Weise auch selbst fabrizieren. Sie nehmen ein rundes Stück Holz, schneiden die Fingerweite ein, geben Lehm herum und gießen nun durch das offen gelassene Loch das Metall — meistens Blei — in die Form; die Eingußöffnung gibt den Zapfen des Ringes. Ganz ähnlich beschreibt Herr Konservator Dr. W. M. Schmid die im bayrischen Nationalmuseum vorfindlichen Schlagringe als Ringe, »die in einem Kasten Reliefs von Heiligen (St. Anton bei Partenkirchen) tragen und deren erhabener Rand eingefeilt ist«.

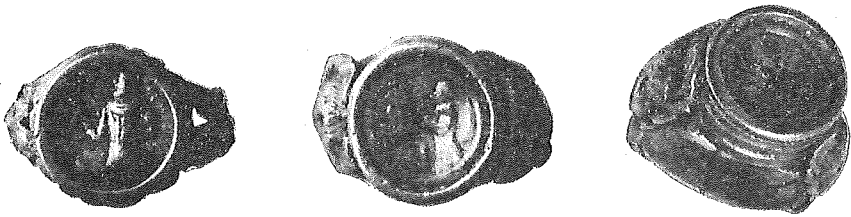


Fig. 21—23. Schlagringe mit Bildnis des heiligen Anton, aus Oberösterreich.

Im Besitz des Museums für österreichische Volkskunde befinden sich drei oberösterreichische Antoni-Ringe mit dem eingepprägten Bildnisse des heiligen Antonius (Inv.-Nr. 300, 1599, 1609), abgebildet in Fig. 21—23. Ein gewöhnlicher Schlagring mit Zackenrand (Inv.-Nr. 1597) aus Oberösterreich ist dargestellt in Fig. 24.

Die eigentlichen Raufwaffen, denen wir uns nun zuwenden, sind gewiß nicht als bloße improvisierte Behelfe und Erfindungen der rauflustigen Bauernburschen aufzufassen, sondern sie sind zum Teil gewiß Depravierungen altertümlicher Bauernwaffen, zumal aus den Zeiten der Bauernkriege her, oder typische Faustwehren, wie wir sie auch auf anderem, mitunter sehr entlegenem Volksboden finden; zum anderen Teil stammen sie ersichtlich aus der Sphäre der Arbeitswerkzeuge und wurden von dort mißbräuchlich auch zu aggressiven Zwecken bei den Raufhändeln herübergenommen.

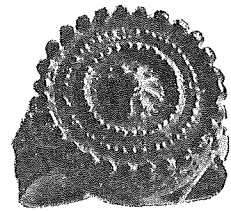


Fig. 24.
Schlagring mit Zackenrand,
Oberösterreich.

Die erste deutlich sich abhebende Gruppe ist die vom Typus der »Totschläger« (Fig. 25—30, Inv.-Nr. 15.104—9). Sie bestehen aus dem kolbig verdickten Schlagteil, zumeist aus Blei, in welchen Messerklingen oder Sensensplitter im Umkreis des Kolbens eingelassen sind; die Griffe werden von derben Ochsenziemern gebildet, die bei einem Stücke (Inv.-Nr. 15.109, Fig. 30) in besonders heimtückischer

*) Vergleiche darüber auch E. H. Meyer: „Deutsche Volkskunde“, S. 129.

Weise mit Nägeln gespickt sind, so daß bei einem allfälligen Versuche des Angegriffenen, dem Gegner die niedersausende Waffe zu entreißen, dem Zugreifenden die ganze Handfläche zerrissen wird. Diese gefährlichen, ja mitunter tödlichen Waffen nehmen typologisch eine Mittelstellung ein zwischen dem mittelalterlichen Morgensstern oder Streitkolben und dem Kriegsflegel (vergl. August Demmin: »Die Kriegswaffen in ihrer historischen Entwicklung etc.«, S. 586 ff., Abb. 8 und S. 588 bis 589, Abb. 1 bis 7), aus denen sie sich gewiß entwickelt haben und dürften in der Zeit der Bauernkriege als gewöhnliche Depravierungen jener Lanzknechtswaffen entstanden sein.

Die zweite Gruppe unserer Raufwerkzeuge gehört zu den in aller Welt verbreiteten Faustwehren, die einem überall vorhandenen Bedürfnisse einer Verstärkung der Schlagkraft der Fäuste ihre analoge Ausbildung verdanken. Es sind ovale Eisen- oder Bleihandrings (Fig. 31—34) mit Zacken und Spitzen, welche letztere mitunter auch roh durch in Blei gespickte Nägel hergestellt erscheinen (Fig. 34). Max Jähns führt in seiner »Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen«, S. 194, solche Schlagringe von den Warundi-Negern in den Uferländern des Tanganyika, von den Süd-Galla, den Irenge im oberen Nilgebiete an, und gewiß darf hier auch an die Schlagringe der griechischen und römischen Faustkämpfer (πόρτες, pugiles) erinnert werden, die zum Ernstkampf den die Hand bedeckenden Teil der Lederbinden zu einer Art von Schlagring ausbildeten, den man von gehärtetem Leder herstellte und mit Nägeln oder Bleibuckeln besetzte; ja zuweilen bestand er sogar — ganz ähnlich wie unsere Stücke — ganz aus Metall. Solche Faustriemen bezeichneten die Alten als σφαίραι oder caestus, und falls sie ganz besonders schwer und furchtbar hergerichtet waren, findet man dafür den Ausdruck πύρρηνες, die Zermalmende. Auch die indische »Tigerkralle« Wäg-nakh (Skr. wjāgra, Tiger) gehört in diese Reihe. Die Inviertler Bauernburschen, die mit diesen Spitzenringen gefährliche Löcher in die Schädel schlagen, verwenden die untere Spitze des Schlagringes mit Vorliebe auch dazu, dem Gegner, der sich mit der Hand am Tische oder sonstwie festzuhalten sucht, die Hand anzunageln.

Die dritte (Fig. 35—42, Inv.-Nr. 15.110—17) und vierte Gruppe (Fig. 43—45, Inv.-Nr. 15.118—20) der Raufwerkzeuge scheinen mir aus Arbeitswerkzeugen herübergenommen und entsprechend umgeformt zu sein. Wir finden hier Hobeisen, Meißel, Bandeisen, Sensenfragmente und dergleichen handgerecht gemacht; im übrigen erklärt sich diese Art von Raufzeug selbst. Dagegen verdienen die der vierten Gruppe, welche als »Nasen- und Wangenschlitzer« bezeichnet werden, eine kurze besondere Erörterung. Die Öse der derben und kurzen Eisenhaken ist zur Aufnahme des

Mittelfingers bestimmt; mit dem hakenförmig gebogenen Ende des fest in der Faust gehaltenen Werkzeuges fährt der Bursche blitzgeschwind dem etwa gerade aufbrüllenden oder prahlenden Gegner in den aufgerissenen Mund und reißt ihm die Wange entzwei, oder auch in die Nasenlöcher und zerreißt ihm damit die Nasenflügel. Ich vermute, daß dieses tückische Raufwerkzeug eine Umbildung der alten Eisenschlüssel darstellt, welche die Burschen leicht bei sich haben und im Ernstfalle verwenden konnten, wie ja der Haustorschlüssel auch bei Studentenkeilereien mitunter noch immer eine Rolle spielt.

Wenn der Volkskundige sonst bei entschwindenden Bräuchen des Volkslebens bedauern muß, wie rasch die neue Zeit mit alter Volksüberlieferung aufräumt, so ist er auf diesem Gebiete wohl mit ganzem Herzen bei dem eifrigen Bemühen der Behörden, solch rohem Unfug zu steuern. In der Tat hat speziell die oberösterreichische Statthalterei durch strengstes Einschreiten gegen diese verabscheuungswürdigen Roheiten viel zur Eindämmung des gewalttätigen Treibens ausgerichtet; unvergessen bleiben in dieser Beziehung die menschenfreundlichen Bemühungen des ehemaligen Statthalters in Oberösterreich Dr. Alois Fischer (vergl. dessen Schrift: »Aus meinem Amtsleben«, S. 124 ff.). Gänzlich unterdrückt ist aber das geschilderte Raufwesen im Innviertel noch keineswegs, wie unser aus den zwei letzten Jahrzehnten stammendes Material dartut.

Vom Brisiltabak und seiner Bedeutung im Volksleben der Böhmerwaldgegend um Neuern.

Mitgeteilt von J. B l a u.

»Denn hier ist die Schmalzlerregion, wo in jedem Hause der Reibstock nebst Scherm einen der wichtigsten Einrichtungsgegenstände bildet.«

Max. Schmidt: »Herrgottsmantele«, V. Kap.

Das Paschen, die Zubereitung und das Schnupfen des Brisils oder Schmalzlers nehmen im Volksleben des Böhmerwaldes einen so breiten Raum ein, daß es mir vergönnt sein möge, hierüber eingehend zu berichten.

Historisches. Das Schnupfen war in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Spanien, Frankreich und Italien allgemein gebräuchlich und hat sich von da auch über die deutschen Länder verbreitet, 1658 wurde durch einen Landtagsbeschluß in Böhmen der Handel mit gestoßenem und geriebenem (Schnupf-)Tabak zollfrei erklärt, der mit Rauchtabak aber wegen des vielen durch Rauchen bereits entstandenen Feuerschadens mit 1 Rheintaler für die ein- oder ausgeführte Trube beschwert. 1672 haben die Prager Kaufleute den Tabakhandel übernommen und sich verpflichtet, von 1 Zentner inländischen Tabaks fl. 4, von 1 Zentner ausländischen Tabaks fl. 5,

von 1 Zentner Brisil und virginischen Tabaks fl. 6 zu entrichten. 1784 wurde das Staatsmonopol eingeführt und strenge Vorschriften über Tabakanbau, Verschleiß, Einfuhr und Bewachung der Grenze durch eigene Aufseher erlassen. Ein Tabaktarif wurde aufgestellt, in dem aber schon der Brasil nicht mehr vorkommt. *)

Seit 120 Jahren also hat diese Sorte für unseren Schnupfer auch noch den Hautgoût der verbotenen Frucht.

Das Schnupfen gilt für konservativer, altwürdiger, als das Rauchen. Vor etwa fünfzig Jahren wurde weit mehr als jetzt geschnupft, und zwar fast allgemein der beliebte Schmalzler oder Brisil. Der »Kaiserliche«, das inländische Fabrikat, fand in unserer Gegend recht wenig Absatz.

Er ist zu mild, reine Milch der frommen Denkungsart gegen das scharfpikante Nasengift des Schmalzlers, der sich in so mancher Beziehung mit der berüchtigten Hintertreppenliteratur in eine Linie stellen läßt. Der Hauptunterschied scheint mir der, daß die Erzeuger der letzteren vor dem Gesetze nicht strafbar sind.

Wer sich den Brisil einmal angewöhnt hat, kann so leicht nicht wieder von ihm lassen. Wehe dem Waldler, wenn ihm im Arrest oder einer noch strengeren Stufe der Gerechtigkeit, die er wohlversorgt betreten, der Tabak ausgeht! Er muß sich dann mit »Kaiserlichem« begnügen.

Schwer trifft die Schnupfer unter den Dorfburschen das Einrücken. »Hinter der Müllnadari« ist ihnen jegliches Schnupfen überhaupt verboten. Solche Rekruten nehmen in ihrem schwarzen Kofferlein meist eine ganze »Blodern« (Schweinsblase) voll Brisil mit. Die Blase hält ihn lange feucht und frisch. Da kommen die Landsleute in der Kaserne zusammen und genießen heimlich die verbotene Freude. Welcher Jammer, wenn der Tabak ausgeht. »Alles wär recht, aber kein' Tabak hab' ich nimmer!« Das Schnupfen spielt in der Böhmerwaldliteratur seine Rolle. Josef Rank beschreibt, **) wie der Herr Katechet in der Schule schnupfte, erzählt, ***) wie ein Bauer in Hirschau in der Kirche schnupfte und welche Folgen dies hatte; eifrige Schnupfer spielen meist eine komische Rolle in den obligaten Schnupfszenen der Dorfgeschichten. Johann Peter widmete dem Brisilschnupfer eine ganze Abhandlung †) und gedenkt des schnupfenden Waldbauern in seinem Aufsatz: »Die Bauernstube im Böhmerwalde«; ††) nach Wilibald Böhm ist sogar der heilige Petrus

*) »Warenkabinett oder Niederlage der in Böhmen erzeugten Waren, Artikel und Naturprodukte, dann der damit betriebene Handel.« Von Josef Schreyer, k. k. Kommerzienrat. Prag und Leipzig 1799.

**) »Erinnerungen aus meinem Leben.« Wien 1896. S. 68 ff.

***) Ebenda, S. 261.

†) »Der Brisilschnupfer« in der Zeitschrift »Der Böhmerwald«, V. Jahrg. (Die Arbeit stand mir leider nicht zur Verfügung.)

††) »Deutsche Arbeit«, II. S. 210.

im Himmel ein erpichter Brisilschnupfer. *) Maximilian Schmidt schreibt in seiner Erzählung »Der Herrgottsmantel«, die in unserer Gegend spielt, folgendes über die Liebe des Waldbewohners zum Brisil:

»Die Unterhaltung wird unter fortwährendem Hin- und Herreichen des Brisilglasels geführt.« Und an anderer Stelle: »Bevor sich der Waldler des Morgens wäscht, stärkt er sich durch eine Prise; bevor er sein Gebet verrichtet, schnupft er bedächtig; gibt es etwas zu denken, so stärkt er sein Hirn mit einem »Schnüpfel«. Er kann nicht lachen, ohne dazwischen zu schmalzln und abends zu Bett liegend, schläft er nicht ein, bevor er nicht eine ausreichende Nachtprise genommen; er hungert und dürstet lieber, als er diesen Tabak entbehrt, und schmeckt er ihm nicht mehr, so ist das ein sicheres Zeichen von Krankheit, denn:

's Lehm und nix gfreut'n mehr,
Gfreut'n koa' Schmalzla mehr.

Was schon ein rechter Schnupfer ist, der schnupft auch während der Nacht. Zu gewissen Stunden wird er wach und greift nach Glas und Schnupftuch, die schon im Griffe liegen.

Das »Tabakmachen«. Nach vor etwa zwanzig Jahren hatte hier jeder Ort, das Bezirksstädtchen Neuern nicht ausgenommen, eine oder zwei Winkeltrafiken, in denen aus ungeeichten Gefäßen und mit obskuren Gewichten das heißbegehrte Nasenfutter zugemessen wurde. Der Trafikant war immer auch zugleich Erzeuger des fetten Pulvers, und nicht selten auch derjenige, der ihn in eigener Person und nicht ohne Gefahr über die Grenze gebracht hatte. Dieser Erwerbszweig verhalf seinerzeit vielen Anwohnern der Grenze bis weit über die Sprachgrenze, ins »Bejm« (Böhmen) hinein zum täglichen Brote. Heute ist dies nur wenigen mehr ein karger Nebenverdienst. Kleinhäusler, Inleute, dann Ausnehmer oblagen ihm; heute gibt sich nur mehr hie und da ein Inwohner damit ab. Diese Hantierer, meist selbst ihre besten Geschäftsfreunde, erhielten von ihren Kunden den noblen Titel »Trafikant«, auch »Verleger«.

Doch gab es auch solche verwöhnte Schnupfernasen, die der Manipulation des Verlegers wenig Zutrauen schenkten und sich den Brisil selber machten. Oft ist auch das Fehlen eines Brisilverlages im Orte ein zwingender Grund hierzu. Auch gibt das Selbermachen unter den Schnupfern eine Art Ansehen, Würde. — »Jeder ist stolz auf seinen ‚Selbergmochtn‘ oder ‚Selmgmochtn‘ und teilt davon seinem Nachbar mit.« **)

Wie die Brisilbereitung geschieht, will ich im folgenden zu beschreiben versuchen.

*) Festschrift des deutschen Böhmerwaldbundes, Budweis 1904: »Der Böhmerwäldler vor der Himmelstür«.

**) Schmidt: »Herrgottsmantel«.

Die Krämer*) der bayrischen Grenzdörfer sind stets reichlich mit Brisil versehen. Hier wird die Ware stückel- oder pfundweise eingekauft. Sie lagert da in schwarzen, gedrehten, etwa 1 Zoll dicken Stricken. Der aus sehr fetten, kräftigen, schweren Blättern bestehende Rohstoff kam früher so gesponnen, mit Pflanzensäften gebeizt und in Ochsenhäute eingenäht aus Brasilien, nun zum größten Teile aus der Pfalz.

Ein »Stückal«, etwa 8 *cm* lang, kostet einen »Sechser« (20 Heller). So manches Weib, das zum heiligen Blut nach Neukirchen oder zum Drachenstich nach Furth wallfahrtet, bringt ihrem »Alten« um einen oder zwei Sechser — wegen der Grenzwache wohlverborgenen — Brisiltabak mit heim als »Kirta«.

Der Tabak wird zur Zubereitung auf einem Brettchen fein geschnitten. Hie und da hatte man hierzu eigene Tabakschneider nach dem Prinzip der bäuerlichen Häckselmaschine, wobei ein Messer als einarmiger Hebel auf einem Brette befestigt war. Eine recht originelle Vorrichtung dieser Art — mit einem Spanhalter in Verbindung — ist in unserer Zeitschrift**) abgebildet. Sie stammt aus einem Ranshofener Bauernhause im Bezirk Braunau am Inn.

Zum Zerreiben des Tabaks, der Hauptarbeit bei der Zubereitung, dient ein irdenes oder steinernes Geschirr, der »Scherm« oder »Towagscherm«, von der Form eines Gughupfweidlings, der inwendig glatt ist, etwa 15 *cm* hoch und 35 *cm* weit. Die Spitze in der Mitte ist recht derb gearbeitet, so daß eine etwas enge kreisförmige Bahn entsteht. Diese Gefäße werden in Bayern erzeugt — wenigstens konnte ich über ihre Anfertigung in Böhmen nichts in Erfahrung bringen — und über die Grenze gepascht. Sie sind meist schon recht alt, doch trifft man hie und da auch neue.***)

In die runde Bahn des Scherbens wird nun der Tabak geschüttet. Eine Hacke, Schaufel, Heugabel, eine Stange, die oben einen Schleifstein trägt, der Krautstampfer oder eine eigens hergerichtete Keule dient als »Reiber«. Eine Person, nicht selten auch eine weibliche, setzt sich rittlings auf einen Stuhl, mit dem Gesichte zur Lehne, nimmt den Scherben zwischen die Beine auf den Sitz und bewegt nun den Reiber langsam herum; schnelles Bewegen würde den Tabak verbrennen.†) Bald kommt eine sorgfältig bemessene Messerspitze Schmalz dazu. Daher der Name »Schmalzler«. Die Winkelverleger sind mit dem Schmalze zu sparsam.

*) In Nabburg (Bayern) verkauften 1695 die Apotheker außer Brauntwein auch Brisiltabak. (Beitr. z. Geschichte des Gesundheitswesens der oberen Pfalz. Von Doktor Amberg. Hist. Ver. f. d. Oberpfalz, 52. Bd. 1900.)

**) III. S. 355, Fig. 5. Das Museum für österr. Volkskunde besitzt mehrere solche Tabakmesser aus verschiedenen Teilen Österreichs (Alpenländer, Schlesien).

***)) Siehe die Abbildungen S. 217 und 219 im X. Jahrg. d. Zeitschr.

†) Schreiber dieser Zeilen war als zwölf- bis vierzehnjähriger Junge daheim manchmal damit beschäftigt.

Manche tun auch gedörrte Zwetschken, Zwetschkenkerne, Mehl, Holzstupp, Holzasche, Zucker, jeder aber etwas Kalk hinein. Die Verleger, die viel Masse erzeugen wollen, mischen ordinären »Kaiserlichen«, Baumrinde, Rauch-, besonders gern Kommißtabak, gedörrten Kuhfladen und ähnliches darunter. Das Schmalz soll dem Tabak das Aroma erhalten, Asche und Kalk sollen ihm Schärfe verleihen. Abgestumpfte Schnupfer, denen diese Ätze Stoffe bereits einen überwundenen Standpunkt bedeuten, mengen fein zerstampft Glas hinein, um dem Gemische neuen Nasenreiz zu verleihen. *)

Ist der Tabak fein genug zerrieben, so kommen noch andere Geräte zum Vorscheine. **) Aus der Tischlade kommt das »Hasenpfejtschl«, das als Kehrbesen dient, und das »Reiterl«, durch welches der Inhalt des Scherbens geschüttelt wird. Sehr häufig liegen diese Behelfe im »Scherb«, so daß alles mit einem einzigen Griffe transportierbar ist. Was zu grob ist, wird noch einmal gerieben. Dabei wird vom Schnupfer fleißig »vosejcht« (versucht), ob der Schmalzler auch geraten sei.

Bei dieser Arbeit wird die Haustür verschlossen gehalten, um vor Überraschungen geschützt zu sein. Der scharfe Geruch des Brisils ist nämlich auch draußen zu spüren. Deshalb wird bei Tage äußerst selten, höchstens im Notfalle, das heißt wenn die hungrige Nase schon lange nach einem Schnüpfel lechzt, und dann in der sicheren Kammer oder auf dem Boden gerieben. Abends sind aber die Nachbarn dabei, die »aufs Hutschen« (Neuern) oder »ins Dorf« (Rotenbaumer Gegend und Orte um Neuern) gekommen sind und dann auch ein Schnüpfel kriegen.

Die gewerbsmäßigen Schädiger des Ärars haben von den Nachstellungen der Wachorgane viel zu leiden. Doch sind sie unheimlich erfinderisch in bezug auf die Aufbewahrungsorte der Geräte wie des Erzeugnisses. Nur den (als Boten geschickten) Kindern bekannter ständiger Abnehmer oder diesen selbst wird Tabak ausgefolgt. Gegen Unbekannte ist man höchst mißtrauisch und mit Recht. Die könnten zu den Finanzern gehen und alles verraten; am Ende haben gar die Financer diesen Menschen hergeschickt? Will ein »Financer« bei einem solchen Trafikanten Hausdurchsuchung halten, so muß er mit einem Mitgliede des Ortsvorstandes erscheinen. Das Volk erzählt viele Geschichten, wie schlaue Leute die »Haussouchung« vereitelten. Von den Fällen, in denen sie Erfolg hatte, wird gewöhnlich geschwiegen. Für diese Geschichten ist die folgende charakteristisch, die ich wiederholt erzählen hörte:

Ein »Verleger« — er war ein Holzmacher — benutzte immer den Hackenstiel zum Tabakreiben. Als er einmal auf der Arbeit im

*) Reder: „Bayerwald“, 98. Uns. Zeitschr. X., 220.

**) Das Museum für österr. Volkskunde besitzt eine Sammlung dieser Geräte, die der Schreiber dieser Zeilen bereits im Jahre 1899 zusammenbrachte.

Walde und sein Weib allein zu Hause war, sah diese einen Finanzer mit dem Vorsteher daherkommen. Sie kicherte spottend: »Gelts, ös wüllts wieda Haussouchung holten?« nahm den Tabakscherm vom Ofen und setzte sich, nachdem sie ihn auf die Bank beim Ofen gelegt hatte, breit darauf, eifrig strickend.

Der Finanzer suchte überall, fand aber nichts. Das Weib ließ ihn ruhig streunen und rührte sich nicht. Der Finanzer dachte: »Von Kindern und Narren erfährt man die Wahrheit« und fragte des Verlegers kleinen Buben: »Bejwal, wå hætt's den 's Towaggschier?« (Tabakgeschirr). Der erschrockene Kleine sagte treuherzig:

»Am Scherm sitzt d'Muada und'n Hråwa hotda Voda bo_n_eahm.«^{*)}

Der Finanzer vermutete in dieser Antwort eine vorgesehene Fopperei und mußte leer abziehen.

Wer aller schnupft. »Bayern verbraucht von allen europäischen Ländern verhältnismäßig den meisten Brisil, was es seinen Waldlern verdankt, von denen unter hundert, nach Physikatsberichten, neunundneunzig Schmalzler schnupfen.«^{**)}

Diese Mitteilung aus dem Jahre 1861 wirft auch auf unsere Seite des Waldes ein Licht.

Aber nicht nur die Waldbauern, auch die Studierten haben ihn gern. Diese kaufen ihn aber nur selten beim Verleger; sie versuchen sich vielleicht selber im »Machen« oder lassen von einem ihrer ärmeren Tabakfreunde, die sich eine Ehre daraus machen, dem Herrn Pfarrer oder Doktor einen »Guatn« zu liefern, für zwei oder drei Sechser reiben. Der Brisil ist ein Ausgleichungsmittel zwischen reich und arm, hoch und nieder, ein echter Förderer der Geselligkeit und mildfroher Sitte. »Håbts an Pris?«^{***)} hörte ich jemanden den alten Honstomern von Fuchsberg fragen. Dieser darauf mit frohem Gesichte, vielversprechendem Zwinkern: »O sapprsch, hæ-t hone an Guatn! Gestern eascht gmocht!« Darauf der erste: »No, so schnupfts holt åssa!« (das heißt: Gebts das Glasl heraus!)

Daß es auch Weiber gab und noch gibt, die einem Schnüpfel nicht feind waren, erzählt uns nicht nur der Trompeter von Säckingen im ersten Stück:

Traurig hob sie ihre Hände,

Traurig nahm sie eine Prise.

Die zierlichen Dosen aus Porzellan oder Edelmetall, welche vornehme Frauen einst gebraucht, finden sich noch in vielen Museen vor. 1735 hinterließ die reiche Frau Johanna Barbara Stransky von Greifenfels in Beraun außer dem schon lange vorbereiteten Sarge und vielen Kostbarkeiten auch eine »dåmská tabatěrka« (Damentabaksdose†).

*) »Auf dem Scherben sitzt die Mutter und den Reiber hat der Vater bei sich.«

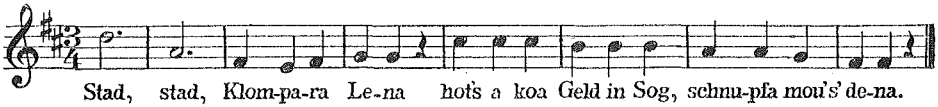
**) Reder: »Bayerwald«, S. 99.

***) Abkürzung für Brisil.

†) »Český Lid«, III, 321.

Gegenwärtig hört man in unserer Gegend soviel wie nichts von schnupfenden Frauenzimmern.

Vor etwa vierzig Jahren lebte in Hirschau die »Klompara-Lena«, älteren Leuten noch erinnerlich, über deren Schnupfen heute noch nach einer Volksmelodie gesungen wird:



Stad, stad (still, still),
 Klompara Lena,
 Hot s' a koa Geld in Sog,
 Schnupfa mou s' dena.
 (Hat sie auch kein Geld im Sack,
 Schnupfen muß sie dennoch.)

Dieses Weib, eine Hebamme, wohnte bei drei ledigen Geschwistern; einem Schneider mit zwei Schwestern, die ebenso eifrige Schnupfer waren wie die Lena. Es wird erzählt, daß dieses Brisilquartett eine gemeinsame Dose besessen habe, die immer in gewisser Reihenfolge benützt wurde. Sagte zum Beispiel die Lena: »Schnä'da, schnupff ässa!« so nahm dieser die Dose, klopfte sie am Knie und gab sie her. Die Lena, nachdem sie geschnupft, die Dose weitergebend: »Rundum!« Die erste Schwester: »Wädagonga!«

Schließlich die zweite Schwester zum Schneider, der am längsten hatte warten müssen: »Grod a so!«

Der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde entnehme ich folgende Parallelen:

(V, 240.) Island. Im Volksmärchen holt die Magd Gudrun in der Nacht den Sack mit den Gebeinen eines Toten, um als Lohn der grausigen Wette eine Schnupftabaksdose und Tabak zu erhalten.

(III, 291.) Faröer. Das alte Weib verkauft seinen Anteil an Fischtran, »um sich dafür Tabak zu kaufen und eine Prise zu gönnen«.

(VI, 315.) Spottvers aus Gossensaß, Tirol:

Weible, Weible, wick, wick, wick,
 Kauf dem Mann e Schnupflabick!
 Weible schnupft ihn selber gern,
 Gibt dem Mandl gar kein Kern!

In früheren Jahren, als die Schulzucht noch keine so strenge war, schnupften auch schon die zehn- bis vierzehnjährigen Schulbuben. Wer schon ein schönes Schnüpf ohne zu niesen vertrug, war in der anderen Augen ein Heros. Diesen Unfug schildert Rank in der Sage vom »Schulmuaderl«.^{*)}

Tabakgläser und -Dosen. Der Tabak wird meist in flachen Gläsern in der Tasche getragen. Diese Gläser werden im

^{*)} »Aus dem Böhmerwalde«, Leipzig 1851, 147 ff.

bayrischen Walde erzeugt. Sie haben eine eigenartige Herstellungsweise und ihre Anfertigung beschäftigt eine Menge Arbeiter, die hier die verschiedensten Ziertechniken zur Anwendung bringen. *)

Da gibt es zunächst Gläser von den verschiedensten Farben. Dem Brisil sollen die roten Glaseln am besten zusagen, in denen der »Kaiserliche« wieder zuviel eintrocknet; den tut man daher am liebsten in weiße Gläser. Die schönsten roten Gläser sind die Rubin gläser. Die »Bladerlglasla« tragen in einer Zwischenschichte bläschenartige Einschlüsse. Sie waren bei den Alten recht beliebt. Mancher Liebhaber wollte nur diese Sorte haben. Die »geschnürkten« Gläser sind mit Glasfäden umspinnen, andere in wechselnden Farben gebändert. Die Tabakgläser sind zudem von verschiedener Größe und Form; von 4 bis 25 cm Durchmesser, die kleinsten Arten birnförmig, die übrigen glatt, geschliffen und ungeschliffen, leer und bemalt. Namen, Sprüche, Blumen, Embleme sind häufig eingraviert oder in Farben aufgelegt. So trägt ein Glas die Legende:

»I hon an Guatn.« Ein anderes das phlegmatische »Wals gleich is.« Oder: »Nimm ein Pris!« »Bruder, schnupf!«

Der alte Heuhöfer Müller, der seinen Sarg wie die oben erwähnte Berauner Dame von 1735 auch bei Lebzeiten vorbereitet hatte, besaß sieben Tabaksgläser, für jeden Tag der Woche ein anderes. Jedes trug den Namen des betreffenden Wochentages. Ebenso viele Gläser für die einzelnen Tage besaß auch ein armer Knecht in der Oberneuerner Mühle, »der Tantessn-Fronz«.

Einmal hatte ich Gelegenheit, einen Schnupfer beim Einkauf eines Glasels zu beobachten. Wenn ein Pferd im Handel ist, wird es auch nicht genauer untersucht. Die wichtigste Rolle spielt dabei die Größe des Löchels, die für jede Tabaksorte eine verschiedene sein soll, für den Brisil kleiner als für den »Kaiserlichen«. Große Öffnungen sind ein Grundfehler. Man hört hierüber höchst unflätige Auslassungen.

Große Mannigfaltigkeit herrscht in den Stöpseln. Vom rot oder grün gefärbten Kälberschweif bis zum einfachen Holznagel ist ein weiter Weg, der über den messingenen Stöpsel mit Ringen oder einer Schelle, den aus Zelluloid, Glas und Leder führt.

Ein Schnupfer in Neuern hat eine Tabaksbüchse aus schwarzem Horn, aus zwei gleichen zusammengeklebten Teilen bestehend, die die Form eines »Glasels« ergeben; er hat also ein beinernes Glas. Dieses hat aber an der einen Flachseite eine größere Klappe zum leichteren Einfüllen des Tabaks, was beim wirklichen Glase wegen der engen Öffnung umständlich durch einen aufgesetzten Holztrichter mittels eines gewellten Drahtes geschieht. Dieser Draht heißt Tabakstriegler und wird beim Einfüllen auf- und abbewegt. Bei den Bauern

*) Es wäre für bayrische Forscher vielleicht interessant, der Frage nachzugehen, wieweit dieser Industriezweig auf die Ausbildung oder Konservierung der einzelnen Schmuckweisen Einfluß geübt hat.

sieht man meistens Gläser. Dosen sind wenig gebräuchlich, bei den Burschen schon gar nicht. Ein schönes Glas ist Seite 219 des vorigen Jahrganges abgebildet. *)

Von Dosen trifft man gleichfalls verschiedene Formen: die berühmte Sandauer Dose, rötlich und rund, später auch oblong, eine Spezialität der Stadt Sandau bei Eger. **)

Das Museum für österreichische Volkskunde in Wien besitzt eine Tabaksdose aus Horn mit treuem Herz und Sprüchen aus Zell am See; eine solche aus Bein mit eingeritzter Zeichnung (Gemse zwischen Bergen und zwei Herzen) aus Oberösterreich; aus dem Böhmerwalde stammen die billige Dose aus Birkenrinde, ein kleines Kunstwerk ländlicher Holztechnik, sehr verbreitet, und die Dose in Form eines Schühleins, wirklich auch vom Schuster gefertigt; diese erinnert an die abenteuerlichen Trinkgeschirre der mittelalterlichen Gelage, von denen wir in Schultz: »Häusliches Leben im Mittelalter« (S. 39) so Wunderliches lesen. Daß es auch goldene und silberne Dosen gab, die sich nicht selten durch kunstvolle Arbeit auszeichneten, ist bekannt. 1726 hinterließ ein eingewandter Schweizer-Italiener in Jungbunzlau unter anderen Wertsachen auch ein »silbernes Tabaksbüchlein«. ***)

In einem erheblichen Gegensatz zu diesen Kleinodien stehen die »Tabakglaseln« aus dicker Föhrenborke, welche die schnupfenden Schulbuben, die ich oben erwähnte, anfertigten. Dicke Rindenstücke wurden in zwei Teile gespalten, aus diesen die Höhlung eines Tabaksglasels ausgeschnitten, hierauf die Teile wieder zusammengeleimt und auswendig zur Form des Glasels geschnitten. Diese dunkelbraunen Gebilde nahmen sich recht hübsch aus. Heute sind sie bereits vergessen. Dafür machen sich die Buben Schnupftabaksdosen aus Äpfeln. Die Frucht wird durch Zickzackschnitte, die zur Mitte gehen, querdurch in zwei Hälften geteilt, die sich öffnen und wieder zusammenfügen lassen, so die Form einer seltsamen Dose ergebend. †)

Es ist mir vor sechs Jahren bereits möglich gewesen, verschiedene der hier angeführten Typen von Schnupftabakgefäßen und hierher gehörigen Geräten für das Museum für österreichische Volkskunde zu erwerben, darunter auch ein kleines Reibeisen, auf dem in früheren Jahren gesetztere Männer den mitgetragenen »ganzen« Tabak je nach Bedürfnis rieben und dann das erzeugte Pulver, das in einem kleinen Behälter aufgefangen wurde, zur Nase führten. Dies

*) Gezeichnet von Herrn Josef Schramek, Freilung, Böhmerwald.

**) Näheres über die Sandauer Dosen im Egerer Jahrbuch 1902: Reichl, Dr. Ed. »Der Erfinder der Sandauer Dosen«. Ferner: Urban, Dr. Mich. »Geschichte der Städte Königswart und Sandau«. Mies 1894.

***) »Český Lid«, X, 25.

†) Für unsere Gegend bereits in der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, XI, 50, in anderem Zusammenhang von Anton Schott erwähnt.

taten zum Beispiel die geistlichen Herren selbst während des Gottesdienstes, wie mir mein Gewährsmann Josef Weber in Sternhof, der mir auch dieses messingene Reibeisen umsonst überließ, versichert. Damals soll der Tabak auch noch viel besser gewesen sein, so daß er ohne Zutat von Schmalz oder Kalk genossen werden konnte. Diese Art zu schnupfen muß verbreitet gewesen sein, denn 1866 spendete Herr Kaufmann Ottomar Keindl in Prag dem Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen: »Eine kleine hölzerne Vorrichtung mit eisernem Reibeisen zur Erzeugung von Schnupftabak.« *)

Der Tabak bei Hochzeiten und Wettrennen.

Jeder Bräutigam muß außer der Braut auch ein sauberes Tabakglasel besitzen. Dieses ist gewöhnlich ein besonders schön geschliffenes Rubinglas, mit Blumen und Kränzlein bemalt oder mit Blasen oder Schnürln geziert. Es heißt das »Brägganglasl«. (Rotenbaumer Pfarre.) Wenn die Hochzeitgäste im Hause des Bräutigams ankommen, wo sie sich vor dem Abmarsch zur Kirche allmählich versammeln, werden sie von der Musikbande, die vor dem Hause wartet, mit einem Tusch empfangen. Der Bräutigam steht in der Tür und bewillkommt die Gäste. In einer Hand hält er ein Halbeglas, meist ein altes Deckelglas, das mit einer roten Seidenmasche geschmückt ist, in der anderen den Tabak. Er läßt die Ankommenden trinken und bietet das andere Glas zum Schnupfen an. Kommt gerade niemand, so geht er, während die Gaglhenne, wie die Bewirtung vor dem Kirchgange heißt, verzehrt wird, unter den Gästen herum von Tisch zu Tisch und ermuntert sie zum Essen und Trinken, bietet auch fleißig den Tabak an. Ist er ungeschickt, so müssen die Gäste immer rufen: »He, Bräggän! Wos is's (den mit'n Towag?« oder »He, ässa mit'n Bräggäntowag!«

Ähnlich geht es bei der Gaglhenne im Hause der Braut zu. Hier versammelt sich ihre Seite, und die Musikanten, die sich geteilt haben, spielen ihrer Freundschaft entgegen. Auf der Türschwelle steht hier der Brautführer mit dem Bierglase. Den Tabak hat aber er nicht, sondern die Brautmutter, und zwar in einer Dose. »He, Brädmuada, wos is's mit'n Brädmuadatowag?« hört man hier rufen. Manchmal steckt ihr ein Gast die »Dusn« ein; sie ruht aber nicht eher, bis sie den Tabak wieder hat.

Das Einstecken des fremden Tabakglasels ist eine recht häufige Neckerei und führt fast zu so vielen Raufereien, als das »Abpfuschen« des Mädchens (der Geliebten).

Den zur Hochzeit nötigen Tabak ist der Inmann zu machen verpflichtet.**) Der Brisil muß »vom Besten der beste« sein. Ist in

*) Spendenverzeichnis im IV. Jahrg., S. 55, der Mitteilungen dieses Vereines. Einlaufnummer 8990.

**) Meiner Arbeit im VI. Jahrg., S. 145, d. Z.: »Inmann und Bauer« ist hiermit diese Pflicht des Inmannes nachgetragen.

Jägershof kein guter zu bekommen, so muß der Inmann um den »Ganzen« bis nach Neukirchen zum heiligen Blut gehen. Dann hat er eine große Sorge. Der Tabak soll nicht zu scharf und hübsch wohlriechend sein. Gelingt er nicht, so muß der arme Inmann um anderen Tabak gehen und von neuem reiben. Die vielen Gäste, die da von nah und fern kommen, üben scharfe Kritik; sie wollen wissen, wer von beiden, die Brautmutter oder der Bräutigam, besseren Tabak hat.

Auch in Frankreich spielt der Schnupftabak in den Hochzeitsgebräuchen seine Rolle,*) von dem benachbarten Bayern zu schweigen.

Wenn die Hochzeit aus der Kirche zieht, wird gleich »Ofenschüssel« genannt. Der erste erhält von der Brautmutter Geld, der letzte (Neuerner Umgebung) von derselben eine Dose oder ein Glas mit Tabak, womit er die Gäste zu bedienen hat.

Nach dem jüngst erschienenen Buche von Prof. Peter Graß über die Böhmerwälder Auswanderer im Banat (S. 119) erhalten dort der zweite und drittbeste Renner den Tabak. In der Rotenbaumer Pfarre ist der Tabak bei dieser Gelegenheit nicht üblich, ebenso nicht in der gegen Nordwesten angrenzenden südlichen Oberpfalz.**). In Oberbayern heißt dieses Laufen »Braut- oder Schlüssellaufen«. Der letzte hat die Sau und werden ihm Rücken und Hut mit Sauschwänzchen besteckt.***)

Auch beim Wettreiten am Pfingstmontag, dem sogenannten Pfingstltreiten, erhält der letzte eine Portion Schnupftabak in einem großen Glas. Dieses ist Eigentum irgendeines Bauern und wird zu diesem Zweck entliehen. Ich habe seinerzeit ein solches Monstrum, das neu M. 7 gekostet hatte, für das Museum für österreichische Volkskunde erworben. In früherer Zeit, wo alle Volksfeste noch mehr nach den alten Regeln gefeiert wurden, war ein Reiter eigens als »Tabakreiter« bestimmt, der auch »Gspoaßmocha« oder »Nestschmager« genannt wurde und zwölf Päckchen Rauchtobak oder eine gleichwertige Menge Schnupftabak erhielt.†) Gegenwärtig erhält der letzte nur Schnupftabak; das Glas wird an einem starken Spagat umgehängt getragen. Dieser Preis ist eigentlich eine Last, denn der letzte muß alle, die es verlangen, schnupfen lassen. Nach beendetem Ritt gehen der erste und der letzte im Orte Geld sammeln; der erste sein gewonnenes Tuch als Fahne an einem Stock, dieser den Tabak tragend und fleißig damit aufwartend.

Wer bei einem Laufen oder einer Arbeit hintendran ist, dem sagt man, er werde den Tabak kriegen.

*) E. Herpin: „Le tabac à priser dans les cérémonies du mariage.“ Revue des traditions populaires, Paris 1899, XIV, 4, S. 236.

**) Schönwerth: „Aus der Oberpfalz,“ 1, 93.

***.) Zeitschr. d. V. f. Volkskunde, III, 14.

†) Rank: „Aus dem Böhmerwalde.“ Leipzig 1851, S. 78.

Das Schnupfen wirkt nicht verschönernd auf das Äußere des Menschen, weshalb es für das k. u. k. Militär ebenso wie für das weibliche Geschlecht verpönt ist. Der eifrige Schnupfer ist oft schon von weitem an der aufgedunsenen Nase (der Tabaksnase, auch Heeft oder Kumpf genannt), den Tabakspuren im Bart und auf den Kleidern, der nicht selten spiegelnden Weste und dem eigentümlichen Brisil-
aroma zu erkennen. In einigen Werken über den Böhmerwald sind besonders die »künischen« Bauern*) als übermäßige Brisilschnupfer geschildert.

Geteilt sind die Meinungen über den gesundheitlichen Einfluß des Schnupfens.

So schreibt Reder:**) »Wie sehr diese Unsitte wegen ihres die Gesundheit benachteiligenden Einflusses schon getadelt wurde, so huldigt der Waldler nach wie vor dem Götzen Nikotin, ohne ihm besondere Rauchopfer darzubringen.«

Der vielgereiste nordböhmische Glashändler Kreibich schreibt:***) »Anno 1684 ist mein Großvater gestorben im Alter von 84 Jahren, ist niemals krank gewesen, hat weder Tabak geraucht noch geschnupft.«

Und erst vor einigen Wochen las ich von einem bayrischen Brauer, der ein sehr hohes Alter erreichte, in einer Wiener Zeitung: »Er hat nicht geraucht. Leidenschaftlich dagegen frönte er dem Schnupfen und heute noch frißt er'n mehr, als er'n schnupft.« †)

Das Tabakschnupfen soll das Sehvermögen schärfen. Dem entspricht auch die volksmedizinische Verwendung des Tabaks. Hat ein Pferd böse Augen, so wird ihm Schnupftabak eingeblasen. Hilft das nicht, so hilft nichts mehr. Dann erst schickt man um den Tierarzt. Man bläst lieber Brisil ein, als »Kaiserlichen«, weil erschärfer ist. Dieses Einblasen wendet man auch bei Menschen an. Der Tabak »reinigt die Augen aus«. (Pfarrsprengel Rotenbaum.) Tabak, in die Augen gestreut, raubt auf einige Zeit das Sehvermögen. Wer kennt nicht die Geschichte von dem Pascher, der dem Finanzier, der ihn »kuntrawont« machte, Tabak in die Augen streute und dann entfloß? In Böhmen††) und weit darüber hinaus, sogar auf Island,†††) glaubt man, daß der Staub des Bovist blind mache. Darum heißt dieser Pilz in der Pilsner Gegend »des Teufels Schnupftabak« und in Tirol »Judentabak«. *†)

*) Von Küni = König; die ehemals königlichen Freibauern in acht Gemeinden südlich von Neuern.

**) Im „Bayerwald“, S. 99.

***) Mitt. d. V. f. G. d. D., VIII, 221.

†) Von solchen Vielfraßen heißt es im Tschechischen: „Do každé dírky púl druhé mírky.“ (In jedes Nasenloch anderthalb Maßeln.)

††) Zeitschr. d. V. f. Volkunde, II, 52.

†††) Ebenda, VIII, Lehmann-Filhés.

*†) Ebenda, II, 52.

Allerlei Gerede vom Schnupfen. Ein Schnupfer, der seine Dose auf Kosten anderer zuviel schont, sich nur bei anderen »zuhüten« will, ist ein »Schmarotzer«.

In anderem Sinne bedeutet »Dusn« (Dose): vulva und zugleich auch als Kollektivum das Weib (besonders ein altes) überhaupt, das auch halb scherzhaft »alte Dusn« geschimpft wird.

Wallfahrer aus Böhmen, gleichviel ob es Deutsche oder Tschechen sind, werden von der bayrischen Dorfjugend (in Azlern zum Beispiel) begrüßt: »Bejmascha Zobag (eo pak = was denn?) frißt Knödl und Towag!« Ein Ruf, den man auch an der Sprachgrenze von streitenden Kindern hören kann.

Was dem Jäger keinen Schuß Pulver, das ist dem Schnupfer auch kein Schnüpf Tabak wert.

»Hättest mein Leben um 'n Prise Schnupftabak haben können,« heißt es in Schillers »Räubern«, II, 3.

»Bei diesem Verkauf habe ich kein Schnüpf Tabak profitiert,« sagt der Hausierer.

Kindern, die mit der Nase ein gewisses Geräusch machen, sagt man: »Schnubf af, zuig d' Uhr af!«

Einer schnupft eben. Gastfreundlich ladet er ein anwesendes oder vorbeigehendes Frauenzimmer ebenfalls zum Schnupfen ein: »Mägst schnupfa?« — Sie kommt ihm mit der üblichen Antwort: »I bin net gschnapfe (schnippisch, hier im Scherz für schnupflustig gebraucht), oba_r_a so glä in da Hej!« (aber leicht aufgebracht.) — Darauf der Schnupfer neckend: »Gelt, Du schnupfst lejwa_r_an Gänzn?« (Auf die Form des Brisiltabaks beim Einkauf anspielend.) Oder auch: »Gelt, Du räppst (reibst) Dir'n holt selwa?«

Schnupft ein Anfänger, so reagiert die gereizte Nase durch heftiges Niesen. Die alten Schnupfer sagen dann lachend: »Das ist ein gemachtes Wetter.« (Ein künstliches Gewitter.)

Mit dem zunehmenden Wohlstande und der zunehmenden Bekanntschaft mit neuen Genüssen kommt auch dieses unschuldige Reizmittel allmählich außer Gebrauch. Es machte mir Freude, all das hierüber aufzuzeichnen, was teils schon halb vergessen, teils noch erhalten ist. Dabei schwebte mir immer der liebe Waldler vor, der ureinfache, brisilduftende, stillgenügsame, der da sang:

I wollt, i wa_r_am Racht
Und der Berg wa(r) von Bristl,
Danebm a Forellnbachl;
Kunnt mi gern hobm, wer mi wül.*)

*) In Reders »Bayerwald«, S. 201; Zeithammer: »Der Böhmerwald, Land und Leute«, S. 143.

Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland.

Von Dr. Ivan Franko, Lemberg.

(Mit 74 Abbildungen im Text und auf Tafel III—V.)

III. *)

Über den anthropologischen Typus der Bevölkerung will ich nicht sprechen; ich hoffe, daß Herr Volkov bald die Resultate seiner Messungen veröffentlichen wird. Es sei nur erwähnt, daß die Bojken

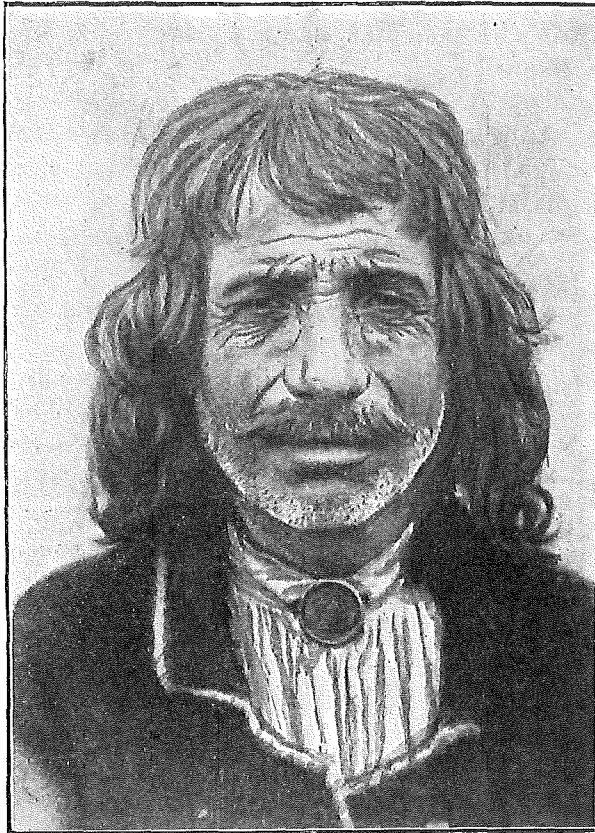


Fig. 46. Männlicher Typus aus Mšanec.

durchschnittlich von mittlerem Wuchs sind und das blonde Haar bei ihnen überwiegt. (Siehe die Abbildungen eines Mannes und einer Frau in Fig. 46 und 47.)

Ihre Nahrung, so wie die aller rutenischen Bauern, besteht meistens aus Pflanzekost, welche obendrein im Gebirge sehr karg und einförmig ist. Sie bauen überwiegend Hafer und Kartoffeln, auch ein wenig Kohl und Gemüse. Kohl wird im Herbst fein geschnitten und gesäuert; aus gesäuerten roten Rüben wird Boršč gemacht, und dies sind die hauptsächlichsten Speisen das ganze Jahr hindurch.

*) Schluß des Artikels in Bd. XI., S. 17 ff. dieser Zeitschrift.

»De v chati boršč, kapusta, tam chata ne pusta« (wo es im Hause Boršč und Kohl gibt, da ist das Haus nicht leer), sagt ein einheimisches Sprichwort. Brot wird, besonders tiefer im Gebirge, fast ausschließlich aus Hafermehl gebacken, und zwar seltener gesäuertes, öfters ungesäuertes, welches Oščypok genannt wird. Aus schlecht gesiebttem Hafermehl gebacken, gewöhnlich steinhart, ist dieses Bojkenbrot für die Talbewohner der Inbegriff einer elenden



Fig. 47. Weiblicher Typus aus Mšanec.

Kost, und es bedarf nur der scharfen Gebirgsluft und der beweglichen Lebensweise der Bojken, um dieses Brot zu verdauen. Aus Hafer wird auch der säuerliche Mus (kyselycja) und eine sehr wohlschmeckende Grütze bereitet, welche der in den letzten Jahren im Handel vorkommenden Quäkergrütze ähnlich ist. Sie wird so gemacht, daß man ganze Haferkörner zuerst kocht, dann trocknet, und erst dann entweder mittels einer Handmühle oder einer Fuß- oder Handstampfe die Kleien von ihnen loslöst und sie dann gehörig reinigt. Außer den Kartoffeln werden auch Bohnen gebaut, welche als »zweites Brot« gelten und mit Boršč gegessen werden. Gurken, welche im Sommer

einen wichtigen Bestandteil der Kost bilden, gedeihen im Gebirge nicht und werden von den Talbewohnern, meistens von deutschen Kolonisten, gekauft.

Von der animalischen Kost spielt eigentlich nur die Milch mit ihren Produkten (besonders gesalzener Schafkäse, sogenannte Bryndzia) eine Rolle in der Ernährung der Bojken; Fleisch ist ein seltener Gast auf ihrem Tische, wenn man etwa vom Schweinefleisch (sało) oder Schweineschmalz absieht, welches im Städtchen gekauft wird, gewöhnlich nur dann, wenn es keine Kuhmilch im Hause gibt.

Mehr Details über die bojkische Küche, Zubereitung der Speisen und den Wechsel des Menü in verschiedenen Jahreszeiten hoffe ich bei einer anderen Gelegenheit zu sammeln, da es bei der gegenwärtigen Exkursion dafür an Zeit und Gelegenheit gebrach.

Was die Wohnungsverhältnisse betrifft, so ist das gewöhnliche Bojkenhaus normal immer nur für eine einzige Familie gebaut, das heißt, es besitzt nur ein einziges Wohnzimmer, welches zugleich Küche und Schlafzimmer ist. Gewöhnlich schlafen aber in diesem Zimmer nur die Alten, die Weiber und die Kinder; für die erwachsenen Männer ziemt es sich gewissermaßen nicht, im Zimmer zu schlafen; sie schlafen entweder in den Viehställen oder (im Sommer) auf den Heubergen, wenn sie nicht ganz außer Hause, in Schafhürden im Gebirge oder auf der Pferdeweide übernachten.

Das Zimmer, wenn auch ziemlich geräumig, ist doch sehr unhygienisch gebaut, hat gewöhnlich eine niedrige Decke, kleine unbewegliche Fensterlein (noch im 18. Jahrhundert waren sie durchgehends ohne Glasscheiben, nur mit Viehblasen belegt) und der Ofen ist ohne Rauchfang, so daß der Rauch gerade ins Zimmer aufsteigt und dasselbe bei jeder Heizung bis ungefähr zur Manneshöhe (von unten gemessen) ganz dicht ausfüllt. Infolgedessen sind auch die Zimmerwände von dieser Höhe hinauf ganz schwarz und mit Ruß bedeckt; der untere Teil wird auch nicht getüncht, sondern das Holz wird mit Glas oder Flußmuscheln abgeschabt und mit heißem Wasser gewaschen und sieht in diesem Zustande ziemlich interessant antikgelblich, vor dem Washtag aber, welcher natürlich selten genug wiederkehrt, bedeutend schmutzig aus. Daß die schlecht passenden und mit Moos verstopften Fugen zwischen einzelnen Dielen einen erwünschten Zufluchtsort für Wanzen und allerlei Ungeziefer bilden, das weiß ein jeder, der genötigt war, in einem solchen Zimmer eine Nacht zuzubringen.

Die alte Gewohnheit, in solch räucherigen Zimmern zu leben, suchen die Bojken durch verschiedene Gründe zu stützen: der Rauch konserviert das Holz und schützt es vor Wurmstich; auch gewährt ein solches Zimmer mehr Feuersicherheit, da ja aus demselben nur kalter Rauch durch die Tür sowie durch eine in der Zimmerdecke

angebrachte verschließbare kleine Luke herausgelassen wird; schließlich wird, besonders im harten Winter, alle Wärme im Zimmer behalten. Auf die Gesundheit der darin lebenden Menschen scheinen sie dabei keine Rücksicht zu nehmen, und es scheint auch, daß sie sich mit diesem Rauch ziemlich gut vertragen, da weder Augen- noch auch Brust- und Atmungskrankheiten als Folge der häufigen Raucheinatmungen bei ihnen außergewöhnlich häufig anzutreffen sind. Die Gewohnheit aber, Öfen ohne Rauchfang zu bauen, ist so stark, daß vor einigen Jahrzehnten ein Bezirkshauptmann in Turka einen speziellen Erlaß herausgab und den Leuten ausdrücklich befahl, in den alten Häusern Rauchfänge zu bauen und über das Dach heraufzuführen. Da der Erlaß durch die den Bojken außerordentlich schreckliche Gendarmerie auch streng exequiert wurde, so prangten bald alle Bojkenhäuser mit aus Holz und Lehm konstruierten Schornsteinen, und dieses beruhigte auch den Bezirksmachthaber; daß aber keiner dieser Schornsteine eine Kommunikation mit dem Ofen hatte und Rauch durchlassen konnte, daß alle Zimmer nach wir vor räucherig waren, dies erfuhr man erst nach einigen Jahren, als in Turka ein neuer, weniger rigoroser Bezirkshauptmann erschien, der Erlaß seines Vorgängers in Vergessenheit geriet und alle Bojken mit einer gewissen Schadenfreude die abscheulichen Vogelscheuchen von ihren Dächern entfernten.

Als Schlafstellen dienen den Familienmitgliedern die Ofendecke, ein privilegierter Platz für Kinder, besonders im Winter, Ofenbänke und andere an den Wänden stehende Bänke; eine Weibsperson pflegt gewöhnlich auch in dem Ofen selbst zu schlafen. Familienvater und Mutter schlafen auf dem aus rohen Brettern zusammengeschlagenen und notdürftig mit Stroh und Leinwanddecken bedeckten Bette. Kopfpolster gibt es nur wenige — zwei oder drei. Der älteste Mann im Hause, manchmal der Vater, öfter der Großvater, hat das Privilegium, auf dem Tische zu schlafen, eine bei den Talbewohnern unerhörte Gewohnheit, wo der Tisch als ein heiliger, durch das dort liegende Brot geheiligter Platz gilt und auf demselben höchstens verstorbene kleine Kinder aufgebahrt werden.

Die bojkische Wohnstube macht einen nichts weniger als gemüthlichen Eindruck. Die schwarzen, oben dick berußten Wände lassen das Innere noch dunkler erscheinen, als es wegen der kleinen Fensterlein ohnehin ist. Kein Zierat, nichts Farbiges erfreut das Auge; in der bojkischen Wohnstube sieht man weder Heiligenbilder noch farbige Keramik. Wenigstens was die von uns bereiste Gegend (Mšanec—Dydiva) betrifft, kann man sagen, daß hier keine Keramik existiert, und auch sonst kenne ich in bojkischen Gegenden keinen einzigen Ort, wo es eine Töpferei gäbe. Dieser Industriezweig wird von den Bojken nicht gepflegt; das Notdürftigste — einfache irdene Töpfe — kaufen sie in den Städtchen; es sind gewöhnlich Produkte

der Talbewohner. Irdene Schüsseln sind noch seltener als Töpfe; Holzschüsseln werden bevorzugt. Was die Heiligenbilder betrifft, so haben wir nur hie und da kleine, farbige Lithographien neueren Datums an der westlichen Zimmerwand (der Eingangstür gegenüber) angeklebt gefunden — eine Anbringungsart, wie sie für die Talbewohner unerhört wäre, wo jeder Hausherr es als Ehrensache betrachtet, soviel als möglich farbige Heiligenbilder unter Glas und Rahmen oder auf Holz mit Ölfarben gemalt an seiner Wand hängen zu haben. Nur in einem Hause in Mšanec fanden wir ein aus Holz geschnitztes, ziemlich altes Bild, natürlich ohne jegliche farbige Übermalung, ganz gebräunt und trotz der Wirkung des Rauches dicht von Wurmstichen durchlöchert; die Schnitzerei ist ziemlich roh und entweder in Kijev hergestellt oder nach dem Muster der in Kijev gemachten ähnlichen hölzernen »Ikony« verfertigt; die unter dem Hauptbilde (Kreuzigung Christi) in den unteren Ecken angebrachten Bildchen der Patrone des Kijever Höhlenklosters, die Heiligen Antonius und Theodosius, weisen ganz deutlich auf die Provenienz des Bildes hin, trotzdem die lokale Tradition der Familie, welche dieses Bild besessen hat (es befindet sich gegenwärtig im Museum der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg), seine Verfertigung einem unlängst verstorbenen Mitgliede der Familie zuschreibt. Schon dieses zeigt, daß Heiligenbilder in dieser Gegend eine Seltenheit sind.

Allem Schmuck und Zierat abhold und darin zum Beispiel seinem östlichen Nachbar, dem Huzulen, ganz unähnlich, ist der Bojke mehr praktisch, auf die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit jedes Gegenstandes versessen. Die Bauart seiner Wohnung gestattet ihm, im Winter sein gesamtes Vieh sozusagen neben sich unter einem Dache zu haben; nicht genug daran, sie gestattet ihm, ohne die Schwelle seiner Behausung zu überschreiten, sämtliche Türen von innen zu verschließen. Seine Wälder waren seit jeher, unter polnischer Regierung und noch bis in die Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein ein Zufluchtsort für allerlei räuberisches Gesindel, gegen welches jeder wohlhabende Wirt auf seiner Hut sein mußte. Es war für ihn sehr wichtig, für seine Türen solide und von außen nicht leicht aufschließbare Schlösser zu haben. Sie waren natürlich von Holz — tüchtige Holzstangen, welche die ganze Tür quer verlegten und an ihren Enden in speziell gekerbte und nur mit speziellen, dazu passenden Holzschlüsseln aufzumachende Verschlusshälzer hineingeschoben wurden. Ein großer Vorzug der bojkischen Bauart ist nun, daß zum Beispiel die an das Wohnzimmer anstoßende Vorratskammer von dem Wohnzimmer selbst durch ein in der Wand angebrachtes Loch verschlossen werden kann; ebenso kann der Viehstall oder die Getreidescheune aus dem Vorhause ebenfalls durch ein solches Loch geschlossen werden.

Dieselbe Einfachheit und Schmucklosigkeit zeichnet im allgemeinen auch das bojkische Kostüm aus, doch müssen hier gewisse Variationen angemerkt werden. Für Mšanec gilt dies durchgehends. Die männliche Oberkleidung unterscheidet sich hier fast gar nicht von der weiblichen: der Tuchrock (sirak) hat dieselbe Fassung, wird aus demselben groben rot- oder graubraunen Schafwolltuch gemacht, fast ohne jegliche Stickerei oder sonstige Dekoration. Im Winter tragen



Fig. 48.
Männliches Kostüm aus Dydlowa.



Fig. 49.
Weibliches Kostüm (eheliche Frau) aus Dydlowa.

Männer und Weiber ebenso ähnliche Schafpelze. Die bei den Huzulen wie bei den östlichen Bojken (östlich vom Stryj- und Opirfluß) so beliebten kurzen ärmellosen Schafpelze (Kiptar) haben wir hier nicht bemerkt; dafür sind die mit Ärmeln versehenen, aus Tuch oder Leinwand gemachten Leibbröcke (Tejbyk) beliebt. Die Männer tragen im Sommer einen schwarzen Filzhut, sehr selten einen selbstgemachten Strohhut (krysania), im Winter eine Pelzmütze aus dem einheimischen Schafspelz; charakteristische huzulische und pokutische Pelzmützen mit der reichen Verbrämung aus dem Fuchsfell und mit den Ohrenklappen (die sogenannte kłapania) gibt es hier auch nicht. Die

gewöhnlichste Beschuhung im Sommer und im Winter ist der aus dickem Ochsenleder verfertigte Bundschuh (chrodak), welcher mittels Hanf- oder Wollstricken (voloky) an den Fuß befestigt wird. Dieselbe Beschuhung tragen auch die Weiber. Stiefel oder sonstige Schuhe gehören zu den Seltenheiten.

Die Unterkleidung besteht aus einem Hemd, welches bei dem Manne fast bis an das Knie reicht und nicht in, sondern über der Hose getragen wird, aus der grobleinwandenen Hose und einem Riemengürtel, welcher bei den Erwachsenen gewöhnlich handtellerbreit, bei Knaben schmaler ist. In Mšanec werden nur solche aus

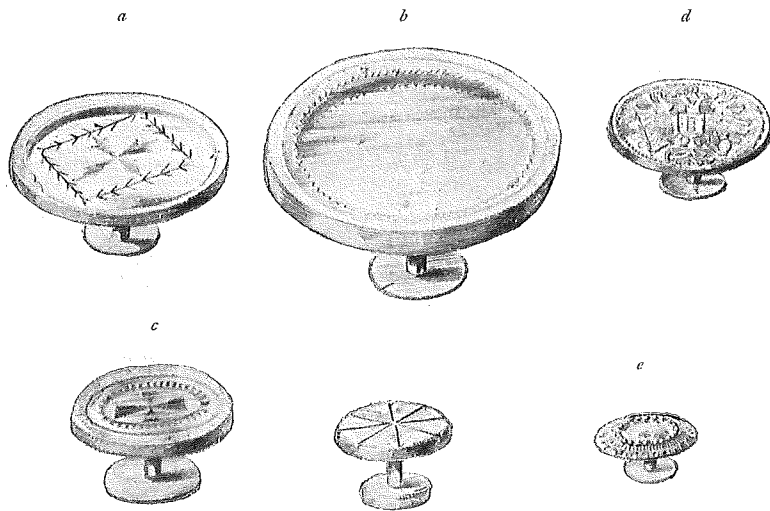


Fig. 50–55. Hemdknöpfe aus Mšanec, natürliche Größe: *a*, *b*, *c* mit Spiegeln, dabei *a* und *c* mit aus Spiegeln gemachten Kreuzen, *d* und *e* ohne Spiegel, *f* aus Holz gemacht.

schwarzem Leder gemachte und durch nichts verzierte Gürtel getragen; in anderen Dörfern tragen die Männer breitere rote Riemengürtel aus weicherem Leder, zweifach zusammengelegt und mit verschiedenen Stick- oder Preßmustern geziert. Erst in dem Flußgebiete des Opir sowie weiter nach Osten und Süden (in Nordungarn) finden wir wahre Ungeheuer von Riemengürteln, welche den ganzen Bauch des Eigentümers bedecken und hie und da auf dem bloßen Leibe getragen werden, da das Hemd dann gewöhnlich nur die Brust bedeckt und etwas unterhalb der Brustwarze aufhört. Das männliche Hemd ist gewöhnlich gar nicht gestickt oder hat nur minimale, ganz primitive Stickereien am Kragen und an der Brust; es wird gewöhnlich vorne, manchmal aber (in Lavočne) etwas seitwärts von hinten zugeknöpft (Fig. 56). Charakteristisch für die Bojken aus der Gegend von Mšanec und Lutovyska sind die großen, oft handtellergroßen metallenen Hemdknöpfe, welche mit einem Spiegel versehen sind; Weiber tragen gewöhnlich kleinere Knöpfe mit Spiegeln oder ohne dieselben. Die Spiegelknöpfe, welche schon bei der Stadt Turka und

weiterhin nach Borynia ganz verschwinden, werden gewöhnlich von lokalen Meistern verfertigt; kleinere, spiegellose werden auch irgendwo manufakturmäßig erzeugt und auf den Märkten feilgeboten. (Vergl. Fig. 50—55.)

Alle Männer, vom Knabenalter angefangen, und sehr viele Weiber, besonders ältere, rauchen Pfeifen. Die Pfeifen sind aus Ton und werden mit kleinen gebogenen Tschibuks versehen. Ursprünglich wurden nur bloße Tonpfeifen gekauft; Blechverzierungen sowie Blechdeckel wurden zu Hause gemacht; diese Gewohnheit ist auch gegenwärtig noch nicht verschwunden, wie für das Museum erworbene hölzerne Formen zur Blechpressung für diese Dekorationen beweisen, obwohl auch auf dem Marke Pfeifen der beliebten Form mit ähnlichen Blechverzierungen feilgeboten werden. Holz- oder Porzellanpfeifen werden nicht gebraucht.

Wie die Pfeife die unzertrennliche Begleiterin des Mannes ist, ebenso gehört auch das für sie nötige Zeug — der Tabaksbeutel (kapšuk), der Draht zum Reinigen des Tschibuks (protyčka) sowie in früheren Jahren das Feuerzeug (Kieselstein, ein Stückchen Schwamm und ein Stahlstück [kresyło]) — zu dem unzertrennlichen Zubehör seiner Equipierung. Den Pfeifenstocher (Fig. 108) und ein zusammenlegbares Messer pflegt auch heute noch fast ein jeder an einem dünnen Riemen, welcher an dem Gurt befestigt ist, bei sich zu tragen; im Ledergurt älterer Leute findet sich ziemlich oft auch ein Säckchen mit dem Feuerzeug, wenn auch dessen Gebrauch durch die modernen Zündhölzel bereits verdrängt ist. Der Tabaksbeutel ist gewöhnlich aus dem Widderhodensack verfertigt, welcher weißgegerbt und oben mit farbigem Leder oder Stoff verbrämt und vielfach mit farbigen Schnüren oder Fransen geziert ist.

Das weibliche Kostüm unterscheidet sich vom männlichen nur in der Unterkleidung, dem Kopf- und Brustputz. Das weibliche Hemd ist gewöhnlich etwas kürzer als das männliche und zeichnet sich durch gestickte Ärmelansätze (ustavky) aus. Wie aus den hauptsächlich in Mšanec gesammelten Stickmustern zu ersehen ist, steht die bojksische Stickerei im Vergleich zur huzulischen und besonders zur pokutischen auf einer viel niedrigeren Stufe: die Muster sind ärmer an Motiven,



Fig. 56. Männliches Hemd aus Lavočne, auf dem Rücken gefaltet und vorgebunden.

einfacher, die Farben eintöniger; oft wird nur eine einzige, und zwar schwarze Farbe gebraucht; die Ausführung ist roher. Ich weise auf einige Muster, deren Stickerei mit einheimischen, mit Kienruß geschwärzten Fäden ausgeführt wurde — eine Erscheinung, wie sie bei den Reinheit und Farben liebenden Pokutiern oder Huzulen undenkbar wäre. (Siehe Tafel III, Fig. 57—86.)

Der weibliche Unterrock in Mšanec hat zwei Formen: die *malóvanka* für den Alltag und den *farban* (falbane) für die Festtage. Die Malovanka wird aus gewöhnlicher Hausleinwand gemacht, welche durch einheimischen Leinwanddruck mit verschiedenen, ziemlich rohen Mustern verunziert worden ist. Diesen Leinwanddruck besorgen gegenwärtig die Juden; daß er aber kein Import, sondern eine alte lokale Industrie ist, beweisen die lokalen Benennungen für die Muster sowie außer Gebrauch gekommene Druckvorrichtungen (besonders Bretter mit geschnitzten Mustern), welche sich hie und da noch bei Bauern vorfinden. Die Namen der Muster sind in verschiedenen Gegenden verschieden; ich habe nur die aus der Umgegend von Mšanec und Lutovyska gesammelt. (Siehe Tafel IV, Fig. 87—103.) Das Muster wird auf ein 1 m langes und entsprechend breites Brett gezeichnet, dann mit einem Messer oder Meißel geschnitzt, mit einer aus feinem Kienruß und Öl bereiteten Schwärze vermittlems einer Walze belegt und dann auf der etwas angefeuchteten Leinwand wieder mit Hilfe einer Walze abgedruckt. Die Juden, welche sich mit dieser Industrie beschäftigen, heißen »Malari« (Maler) oder »Dymkari« und gehen gewöhnlich mit ihren Vorrichtungen (etliche Bretter, ein paar Walzen und ein Topf mit Schwärze) von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus, für etliche Kreuzer oder Naturalien die Leinwand für diese Malovanky appretierend.

Der Farban ist ein schweres, aus Wolle gewebtes Kleidungsstück. In Dydiova und anderen Dörfern am oberen Stryj und Opir wird unter diesem Unterrock noch ein anderer, etwas längerer, aus weißer Leinwand gemachter Unterrock getragen, der unten eine mehr als handbreite Stickerei hat, welche unter dem kürzeren Farban sichtbar ist. In Dydiova haben wir ein derartiges, sehr interessant gesticktes Unterkleid gekauft, welches nach lokaler Tradition mehr als hundert Jahre alt ist und ausschließlich als Brautkleid für alle Dorf-mädchen auf ihrem Gange zur Einsegnung in die Kirche gedient hat.

Außer diesem Unterkleid tragen die Weiber ein Vortuch aus weißer Leinwand, welches gewöhnlich aus zwei, der Länge nach miteinander durch ein primitives Spitzengeflecht verbundenen Hälften besteht. Der Gürtel ist entweder aus einem Tuchrande (*krajka*), also ein Fabriksprodukt, oder einheimische, speziell gewebte Arbeit. Auf der Brust tragen die Mädchen farbige Glasperlen, ältere Frauen auch echte und unechte Korallen, messingene Kreuze entweder einzeln (größere auf einem besonderen Band) oder, wenn es kleinere sind,

unter die Perlen eingefädelt; ganze Lasten von solchen Kreuzen, wie sie oft die Huzulenfrauen auf ihren Hälsen schleppen, haben wir hier nicht bemerkt. (Fig. 110—115 auf Tafel V.) Mädchen tragen Ringe einheimischer Arbeit; der Bursch, welcher einem Mädchen gefallen möchte, gibt ihr einen Ring; trägt sie ihn am Finger, so ist es ein Zeichen, daß ihr seine Zuneigung lieb ist; verschenkt sie ihn einem anderen, so hat der betreffende Geber nichts zu hoffen. (Fig. 105—107.)

Zu den charakteristischen Merkmalen des Frauenkostüms in der Gegend von Lutovyska gehören die sogenannten Drabynky, Halsbinden aus farbigen Glasperlen geflochten, an ein Stück Tuch oder Leinwand genäht und mit einem Knopf versehen. (Fig. 116 auf Tafel V.) Diese Drabynky werden hier nur von erwachsenen Weibern getragen und bilden in Dörfern, wo sie getragen werden, ein so unentbehrliches Zubehör des weiblichen Kostüms, daß eine Frau, der wir auf dem Marktplatz in Lutovyska ihre Drabynka abkauften, ein wahres Jammergeheul ausstieß. »Ach, Du mein Gott! Nun bin ich vor dem ganzen Dorf geschändet! Wie kann ich mich den Leuten so nackt ohne Drabynka zeigen?« Natürlich hinderte sie das nicht, ihre Drabynka zu verkaufen, nur mußten wir ihr für ihre Schande noch ein Sechserl zulegen. Diese Drabynky, in Lolin (Bezirk Stryj) Šyrynky genannt, entsprechen den bei den Huzulen und Pokutiern üblichen Gerdany. Ein Vergleich der beiden Produkte zeigt von neuem, wie tief die Produkte der Bojken unter jenen ihrer östlichen Nachbarn, sowohl was die Muster, Farbenzusammenstellung, als auch die technische Vollendung (Größe der Glasperlen, Symmetrie und Feinheit der Ausführung) betrifft, stehen. Die geographische Verbreitung dieser Schmuckgegenstände sowie ihre Bestimmung (in Pokutien tragen sie auch junge Bursche um die Hüfte geschlungen) wären noch zu erforschen; die Talbewohner der Bezirke Peremyśl, Sambor, Drohobyč und Stryj kennen dieselben gar nicht.

Der weibliche Kopfputz bietet in den von uns besuchten Gegenden eine große Mannigfaltigkeit der Trachten und würde ein eingehenderes und nach Regionen genau gegliedertes Studium erheischen. Hier sei nur das Augenfälligste herausgegriffen. Der Kopfputz der Mädchen unterscheidet sich wie überall sehr wesentlich vom Kopfputz der verehelichten Weiber. Den Mädchen ist es gestattet, barhäuptig, mit unbedecktem Haar auszugehen, ein Eheweib darf dies nie tun; es ist für sie eine Schande, »mit dem Haar zu leuchten«. Ebenso ist den Mädchen die größte Mannigfaltigkeit und Farbenpracht bei der Anwendung jeglichen Kopfputzes gestattet, während die Weiber auf einfachere, gewöhnlich weiße Kopfbekleidung (rantuch, aus dem deutschen Reintuch) angewiesen sind. Auf dem bloßen Haar, welches auch nicht nach Mädchenart in Zöpfe geflochten werden darf, tragen die Weiber ein Spitzenkappchen (čepecj), welches mit einem drei Finger breiten Tuchstreifen umfaßt wird und gewöhnlich den Kopf vorne bis an die Haarlinie bedeckt.

Über dieses Köppchen wird ein reifenartig, vier Finger breit zusammengelegtes Tuch gelegt und erst darüber ein anderes, weißes oder auch farbiges, kleineres Tuch so geschlungen, daß es unter dem Kinn zusammengebunden wird. Dies ist die gewöhnliche Weiberkopftracht in Mšanec und so mit geringen Abwechslungen dürfte sie auch in anderen Gegenden des Bojkenlandes sein. (Fig. 47.)

Die Mädchen verzieren ihren Kopf auf verschiedene Art. Gewöhnlich flechten sie ihr Haar in einen oder zwei Zöpfe, welche sie frei herabhängend tragen und deren Enden mit farbigen Bändern geziert sind. An Festtagen gehen manche Mädchen mit aufgelöstem und mit Blumen (natürlichen oder künstlichen) und Bändern geziertem Haar. Von Dydiova angefangen, über Lokotj bis nach Lavočne sehen wir bei den Mädchen die bizarre Sitte, ihr natürliches Haar durch künstliches, das heißt durch Geflechte aus rotem Baumwollgarn, um das Zweifache zu verlängern und dieses Geflecht dann um

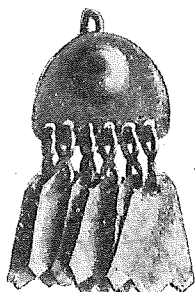


Fig. 104. Ohrgehänge aus Lavočne.

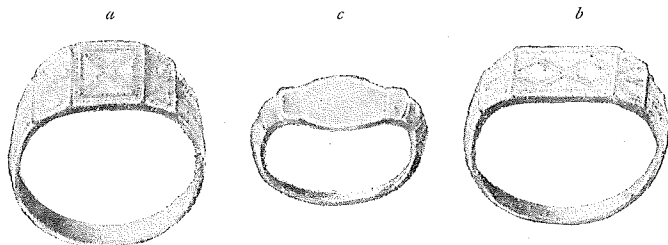


Fig. 105-107. Ringe aus Mšanec, natürliche Größe, *a* und *b* mit Mustern einheimischer Dekoration.

den Kopf geschlungen zu tragen. Je weiter nach Südosten, desto größer werden diese Geflechte, desto mannigfaltiger und glitzernder werden verschiedene Verzierungen, die sie auf denselben tragen. Nur an der äußersten Spitze dieser Reihe, in Lavočne, hat Herr Volkov auch Ohrgehänge bei den Weibern und Mädchen gefunden; im übrigen Bojkenlande, soweit wir es bereist haben, trugen die Frauen keine Ohrgehänge. Diese Ohrgehänge aus Lavočne verdienen wegen ihrer ausgesprochen prähistorischen Form eine besondere Aufmerksamkeit. Sie sind sämtlich Produkte eines einzelnen alten Meisters, des letzten, der sich in dieser Gegend mit Bronzetechnik befaßt, und dürften mit seinem Tode ganz verschwinden. (Fig. 104.)

IV.

Wenn die bojkische Wohnstube, wie gesagt, einen trüben und unerfreulichen Eindruck macht, so ist es ganz anders, wenn man ins Vorhaus, in die Vorratskammer und in den Stall tritt. Das Auge wird von einer Mannigfaltigkeit und Eigenart der darin aufgespeicherten Gegenstände und wirtschaftlichen Vorrichtungen erfreut, welche trotz ihres primitiven Charakters den Eindruck einer Emsigkeit, eines

Ordnungssinnes und einer eminent praktischen Anlage machen. Holz ist das weitaus überwiegende Material, aus dem hier alles gemacht wird. So fallen uns vor allem in die Augen die riesigen Vorrats-tonnen (k a d o v b), jede aus einem einzigen Tannenstamme ausgehöhlt und mit einem Bretterboden versehen, zur Aufbewahrung von Korn und allen anderen möglichen Sachen bestimmt. Manche dieser Tonnen können bis zu zwanzig Koretz fassen. Um sich ihre Größe zu versinnlichen, denke man sich eine Höhe, welche ein großgewachsener Mann nur mit der ausgestreckten Hand erreichen kann, und eine Dicke, welche es einem mittelgewachsenen Manne erlaubt, im Innern der Tonne sich ganz gerade ausgestreckt zu legen. Außer diesen rundbäuchigen Ungeheuern stehen da noch rechtwinkelige Bretterverschlüge (susik) für die Aufbewahrung des Getreides, Kästen mit Deckeln für die Aufbewahrung von Kleidern, größere oder kleinere Fässer, Fäßchen, Zwillingsfäßchen, Körbe und Körbchen, hölzerne Flaschen und Schüsseln sowie verschiedene Vorrichtungen: Joche für Ochsenwagen, Formen zum Gießen der Metallarbeiten, Faßbinder-, Tischler- und anderes Werkzeug, Äxte, Sägen u. s. w. Oben an den Dielen hängen Kleider, auf Bretterpulten liegen Ballen weißer grober Leinwand sowie Tuch einheimischer Fabrikation oder Garn in Bündeln (mitky, połumitky). In den Scheunen und allerlei hinzugebauten Schlupfwinkeln erblicken wir Schiebkarren, Schleifstühle, Vorrichtungen zum Strickdrehen sowie primitive Ochsenwagen, welche noch ausschließlich aus Holz bestehen und deren Eigentümer sich einst humoristisch rühmten, an ihrem Vehikel sei kein einziger Eisen-nagel vorhanden; übrigens sind gegenwärtig Pferdewagen mit modernem Eisenbeschlag keine Seltenheit mehr.

Was an allen diesen Holzprodukten im Vergleich mit analogen huzulischen vor allem auffällt, ist der fast gänzliche Mangel an Dekoration, die gänzliche Unterordnung des Ästhetischen unter das Praktische. Nur hie und da finden sich ganz primitive Ornamente, Punktenreihen, dreieckige Zacken oder geometrische Figuren. Die an den Türen mit einem scharfen Instrument eingeritzten Kreuze in nebenstehenden Formen haben eine mehr religiöse, als ästhetische Bedeutung: es sind Abwehrzeichen gegen die bösen Geister.

Außer dem Holz kommt vielfach Baumrinde und Stroh bei der Verfertigung kleinerer Gegenstände zum Hausgebrauch in Verwendung. Aus Baumrinde werden Trinkgefäße und kleinere, ein bis zwei Liter fassende Gefäße zum Messen des Getreides oder des Mehles verfertigt; aus Stroh, in Mattenart mit Weidenreisern zusammengebunden, größere oder kleinere Fässer, Eimer, Schüsseln und sonstige Behälter, welche natürlich nur für trockene Gegenstände, nicht für Flüssigkeiten gebraucht werden. Strohhüte sind außer Gebrauch gekommen, obwohl die Dorfjungen das Flechten der gezackten Strohbänder, aus welchen solche Stücke genäht werden, noch ganz gut verstehen.

Auch die Metallgegenstände, welche von den Bojken produziert werden, zeigen denselben schwach entwickelten Sinn für die Dekoration, den wir an den Holzprodukten bemerkt haben. Infolge des regen Schafhandels, welchen speziell die Mšanecr Bojken mit den Huzulen treiben, bemerkt man hier, besonders an den messingenen Brustkreuzen, vielfach den Einfluß huzulischer Formen; auch echt huzulische Erzeugnisse kommen hier vor. Doch lassen sich die lokalen Produkte vom huzulischen Import leicht unterscheiden. Während bei den Huzulen die Formen sehr oft übermäßig entwickelt sind, sind die bojkschen Produkte einfach und glatt; es charakterisiert dieselben eine Vorliebe für glatte Flächen, gerade Linien und reines Metall, Kupfer ohne Zinn und Zinn ohne Kupfer; manchmal sieht man, wie Gegenstände aus einem Metall mit Plättchen, Drähten oder Nägeln aus dem anderen geziert werden. Von der bei den Huzulen so beliebten Inkrustation und Intarsion ist hier keine Spur zu bemerken; auch scheinen die Bojken keinen Gefallen an huzulischen mehr farben-glitzernden als praktischen Gegenständen (Stöcken, Tellern und ähnlichem) zu finden, da wir keinen einzigen solchen Gegenstand bei den mit Huzulen verkehrenden Bojken fanden.

Fast in jedem bojkschen Hause befindet sich ein Webstuhl. Die Frauen spinnen sowohl Hanf, Flachs als auch Schafwolle. Ihre Spinnrocken bestehen aus einem einzigen dünnen Haselstocke von etwa $1\frac{1}{2}$ m Länge. An dem einen Ende des Stockes werden mit einer Schnur die Wolle oder die Pflanzenfasern befestigt; das untere Ende des Rockens wird entweder in die Bank, auf der die Spinnerin sitzt, in ein eigens dazu gebohrtes Loch gesteckt, oder wenn sie ausgeht und ihre Handarbeit nicht zurücklassen will, steckt sie sich den Rocken auf der linken Seite hinter den Gürtel und geht so spinnend einher. Sobald die Spinnwirtel voll ist, wird das Garn auf einen meterlangen, mit Querstäbchen versehenen Abwickelstock (*motovylo*) abgewickelt; dieser Stock dient auch zum Messen des Garnes. Diese Meßeinheit bildet der Strähn (*motok*); dieser besteht aus 20 Kleinsträhnen (*pasmó*), und jeder solche Kleinsträhn aus 20 meterlangen Fäden. Fünfzig Strähne geben ein normales, 50 m langes Leinwandstück (*pivsetok*). Die Breite ist konstant und hängt von der Breite des Webstuhles ab. Für schmälere Gewebe, zum Beispiel Handtücher, gibt es spezielle Webstühle.

Eine detaillierte Beschreibung des bojkschen Webstuhles kann ich nicht geben, da ich denselben nie in der Arbeit sah und mit der Manipulation nicht vertraut bin, was doch eine treue und anschauliche Beschreibung bedingt. P. Zubryčkyj sagte mir, daß der bojksche Webstuhl dem huzulischen ganz ähnlich ist, doch dürfte diese Behauptung nicht ganz exakt sein, erstens weil es unter den von uns gekauften losen Bestandteilen verschiedener Webeapparate in Mšanec auch solche Teile gibt, welche in dem vom Professor Šuchevyč in

seiner Huzulščyna beschriebenen Webstuhl kein Analogon haben, und zweitens darum, weil P. Zubryčkyj den huzulischen Webstuhl eben ja nur aus der Beschreibung und Abbildung des Herrn Šuchevyč kennt, und diese Beschreibung, wie mir Kenner versichern, in manchen Punkten irrig ist. Im allgemeinen muß von bojkischen Geweben dasselbe gesagt werden, was auch für alle Produkte ihres Gewerbefleißes gilt: sie halten sich an den praktischen Hausgebrauch und verschmähen alles Malerische und Dekorative; ihre Leinwand und ihr Wolltuch sind grob, einfach, ohne farbige Einschläge, mehr auf Dauerhaftigkeit als auf Schönheit zielend.

Alle diese bojkischen Produkte sind Hausindustrie in des Wortes striktester Bedeutung; jeder macht sie für sich, niemand zum Verkauf. Wegen ihrer Primitivität, wegen Mangels an künstlerischem Instinkt und Geschmack, wie er die huzulischen Produkte auszeichnet, sind diese bojkischen Sachen auf die engste Verbrauchssphäre beschränkt und kommen gewöhnlich sehr selten über die Dorfgrenze hinaus. Dies ist auch für diese Hausindustrie ein sicheres Todesurteil; sie hat bisher keine Expansionskraft, keine Entwicklungsfähigkeit bewiesen und ist schon heute auf dem Aussterbeetat. Nur der Mangel an lebhafterer Kommunikation mit der Außenwelt und die dadurch bedingte zwangsweise Arbeitslosigkeit in langen Wintermonaten halten sie noch am Leben.

Als Landwirte und Bodenbebauer zeichnen sich die Bojken nicht besonders aus. Ihr Boden ist meistens lehmig, steinig und schotterig und wenig ergiebig; erst der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingeführte Kartoffelbau sicherte die hiesige Bevölkerung vor periodischen Hungersnöten, die ihr früher zusetzten, und bedingte ihre größere Vermehrung. Bei Feldarbeiten werden die Bojken, ebenso wie die Huzulen, nur als Mäher geschätzt; dies ist auch natürlich bei ihrer mehr viehzüchtenden und heumähenden, als ackerbautreibenden Lebensweise. Interessant ist der Unterschied zwischen einem heumähenden Bojken und einem Huzulen. Der Bojke mäht aufrecht schreitend, seine Sense ist nur etwas über einen halben Meter, die Handhabe aber etwas über $1\frac{1}{2}$ m lang; der Huzule hat dagegen eine fast meterlange Sense (in den Fabriken werden, wie man mir sagte, spezielle Sensen für sie gemacht), dabei eine nur wenig über einen Meter lange Handhabe und mäht immer mit gebogenen Knien, gleichsam als wollte er sich setzen.

Dafür sind die Bojken ausgezeichnete Viehzüchter. Mit besonderer Vorliebe züchten sie Ochsen und überhaupt Hornvieh, nicht so sehr wegen der Milch, sondern zum Verkauf. So sind denn die Sommer- und Herbstjahrmärkte in den Gebirgsstädtchen Smorže, Borynia und Lutovyska durch die Anzahl und Pracht der von den Bojken zum Verkauf gebotenen Ochsen in Galizien und Ungarn gleich berühmt. Von den hier vorkommenden Hornviehrassen werden hauptsächlich

vier geschätzt: Kajly — die hellgraue, großhörnige Rasse der ungarischen Pušten; Barny — die schwarze, kurzhörnige Gebirgsrasse; Sevky — die dunkelgraue, und Rejty — die rote Rasse. Diese Benennungen selbst zeigen, daß die Unterscheidung der Rassen und ihrer Merkmale den Bojken seit jeher geläufig ist. Als Schafzüchter haben die Bojken nichts Besonderes geleistet und ihre Schafzucht ist auch im Aussterben; sie ist aber wegen verschiedener Überlebensalter kommunistischer Wirtschafts- und Eigentumsformen interessant, doch gehört diese Erscheinung, da wir ihr diesmal keine spezielle Aufmerksamkeit widmen konnten und keine neuen Beobachtungen darüber heimbrachten, einem künftigen Kapitel an.

Trotzdem die Bojken an verschiedenen Gebirgsflüssen und Bächen wohnen, welche einst mit einem großen Reichtum an Edelfischen (Forellen und Äschen) sowie anderen Fischen gesegnet waren und

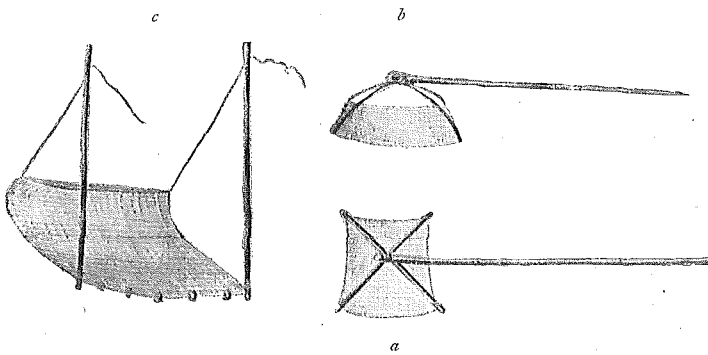


Fig. 117—119. Fischereigeräte. *a* Čerpak aus Mšanec, *b* Užmyk aus Dydiova, *c* Ridfatka aus Dydiova.

auch jetzt noch nicht ganz fischarm sind, so sind sie doch, so weit ich bemerken konnte, keine besonderen Liebhaber der Fischerei. In jedem Dorfe gibt es gewöhnlich nicht mehr als zwei oder drei Fischer; kleinere Netze gibt es in mehreren Häusern, es wird aber nur in Ausnahmismomenten, zum Beispiel bei plötzlich kommendem trübem Wasser, gefischt.

Von den Fischereivorrichtungen habe ich mir drei gemerkt, wovon zwei den bei Talbewohnern üblichen unähnlich sind. In Mšanec, wo nur ein kleiner und sehr fischarmer Bach das Dorf entlang fließt, habe ich nur eine Art Schöpfnetz (čerpak) gefunden, welches auf folgende Art gemacht wird: In eine etwa 2 oder 3 m lange feste Holzstange von der Dicke einer tüchtigen Hopfenstange werden am stärkeren Ende kreuzweise zwei gerade starke Holzstöcke von zirka 60 cm Länge hineingesteckt und befestigt, und zwar so, daß sie ein gleicharmiges Kreuz bilden. An den vier Enden dieses Kreuzes werden die Enden eines quadratischen Netzes festgebunden, welches dem Ende der Stange gegenüber eine kleine Ausbauchung macht. (Siehe Fig. 117 [a].) Mit diesem Netze wird bei trübem Wasser so gefischt,

daß der Fischer am Ufer stehend das Netz derart ins Wasser steckt, daß es mit zwei Enden auf den Boden zu stehen kommt und eine etwas eingebauchte Wand bildet. Nun zieht der Fischer, soweit es der steinige Flußboden zuläßt, das Netz mit der Stange an sich und die Fische, welche bei solchem Wasserstande gewöhnlich beim Ufer Schutz suchen, bleiben im Netz. Etwas ähnlich ist der in Dydiova gebräuchliche *užmyk*. Ein quadratisches, etwa 1·20 *m* im Geviert messendes Netz wird an den Enden an zwei kreuzweise in der Mitte zusammengebundene und bogenweise gelegte elastische, aber dünne Haselstäbe gebunden; dort, wo sich diese Bogen kreuzen, wird eine 3 bis 4 *m* lange, starke und glatte Stange mobil angebunden. (Siehe Fig. 118 [b].) Das Quadrat wird von dem am Ufer stehenden Fischer ins Wasser (es muß natürlich tüchtig trüb sein) platt gelegt und eine Weile ruhig gehalten, bis sich etwa im Wasser herumschwimmende Fische über dem Quadrat eindringen; dann wird das Netz emporgehoben und ans Ufer gelegt und die Fische herausgenommen. Das Netz, mit welchem man in Dydiova bei klarem Wasser fischt, heißt *ridfatka* und wird so konstruiert: an den unteren Enden von zwei starken, etwa 1½ *m* langen Stäben wird ein etwa 2 *m* breites Netz mit Senkgewichten (*hruzyła*) befestigt. An die oberen Enden des quadratförmigen Netzes sind längere Schnüre angebunden, deren andere Enden am oberen Ende der Stäbe befestigt sind. Dadurch hängt das obere Ende des Netzes ganz lose und wird im Wasser von der heftigen Strömung ausgebaucht und weggetragen (Fig. 119 [c]). Mit diesem Netze gehen zwei Fischer ins Wasser; jeder hält einen Stab in der Hand und reguliert vermittle der Schnur das obere Ende des Netzes so, daß es der Tiefe des Wassers entsprechend bald höher gehoben, bald niedriger gelassen wird und sein Rand immer an der Wasseroberfläche, nie aber über derselben bleibt. Mit Füßen und Stöcken treiben sie gleichzeitig die im Wasser herumschwimmenden Fische ins Netz. Spezialisten gebrauchen auch selbstgefertigte Angelhaken — die fabriksmäßigen verachten sie — fischen auch wohl mit den Händen, indem sie inmitten der am Fußboden liegenden Steine ihnen bekannte Schlupfwinkel aufsuchen und sich dort verbergende Fische herausnehmen. Natürlich genießen sie die Fische fast nie selbst, sondern verkaufen sie, oft für ein Gläschen Schnaps, meistens den Dorfjuden.

Die eminent praktische Anlage der Bojken zeigt sich nirgends glänzender, als in der Organisation ihrer speziellen Handelskolonie, welche die Gestalten dieser unserer Gebirgsbewohner im ganzen Lande und auch weit über seine Grenzen populär gemacht hat. Zwei Dörfer, welche den Endpunkt unserer Expedition bildeten, Synevidsko Vyžne und Synevidsko Nyžne, befassen sich seit Menschengedenken mit dem Importhandel: sie führen ungarische Früchte, Zwetschken, Nüsse, Kastanien und Weinreben ein, errichten ihre

Stände in allen größeren galizischen Städten oder gehen auch damit hausieren. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts haben sie ihren Handel auch auf Rumänien, Südrußland und das Königreich Polen ausgedehnt und eine Art genossenschaftlicher Organisation geschaffen, welche aber bisher nicht näher erforscht worden ist. Da sich mehr als die Hälfte der gesamten männlichen Bevölkerung jener Dörfer mit diesem Handel im Laufe des ganzen Jahres beschäftigt, so mußte dies auch zu merkwürdigen Modifikationen ihres Familien- und Wirtschaftslebens führen, doch sind leider auch diese Erscheinungen bisher unerforscht geblieben. Als ein kleiner Beitrag dazu mögen einige Exzerpte aus der im Jahre 1841 an die Stryjer Bezirkshauptmannschaft von dem Synevidskoer Pfarrer Lukas Dankevych eingereichten Denkschrift dienen, in der dieser sonst tüchtige Mann und sogar talentierte Dichter die Zustände seiner Pfarre schildert.

»Die Einwohner von beiden Synevidsko mit Einschluß der Ortschaften Mezybrody und Tyšivnycia sollen seit undenklichen Zeiten einen Ausfuhrhandel aus Ungarn geführt haben. Sie setzten aber ihre eingeführten Waren meistens zu Hause an die Juden ab, erst später fingen sie an, Nüsse und Zwetschen, in neuerer Zeit auch Weintrauben nach Lemberg und anderen Städten zu verführen. So ungefähr verhielten sich ihre Handlungsgeschäfte mit einem leidlichen Gewinn bis zum Jahre 1831. In diesem verhängnisvollen Jahre hauste die schreckliche Cholera am heftigsten in Synevidsko, weswegen die meisten, noch ziemlich blühenden Wirtschaften auf junge, unerfahrene Wirte übergingen, welche der Wirtschaftsführung allein nicht gewachsen, aber auch zu dem Handel ohne Erfahrung waren; dennoch griffen sie dazu mit einer besonderen Hast und richteten sich dadurch vollends zugrunde. Denn abgesehen davon, daß sie bei gegenwärtig so rasch geänderten Zeitumständen, eingeengten Bedürfnissen, zugenommener Konkurrenz und raffinierter Spekulation der mit nämlichen Artikeln, aber in größerem Umfange handelnden Juden einerseits und ihrer gänzlichen Unbehilflichkeit schon wegen der Unkunde des Lesens und Schreibens, ihres Hanges zur Schwelgerei und gänzlichen Mangels an Barschaft zu solchen Unternehmungen andererseits einen gewinnbringenden Handel zu führen gar nicht mehr geeignet sind, so wirkt diese unbeschränkte Handlungsfreiheit auf ihren physischen und moralischen Zustand noch überdies vielfältig nachteilig ein. Und zwar: Indem sie sich dadurch dem Ackerbau entziehen und entwöhnen, zur Trunkenheit die häufigste Veranlassung und Gelegenheit dabei finden, der Verführung und dem Ärgernis der Hauptstadt sich bloßgeben, ihren sich selbst überlassenen Weibern und Kindern zu einem unmoralischen Lebenswandel Anlaß geben und sich dem ihnen am meisten unentbehrlichen Unterricht in der Christenlehre monatelang entziehen. Der Hang zur behaglicheren Handelschaft muß die

schwache Vorliebe für die schwere Wirtschaftsarbeit in ihnen gänzlich ersticken. Nur mit Widerwillen legt er die Hand an den Pflug. Im Winter jeder Arbeit entwöhnt, bestellt er im Frühjahr nur kümmerlich und nachlässig sein Feld, überläßt den Sommer hindurch fast jede Feldarbeit dem mit kleinen Kindern überbürdeten Weibe oder einem trägen, unerfahrenen Knechte; selbst der Wirtschaft gänzlich abgestorben, bringt er die kostbarste Zeit im Wirtshause zu. Mit Annäherung des Herbstes regt sich in ihm immer lebhafter der unselige Hang, in die Fremde zu ziehen. Mit Eilfertigkeit führt er die noch nicht ganz trockenen und alle Jahre abnehmenden Feldfrüchte ein, bestellt mit noch größerer Eile und Nachlässigkeit die Winteraussaat oder unterläßt sie auch gänzlich, und nun geht sein ganzes Sinnen und Trachten dahin, um Geld auszuborgen, mag er auch die höchsten Zinsen dafür bezahlen. Gelingt es ihm, dann begeht er ein mehrtägiges Fest, wo unter Zechen mit Gefährten der Gewinn im voraus berechnet, vom ausgeborgten Gelde gleich abgezogen und zur Belustigung, dann und wann wohl auch zur Bestreitung dringender Bedürfnisse verwendet wird. Mit der übrigen Barschaft zieht nun der neubelebte Kaufmann voll Freude und Hoffnung nach Ungarn, kommt von dort zurück, nicht minder auf seine teuer eingekauften Waren zechend, eilt dann nach Lemberg oder nach anderen Städten, um seine Waren abzusetzen. Unterdessen verkürzt sich die zurückgelassene Wirtin die langweilige Winterszeit zu Hause mit Bekannten und Freundinnen u. s. w.«

Inwieweit die Beobachtungen des P. Dankevych im Jahre 1841 richtig waren, bleibe dahingestellt. Wer aber heutzutage die Dörfer Synevidsko Vyžne und Nyžne in einem verhältnismäßig blühenden Zustand sieht und dazu bedenkt, daß die jüdische Konkurrenz in den von den Bojken eingeführten Artikeln längst verschwunden ist, daß auch jüdische Wucherer ihren Handel nicht aussaugen, daß sich die handelsbeflissenen Bojken durch große Nüchternheit, Warenkenntnis, geschäftliche Pünktlichkeit und Solidarität auszeichnen, der wird in den Drohungen und Prophezeiungen des erbitterten Pfarrers nichts als Auslassungen eines engherzigen, den Bedürfnissen des ökonomischen Lebens ganz verständnislos gegenüberstehenden Moralisten sehen. Jedenfalls werfen aber seine Auslassungen einiges Licht auf die früheren Entwicklungsphasen jener bojkischen Handelskompagnie, deren nähere Erforschung für einen Volkswirt sowie für den Ethnologen eine dankbare Aufgabe wäre.

Lemberg, am 30. Mai 1905.

II. Kleine Mitteilungen.

Leichenbretter in Saalfelden.

Von K. A. Romstorfer, Salzburg.

Wiederholt wurde in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ der sogenannten Leichenbretter gedacht, die namentlich im Böhmerwalde und im Salzburgischen zu finden sind; unter anderem schrieb Fr. Stolz im Jahrgange 1903 über „Die Leichenbretter im Mittelpinzgau“.

Ich habe mir kürzlich von einigen typischen Leichenbrettern aus derselben Gegend, und zwar aus Saalfelden, Abschriften angefertigt und will dieselben im Originaltext und in der Voraussetzung mitteilen, daß sie dem Verein für österreichische Volkskunde noch nicht bekannt sind.

Sie befinden sich außerhalb des genannten Ortes an einer kleinen, aus Blockholz errichteten, mit steinbeschwertem Dache versehenen Feldscheuer, welche unmittelbar an der nach Lofer führenden Straße steht. Diese horizontal befestigten Bretter sind sämtlich unangestrichen. Die Schrift ist schwarz, in Kurrent-Drucklettern hergestellt. Die meisten Bretter sind durch zwei vertikale Linien derart geteilt, daß ein nahezu quadratisches Mittelfeld, ferner zwei längliche Seitenfelder entstehen. In mehreren Fällen rändert eine einfache schwarze Linie das Brett ein; die Ecken sind bei einzelnen mit ganz einfachen Verzierungen versehen.

- Nr. 1. Im Mittelfelde die Buchstaben **IHS**, auf dem Mittelbalken des **H** ein Kreuz aufstehend, unter diesem Mittelbalken drei Nägel vom Kreuze Christi; die Buchstaben umgeben von einem grün gemalten Kranze, dessen Blätter teilweise schwarz konturiert und mit Rippen versehen erscheinen.

Links:

Leichbret
des geerten

Peter Hirschbichler

Exenleibbauer in Bachwinkl

gestorben den 13. Februar 1890, 53 Jahr alt.

Gott gib im die ewig Ruhe. Amen.

Rechts:

Unheilba ist die Wunde
Die dein zufrüher Tod uns Schlagt
Ewig schmerzlich ist die Stunde
Als man dich zum Grabe trug
Mutter Kinder trocknet euch die Träne ab
Und besuchet oft mein Grab.

- Nr. 2. Im Mittelfelde der verschlungene Name Mariens, von einem gleichfärbig grünen Kranze umgeben.

Links:

Leichbret

Der Elisabeth Ebster geweste

Schmitzbäuerin zu Mayerhofen

gestorben den 10. April 1888

in ihren 57. Lebens-Jahr.

Rechts:

Ruhe samft o ruhe in Friden
Du Edle stetz von uns beweint
Auf ewig sind wir nicht geschiden
Einst werden wir mit dir Vereint
Her schenk ih die ewige Ruhe. Amen.

Nr. 3. Ohne Feldereinteilung mit der Inschrift:

Leichbret

Der Tugendsame Maria Herbst welche gestorben ist
Den 26. März 1866 in 52. Jahre ihres Lebens
Gott schenke ihr die ewige Ruhe. Amen.

Nr. 4. Nahezu wie Nr. 2; der Umfang des Brettes ist zudem mit einer
blauen Linie gerändert.

Links:

Leichbret

Der ehren geachte
Maria Schmiderer
geweste Birführerin in Marzon
gestorben den 14. März 1892
ihres Leben 74 Jahre alt.

Rechts:

Ruh sanft in kühlen Schoß der Erde
Und bitte dort für uns bei Gott
Daß uns auch einsen Allen werde
Nach diesen Lebenskampf ein guter Tod
Herr schenke ihr die ewige Ruhe. Amen.

† † †

Nr. 5. Ohne Feldereinteilung:

Leichbret

Der ehrengedachte Nothburga Rainer
Austragbäuerin von Schmitzbauer in Mayrhofen
welche gestorben ist den .. November 1881 in 79. Lebensjahr.
Herr schenke ihr die ewige Ruhe. Amen. † † †

Nr. 6. Dreigeteilt, jedes Feld für sich gerändert, blaue Eckverzierungen;
im Mittelfelde der Name Mariens.

Links:

Leichbret

der ehrengedachte
Maria Hirschbichler
Exleitenbäuerin, gestorben
am 15. Februar 1892 in 49 Jahr alt
O Herr gib ihr die ewige Ruhe. Amen.

Rechts:

Ruhe sanft o ruhe in Frieden
Du Edle stets von uns beweint
Auf ewig sind wir nicht geschieden
Einst werden wir mit Dir vereint
Duldend schwerer Krankheit Schmerzen
Gingst Du ein zur ewigen Ruh
Der Weg ist rauh das Ziel so hoch
Mit Gottes Gnaden erreich ichs doch.

Nr. 7 bis 10. Ohne Feldereinteilung:

Christliches Andenken

des geehrten

Josef Ebster

gewest. Schmidtbauer zu Mairhofen
starb am 25. Jänner 1895 alt 84 Jahre
R. i. P.

† † †

Kath von gest. 1862 im 75. Lebensjahr. R. i. P.

Leichladen des Josef Reiner
alt 59 Jahr Schmid Bauer zu Mailhofen
18 † † † 62

Leichladen des Ehrn geachten
Sebastian Dürnberger gestorben 26. November 1863
im 68^{ten} Lebensjahr R. I. P. † † †

Nr. 11. Bloß zweigeteilt, jedes Feld für sich noch gerändert.

Links: Anteken
der ehren geachten Barbra Krenn
gewesne Mißerbaierin in Wiesing
welche gestorben den 14. November 1882
in ihren 71^{ten} Lebensjahr.

Rechts: Schmerzhaft war die Lebenszeit
Samft jedoch ihr Ende
Getrost gab sie den Geist bereit
In ihres Schöpfers Hände
Herr gib ihr die ewige Ruh. Amen.

Nr. 12, ähnlich wie Nr. 11.

Links: Andeken
den ehrengachten Johann Schreder
Brüggelbrenner Bauer in Wising
welcher gebor am 11. Jänner 1837
gestorben den 10. Dezember 1882.

Rechts: Den Glauben treu im Leiden
Ferließest du die Welt
Und bist zur ewigen Freuden
Den Heiligen zugestellt
Gott schenk im die ewige Ruhe. Amen.

Nr. 13. Ohne Felderteilung, größtenteils unleserlich:

Links: Leichbret
des 18 Joachim Möschl 60

Rechts: (Vierzeiliger Vers).

Etwa zehn Minuten weiter findet man an einem großen Bauernhause drei und vis-à-vis an einer größeren Scheuer (abgesehen von zwei bereits herabgefallenen) noch 23 Leichenbretter. Darunter ist ein Brett, das eine vertikale Lage besitzt und demgemäß nach der Quere beschrieben ist. Die meisten Inschriften sind hier schon unleserlich, da die Bretter geringen Schutz gegen Regen und Wind besitzen.

Das Wirtschaftsgebäude des nächsten Bauernhauses trägt an der Wetterseite 19 (ziemlich verwitterten) Leichenbretter, während sich am Bauernhausgiebel selbst drei Bretter in ganz geschützter Lage befinden, nach deren gelber Farbe zu schließen sie aus Lärchen- oder Zierbelkieferholz hergestellt sein dürften.

Auch die Bauernhäuser und deren Wirtschaftsgebäude in den nun folgenden kleinen Ortsgemeinden Wiesing etc. besitzen zahlreiche Leichenbretter, von denen einzelne, wie es scheint, mit gelber Farbe gestrichen und oft recht zierlich, teilweise auch ausgeschweift, gehalten sind.

Die Sitte, Leichenbretter auf am Wege gelegenen Gebäuden anzubringen, wiederholt sich sodann auch in Lofen und des weiteren namentlich in Unken, über welchen ebenfalls im Saalachtale gelegenen Ort die Straße nach Reichenhall führt. In Unken speziell wurde mir berichtet, daß der Gebrauch der hier ganz besonders zierlich erscheinenden Leichenbretter im Orte sowie in dessen Umgebung ein allgemeiner ist.

Das typische Bauernhaus im Böhmerwalde.

Von Josef Schramek, Freieung.

(Mit 1 Textabbildung.)

In meinem Aufsatze „Das typische Bauernhaus im Böhmerwalde“ (diese Zeitschrift, Band IX, S. 1 ff) sind die allgemeinen Merkmale des typischen Böhmerwaldhochgebirgshauses angeführt und die Details desselben bezüglich Anlage, Größenverhältnisse, Raumverteilung etc. geschildert und durch erläuternde Skizzen veranschaulicht worden.

Im folgenden soll das typische Böhmerwaldhaus als Ganzes dargestellt und auf seine Eigentümlichkeiten und an mehreren Beispielen auf die rein äußerlichen Unterschiede sonst grundrißgleicher Bauernhäuser hingewiesen werden.

Die Stube des Bauernhauses ist, weil gezimmert, im Winter warm und im Sommer kühl; von früh bis spät nachmittags scheint die Sonne in dieselbe. In der angrenzenden

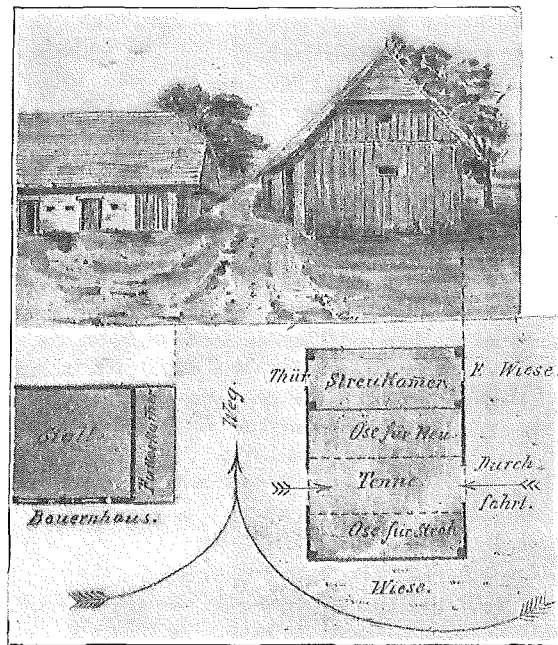


Fig. 120. Scheuer und Schuppen des Schmalzelhauses am Fahrenberg.

Kammer stehen die Milchtöpfe, der Topfen, der Bottich mit dem Sauerkraut und andere Speisevorräte. Aus der Kammer gelangt man in den halb unterirdischen und oben mit dichtem Rasen belegten Keller, in welchem die unentbehrlichen Erdäpfel (Treräpf'ln, ortsweise auch Apun genannt) lagern.

Geht man aus der Stube in den Gang, so kann man linker Hand in die „schwarze Kuch'l“, die Sommerküche, in deren Rauchfang das Rauchfleisch hängt, und in das „Stüb'l“, wo die Ausgedingler leben, gelangen.

Die Tür gegenüber führt in den Stall, aus dem man wieder in die Futterkammer („Gsothkammer“), in welcher das vom Stallboden herabgeworfene Heu und Stroh für das Vieh kleingehackt wird, gelangt.

Da das Wasser zum Trinken, Kochen und Scheuern sowie auch fürs Vieh aus nächster Nähe beschafft werden kann und der Mist bloß über die „Gred“ herabgeworfen zu werden braucht, das Holz (welches im Sommer und Herbst herbeigeschafft, kleingemacht und an den Fensterwänden aufgeschichtet wurde) gleichfalls bei der Hand ist, das nötige Heu und Stroh für den Winterbedarf auf dem Stallboden lagert, die Kühe nur

wenige Schritte entfernt im Hausstalle das Hauptnährmittel, die Milch und das aus der Milchbutter erzeugtes Schmalz liefern, die überdachte „Gred“ auch bei Regen und Schneefall ein Umhergehen vor dem Hause gestattet, so erweist sich das Böhmerwaldbauernhaus als rechter und wahrer Utilitätsbau, und seine Bewohner können nötigenfalls, mag es draußen noch so stürmen und schneien, mag der Schnee auch mehrere Meter hoch auf den Fluren liegen, getrost zu Hause bleiben, und selbst der Glockenstrang hängt vom Türmchen durch den Dachboden und die Stubendecke in die Stube hinab, wo man nach ihm zum Gebet- und Ausläuten nur die Hand auszustrecken braucht. (In jedem Dorfe, welches weder Kirche noch Kapelle hat — und das ist bei der großen Mehrzahl der Dörfer der Fall — gibt es ein Haus mit dem „Glöck'l am Dach“.) Da die Gred, welche meist unverschalt ist, dennoch nicht immer genügenden Schutz gegen das „Wachelwetter“ bietet, so wird sie bei Anbruch des Winters oft durch minderwertige Bretter oder entästete Waldbäumchen und Reissig verbaut.

Die Scheuer und der Schupfen sind oft an der Nordseite angebaut; oft stehen sie auch, wie beim Schmalzelhause am Fahrenberg (zwischen Eisenstein und Stubenbach), einige Schritte (nördlich) vom Hause entfernt und führt ein schmaler Fahrweg zwischen beiden hindurch. Da die Scheuer, in deren Mitte die Tenne ist, manchmal sehr groß und sehr hoch ist, wie zum Beispiel bei dem eben erwähnten Schmalzelhause, somit in ihrem ganzen Baue nichts Besonderes und Eigentümliches an sich hat, so dürfte nachfolgende Skizze (Fig. 120) einer solchen genügen. Schupfen und Streukammer sind je nach Gelegenheit an- und eingebaut und bieten nichts Bemerkenswerthes, jedenfalls nichts Typisches. — Der Schweinestall pflegt, wenn die Scheuer an das Wohnhaus angebaut ist, in der Ecke, wo beide zusammenstoßen, angebaut zu werden oder an einem sonst passenden Orte. Wo Bienenstände vorkommen, was aber wegen des langen und rauhen Winters (Ausfrieren der Stöcke) und der kurzen Flugzeit selten ist, sucht man ihnen ein passendes, gegen Stürme geschütztes Plätzchen im Hausgärtchen, welches zumeist nur ein Wiesengärtchen ist und nur in besseren Lagen Obstbäume und Blumen („Rous'n“) enthält. (Für die Krautpflanzen zäunt man irgendwo ein kleines Stückchen Feld ein.) Die Hühner halten sich über Sommer im Stall, im Winter in der Stube — in der Steige — auf. Schafe haben, wo solche gehalten werden, wie die Schweine einen eigenen angebauten Stall. Gänse und Tauben werden selten, Enten fast nie gehalten.

Zumeist ist auch ein Abort vorhanden und steht dann derselbe gewöhnlich in der Nähe der Miststätte.

Schließlich wird auch überall, wo es möglich ist, eine Wasserschwelle unterhalb des Hofes angebracht.

*

Im Grunde genommen recht kleine und bloß äußerliche Unterschiede verleihen doch oft den Böhmerwaldhäusern bei sonst völliger Grundrißgleichheit verschiedenes Aussehen. Sind die bald weniger, bald mehr behauenen Zimmerstämme bloß oder, was sehr oft der Fall ist, mit Schindelbrettern oder mit Latten bekleidet oder gar angeworfen und geweißt; ist die Gred zum Teil oder ganz verschalt oder durch eine Mauer zur Hälfte abgeschlossen; ist eine Pablatsche mit oder ohne Fenster vorhanden, ist ein Glockentürmchen am Dache oder nicht, sind die Nebengebäude (Scheuer, Schupfen) oder das „I-Häus'l“ (Inwohnerhaus) an- oder vorgebaut, oder bildet alles einen halbgeschlossenen Hof zusammen — der Kombinationen dieser Nebenumstände gibt es viele — immer macht das Ganze einen anderen Eindruck.

So eigenartig ein Kleinbauernhaus mit verschaltem Dachvorsprung („Überschuß“) und teilweise verschalter Gred aussieht, ist doch sein Stil im wesentlichen jenem der Häuser des Straßendorfes gleich; insbesondere sind es die Grundrisse, welche die gleichen Raumverteilungen und Dimensionen zeigen (und der Grundriß ist das Hauptmerkmal eines Stils, wofür nicht darunter das rein architektonische Äußere, sondern die Gesamtsumme aller wichtigen Baumerkmale verstanden wird).

Die Haustüren sind auch bei den Straßendorfhäusern nach Osten — oder doch nach Südost — gerichtet; links sind die Wohnräume, rechts, nur durch den Hausflur getrennt, die Stallungen; an diese angebaut sind die Scheuern und Schupfen. Kein Haus ist ein- oder mehrstöckig (das Dachzimmer des mittleren Hauses ist nur ein späterer Einbau), die Dachkonstruktion ist dieselbe etc.

Allerdings, die Wände sind angeworfen und geweißt oder gar gemauert und infolge von Teilung und Platzmangel andere Häuser dazwischen und vorgebaut worden; behält man aber den typischen Baustil im Auge und betrachtet man die Häuser genauer, so findet man, daß sich der ursprüngliche Stil auch hier nicht verleugnet und erkennbar ist.

Im allgemeinen kann man sagen, daß das als typisch angeführte Böhmerwaldhaus im ganzen Böhmerwalde von Neuern bis weit über den Kubany hin, vom Fuße des Grenzwaldes bis zum Kamme desselben überall ganz rein oder doch nur in den oben erwähnten geringfügigen Äußerlichkeiten differierend gefunden wird, und zwar in der weitaus überwiegenden Mehrzahl.

Sprichwörter im Böhmerwald.

Gesammelt von Marie Bayerl-Schwejda, Silberberg.

's Herz hot koi Fensta net.

„Glei und glei g'sellt si gern“, sogt d'r Tuifl zum Kohlenbrenna.

Wo d'r Hund frisst, dort muss er bellen.

Uebers Mass sprengt das Fass.

Wej d'r Mo, so d'r Bräu (Brauch). Wej d' Lait, so d'r Zaich (das Zeug).

Ma kann wej long am grünen Bam sitzen, bevor er odorrt.

Wenn ma 'n Håsen nennt, so kimmt 'r g'rennt.

Wo d'r Hås äusfschluift, durt wohnt 'r gern.

Schafft Gott a Hasl, so schafft er auch a Grasl.

Wos ma g'lernt hot, frisst ka Broud net.

Wenn d'r Bettelmo afs Pferd kimmt, so kann iem kan Tuifl net reiten.

In d'r Noujet (Nähe) is guat schuissn und in d'r Weiten is guat luign.

's Weiberstern bringt 'n Mo net ins Verderm, oba 's Rossverrecka kann den Bauern erschrecka.

Will unser Herrgott en Noarrn hab'n, so losst er 'n Mo 's Wä sterm.

Wej die Otten sunge, so zwiegezn die Jungen.

Für die Dummheit is ka Kraut net g'wochen.

Die Dummheit und d'r Schubkoarrn gehn imma voro(n).

Wenn's in d' Hoar schnäbt, so g'frärt's in d'r Hosen.

Wird scho wer'n, sogt d'r Fuchs zum Bär'n.

Mit grossen Herr'n is net guat Kirschen ess'n, die werfend iem glä d' Stingeln ins G'sicht.

Wärst net afg'stieg'n, wärst net obag'foll'n.

Wer sich mischt unter die Klei', den fressen die Säu'.

Wer wos gibt, der liegt im Himmelbett, wer nix gibt, der liegt im Saudreck und is mit a Schofhaut zoudeckt.

Ums Geld pfeifen's iem z' Nürnberg.

Geld regiert die Welt.

Der Oane hot den Baitl, der Ondre hot dos Geld.

Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz.

Wer's Kleine nicht ehrt, ist des Grossen nicht werth.

Der Pfortl (Vorthail) treibt 's Handwerk.

Wer net lügen kann, is ka rechta Handwerka.

A Nudlbrett und a Ausred' findt ma in jedem Haus.

A Maus, wos ka Lo, und a Wä, wos ka Ausred' net findt, dö san Beide für nix.

Einmal gut ist immer gut.

Wos ma net woass, mocht iem net hoass.

In d' Händ' speiben (spucken) und in d' Oarbeit sch

„Do a Bröckal, durt a Fleckal, krejgt ma Wä a a Röckal,“ sogt d'r Schneida.
 's olte Wä hot g'sogt: „Je weita, je läda“ (leider, schlechter).
 Wer net kommt zur rechten Zeit, muss warten, bis was übrig bleibt.
 Nur Geduld, d'r Himmel braucht G'wolt.
 Bei oaner Rehn (Reine, Pfanne) voll Ludeln kimmt's af a Händ' voll nimma zom.
 Wer long frogt (im Sinne von: Wer lange nicht fragt) gejt weit irr.
 Wo a Kathl im Haus is, braucht ma im zehnten Haus kan Hund.
 Neunerlei Handwerka (Handwerk, Beruf) frisst 's zehnte af.
 Wenn d'r Kopf weg is, hot d'r Oa Feierabend.
 Wer zum Schubkoarrn gebor'n is, kimmt san Leto (Lebtag) af kan Wägen.
 A Nöjd's mou sölt schau'n, wej'r san Leben furtbringt.
 Viel Lait', viel Sinn. (Viel Köpf', viel Sinn.)
 Viel Lait versteh'n viel.
 Unrecht Gut thut selten gut, am End' geht's in n'en Fingerhut.
 Uebergeben und nimmer leben. (Sprichwort der Ausgedinger.)
 Wer's Maul aufthut, braucht den Baitl net aufzuthun.
 Was z' vüll is, is ung'sund.
 Drei Viertel is ka Ell'n.
 Z' weng und z' vüll is jeden Noarrn son Züll.
 Was man lernt und kann, trägt man nicht schwer daran.
 Ein' grosser Vogel braucht ein grosses Nest.
 Nix verhaut, nur a ondres Holz her. (Bei einem Misserfolge.)
 Wer viel Angst hat, muss viel zittern.
 Wie der Acker, so die Ruben, wie der Vater so die Buben.
 Aus en Spottmaul kimmt a Spottred', und ein Ehrenmensch, der achtet's net.
 Wo a nissiga Richta is, is a lausige Gmoi(n) (Gemeinde).
 Das sind die schlimmsten Hunde, die sich selber beissen.
 Wos z' schwar is, mou m'r lieg'n lossen.
 Wenn's net brennt, so raucht's.
 Mit der Oan wischt m'r d' Bänk' o, mit der Ondrn setzt ma si.
 (Dies gilt von einem Witwer, der zum zweiten Male heiratet).
 Kleine Kinder, kleine Sorgen; grosse Kinder, grosse Sorgen.
 Kauf bricht alle Rechte.

Die Johannis- und Sonnwendfeier bei den Slowenen (Kres ali Ivanje*).

Von Professor Dr. L. Karl Moser, Triest.

Nach glaubwürdigen Beweisen hatten die Vorfahren der Slawen in der heidnischen Periode einen großen Nationalfeiertag (Kres), das ist die Zeit, wo nach dem längsten die Tage wieder kürzer werden, gefeiert, zur Zeit unseres gewöhnlichen Kres ali Ivanje, und dies zu Ehren der wohlthuenden Sonne, wie einer Göttin. Zu diesem Zwecke haben sie am Abend vor diesem Tage den Kres**) angezündet, um den sie herumtanzten und über den sie sprangen (siehe Miklosich: Lexikon der altslawischen Sprache).

In einigen slowenischen Gegenden, zum Beispiel in Seisenberg und Reifnitz, geht man an diesem Tage auf den Äckern herum, besprengt sie mit Weihwasser und steckt nach alter Sitte einen Eschenzweig (mljaček) am Ende der Äcker***).

In allen slowenischen Landen werden an diesem Abend unter die Dächer, an Türen, Ritzen und Fenstern Blumen oder Sträusse angesteckt. Mit Vorliebe werden in

*) Im Auszuge und übersetzt mit einigen Zusätzen aus dem Slowenischen von Navratil: Slovenske narodne vraze in prazne vere = Slowenischer Volksaberglauben und leere Glauben, enthalten im Letopis matice slovenske. Laibach 1887. Nationaldruckerei.

**) Kres von Kresati = Feuer machen. Kremen = der Feuerstein und Kresnice = Johanniskäfer. Für Kremen ist auch Kresie, Kamen gebräuchlich.

***) Nach Erzählung des Pfarrers Hochwürden P. Kjuder in Barcola ist diese Sitte auch in Kazle bei Storje üblich.

der Gegend von Störje Orakelblumen dazu verwendet, doch auch Adlersaumfarn Johanniskraut, im allgemeinen gelbe Blumen, zum Beispiel das echte Labkraut (*Gallium verum* L.) und Johanniskraut (*Hypericum perforatum*), welche Pflanzen man auf den Boden streut. Im Wippachthale werfen die Mädchen Blumensträußchen dreimal auf das Dach des Hauses, bleibt es oben, ist Heirat zu gewärtigen.**) Auch besteht der Aberglaube, daß man am Leben bleibe, wenn der Kopf des Straußes nach oben gerichtet ist, bei umgekehrter Stellung stehe der Tod bevor. Für junge Mädchen gilt aber der umgekehrte Fall.

Bei den Serben ist hauptsächlich das *Gallium* in Gebrauch. Serben sowie auch Bulgaren glauben durch Kränze von dieser Blume das Vieh vor bösen Geistern zu schützen. Bei den Tschechen werfen die Mädchen den Strauß rücklings über den Kopf nach einem Baume; bleibt er hängen, bedeute dies Heirat.

Im Wippachthale und an anderen Orten Krains pflegt man am Vorabend Kränze an Fenster und Türpfosten zu hängen, die man aufbewahrt und gelegentlich als stärkendes Mittel verwendet. Wenn zum Beispiel die Kuh keine Milch gibt, räuchert man ihren Euter damit an. Im Wippachischen wird auch das Vieh an diesem Morgen mit Weihwasser besprengt und dann erst auf die Weide getrieben. In Kozle wird das Vieh auch in der Johannisnacht im Freien belassen.

Die Tschechen gürten sich an diesem Tage mit *Artemisia*, was vor Hexerei und anderen Unglücksfällen bewahren soll; die Russen dagegen glauben, daß diese Pflanze nur dann eine Kraft habe, wenn man sie am Johannisabende pflückt und werfen sie ins Feuer während eines Gewitters.***)

Bei den Deutschen ist das Johanniskraut (*Hyper. perfor.*) eine Blume, welche den Teufel ekelt, daher der deutsche Name für diese Blume, Jageteufel und Teufelsflucht, weil sie vom Blute des heiligen Johannes entstanden sein soll.***) Der Teufel wollte diese Blume dadurch vernichten, daß er mit der Nadel in ihre Blätter viele kleine Löcher machte. Slawen, wie Germanen hatten dieser Pflanze zur Zeit der Sommersonnenwende eine besondere Heilkraft zugeschrieben. Sie galt als ein treffliches Mittel gegen Zauberei und den Teufel selbst. Der Saft dieser Pflanze werde den Hexen eingegeben, damit sie bei der Tortur die Wahrheit sagen und die Gewalt des Teufels in den Gefolterten vernichtet werde. Diese mit goldgelben Blumen sich schmückende Pflanze wurde bei dem großen Feste der Sommersonnenwende, wobei man die Verehrung der Sonne durch angezündete Feuer zum Ausdruck brachte, zum Schmucke der Götterbilder, Altäre und Opfertiere verwendet. In späterer Zeit traten an Stelle dieses Festes die Johannisfeuer, und jeder, der um die Johannisfeuer tanzte, mußte einen Kranz dieses blühenden Krautes, die sogenannte Johanniskrone, tragen; seit dieser Zeit heißt diese Pflanze Johanniskraut. Doch auch andere Pflanzen, wie zum Beispiel *Cichorium*, die Wegwarte, mußte zur Sonnenwende (Johannis) um 12 Uhr gegraben werden und hatte dann wundervolle Zauberkräfte. Selbst Paracelsus sagt noch, daß sich die Wurzel nach sieben Jahren in einen Vogel verwandle.

Bei den Bewohnern von Störje bei Sesana ist es üblich, eine Orakelblume im Wassertopfe zu halten, und wessen Blume über Nacht (Johanni) verwelke, der werde sterben. Derselbe Aberglaube findet sich auch bei den Tschechen. In Störje schreibt man der Asche und der Kohle des Johannisfeuers magische Kräfte zu, unter anderem sollen diese vor Blitz bewahren. Im allgemeinen ist es beim Hausherrn üblich, bei Nichtgebrauch die glimmende Kohle unter der Asche zu vergraben. Geht das Feuer an diesem Abend aus, so wird dies als Unglück gedeutet (Wippach). In der Gegend von Planina (bei Adelsberg) bedeutet das Ausstreuen von Adlerfarn, daß der heilige Johannes gut schlafen werde.

*) In manchen Gegenden des Wippachtales auch zu Weihnachten üblich. Nach Herrn Oberlehrer Furlani in Triest.

**) Im österreichischen Litorale besteht die Sitte, geweihte Ölweige ins Feuer zu werfen.

****) Schulz: *Bibl. d. Natur u. d. Wissens*, 1887. IV. Bd.; auch Perger: *Deutsche Pflanzensagen*, und Chevalier: *Der deutsche Mythos in der Pflanzenwelt*.

Auch soll sein Samen (Sporen) eine besondere Kraft haben. Am Johannisabend, so erzählt man sich, schickte der Bauer den Knecht die Ochsen zu weiden. Da hörte er diese reden, daß eine große Schlange seinen Herrn töten werde; aber schon war der Knecht bereit und erschlug die Schlange, ohne zu wissen, daß er einige Samen (Sporen) vom Adlerfarn in den Stiefeln hatte. Am Johannisabend sollen die Tiere reden. Die Lausitzer Slawen schreiben diese Kraft den Samen von Pteris (Adlerfarn) zu, welchen die Tiere gelegentlich auf der Weide verzehren. Die Germanen und einige kroatische Stämme schreiben diese Kraft der Blüte vom Johanniskraut zu.

Nach Valvasor schauen die Mädchen in Krain am Johannisabend ins Wasser, um ihren Geliebten zu sehen, was er auch in einem Bilde darstellt (vergl. Buch VII, Fig. 102). Auch die deutsch-steirischen Mädchen huldigen derselben Sitte.

In Polen lassen die Mädchen Kränze ins Wasser fallen, derjenige, welcher sie aufischt, ist der Bräutigam. Dieser Abend ist dort auch mit großen Festlichkeiten verbunden, an denen insbesondere der Adel teilnimmt. An diesem Tage wird in ein Schaff Wasser, das ein Mädchen am Kopfe trägt, geschmolzenes Blei gegossen (auch in Krain, Wippach) und dazu ein Zaubерliedchor gesungen: „Holunder, Holunder, gib einen Mann, nur einen jungen, nicht einen alten!“

Bei den Deutschen besteht die Sitte, daß sie Kreuze auf die Türe schreiben, in der Meinung, daß sie sich dadurch vor Zauber schützen. Klettenwurzel (Lappa) und Beifuß (Artemisia), auch Johannis- oder Sonnenwendgürtel gelten im verkohlten Zustande als Heilmittel.

Nach den Jahren 1848 und 1861 haben sich die Johannisfeuer bei den Slowenen vermehrt. Am liebsten pflegen sie dasselbe auf Bergen und Hügeln anzulegen, im Glauben, dadurch der Sonne näher zu sein. Die Slowenen der Ebene errichten sie vor ihren Häusern, wobei geschossen wird. Bei den Südslawen wird auch das Johannisfeuer neubebei auf Kreuzwegen gemacht, weil man den Teufel hier vermutet oder daß die Hexen hier ihre Tänze ausführen. An manchen Orten singt man, tanzt um das Feuer oder springt über dasselbe. Auch bei den Franzosen ist es Sitte, auf Kreuzwegen Johannisfeuer anzulegen.

In Oberburg (von Slowenen bewohnte Steiermark) tanzen die Mädchen förmliche Indianertänze um das Feuer (auch in Wippach), ähnlich wie bei den Griechen und Indianern, bezogen auf die runde Gestalt der Sonne oder auf die Bewegung der Planeten um die Sonne. Auch mit Ochsen und Wagen oder mit Wagen allein fährt man über das Feuer. Serben, Russen und Tschechen treiben das Vieh noch heute über das Johannisfeuer, ja Feuer wird sogar in die Höhe geworfen. Gewöhnlich hat jede Fraktion ihr Johannisfeuer; in der Gegend von Laas haben Burschen und Mädchen getrennt ihr Johannisfeuer.

Bei Cilli huldigt man dem Brauche, auf Holzstöcken angezündete Strohbindel auf den Feldern herumzutragen, hier überspringen selbst die Mädchen die Johannisfeuer. Die Görzer Slowenen werfen glimmende Späne in die Höhe. Mit den Krstniki, das ist den zwölf Brüdern, kämpfen die Hexen (Čupernice).

In Storje wird man gewöhnlich bestraft, wenn man den Wachholder nimmt, zu Johanni jedoch nicht, wo man ihn auf Kreuzwege legt und anzündet. Bei den Kroaten und Dalmatinern besteht derselbe Brauch.

Die Kroatinnen setzen ihre Kinder hart ans Johannisfeuer, um sie vor dämonischen Kräften zu bewahren. In Slawonien tanzt man den Kolo um das Feuer. Nach Valvasor machen die Seisenberger neun Tage vor und acht Tage nach der Johannisfeier die Feuer, tanzen um dieselben und führen auch verschiedene nationale Spiele auf. In Serbien darf man drei Tage vor dem Feste nicht die Wäsche waschen. Diese Sitte wird bei den Deutschen vor Weihnachten gehalten. In Rußland werden die Hemden von kranken Kindern an diesem Tage verbrannt. Man badet die Kinder zuerst an diesem Tage auf betauten Wiesen, da man dem Thau eine heilkräftige Wirkung zuschreibt.

In der krainischen Ukraine, auch in der Gegend von Zoll und Schwarzenberg bei Idria springen die Mädchen nackt über das Feuer ins Wasser.

Fr. Petrarca meldet, daß man in Köln am Rhein im Jahre 1330 am Johannistage Massenbäder genommen habe, gemäß einer uralten Sitte, nach der sich die Mädchen reinwuschen.

Tschechen und Hannaken glauben, daß die Hexen (Čarovnice) an diesem Tage eine besondere Kraft haben. Die polnischen Posener zünden die Johannisfeuer an, wenn im ganzen Orte das Herdfeuer verloschen ist. Die Italiener machen die Feuer nur auf hohen Bergen als Schauspiel und zur Unterhaltung. In Vicenza wird es inmitten der Stadt auf einem großen Platze errichtet. Auch die istrianischen Rumunen machen Johannisfeuer auf den Bergen.

In der Gegend von Storje wird mitten in den Kersišče, altarartige Steinhaufen, ein schlanker hoher Maibaum mit dem Johannisfeuer verbrannt. Auch in Frankreich wird dieser Sitte gehuldigt, nur wird der Maibaum vorher umkränzt, an welcher Feier auch die Geistlichkeit teilnimmt.

In einigen Gegenden Kärntens, dann auch bei Reifnitz, Seisenberg (Sužemberg) und Gottschee in Krain werden Johannisfeurräder in die Luft geworfen. Von jener Seite, wohin das Feuerrad fällt, wird der Jüngling seine Frau kriegen. Man bereitet kleine Scheiben mit einem Loch in der Mitte, aus Buchen- oder Nadelholz, und wirft sie auf einem Stock in die Luft (Feuerrad). Da auch der Brauch der Feurräder in der Schweiz und in Deutschland üblich ist, so könnte man glauben, daß die Krainer Slowenen diese Sitte von den Gottscheern haben, wo sie auch üblich ist.

Die Görzer Slowenen haben neben großen auch kleinere Feuer und gebrauchen als Feurräder viereckige Scheiben. Die Deutschböhmen bedienen sich aus Stroh geflochtener Scheiben. Die Tiroler machen einen Strohhalm, und indem sie ihn anzünden, sagen sie, es sei Martin Luther, der da verbrenne. Das Ganze soll den Winter bedeuten. Im Wippachtale stellen die jungen Burschen der alten Jungfer einen gekleideten Strohhalm ans Fenster oder auf den nächsten Baum. Die Tschechen legen Holzkohle unter die Schwelle, die Slawonier dagegen in die Verzäunung, in dem Glauben, daß sie Regen anziehe. Die Slowenen geben ausgelöschte Kohle auf die Strohdächer, damit das Feuer abgehalten werde.

Die steirischen Slowenen meinen, daß am Johannisabend die Hexen ihre Beratungen pflegen, daß sie entweder paarweise oder in ungerader Zahl herumgehen oder, daß sie sich an Quellen und Bächen waschen.

Die Weißkrainer, die Bewohner von Oberkrain, vergleichen die Johannisfeuer mit dem Leuchten der im Grase liegenden Larven und Weibchen der Johanniskäfer (Kresnice). Mit der in neuerer Zeit am Karst fortschreitenden Aufforstung und Bewaldung wurden die Johannisfeuer im allgemeinen teils wegen Feuersgefahr, teils wegen Waldverwüstung verboten.

Triest, im März 1905.

Osterbräuche bei den Rumänen in den Karpathen der Bukowina.

Von Elias Weslowski, Kimpolung.

(Mit 3 Textabbildungen.)

Mit Beginn der großen Fasten (postul mare) tritt in der Lebensweise des Rumänen eine große Wendung ein, denn während sieben Wochen werden kein Fleisch, keine Milch und keine aus derselben erzeugten Nahrungsmittel genossen. Er nährt sich ausschließlich nur von rein vegetabilischer Pflanzenkost. Ja es gibt sogar viele Personen, die trotz des ohnedies strengen Fastens sich am Mittwoch und Freitag während der ganzen Fastenzeit ganz der Nahrung enthalten. Fische werden von wenigen Personen und nur an bestimmten Tagen genossen.

Das die Fastenzeit beendende Osterfest ist daher ein sehr freudiges Ereignis für jung und alt.

Die Vorbereitungen zur würdigen Feier des ersetzten Auferstehungsfestes nehmen schon in der Karwoche ihren Anfang.

Am Gründonnerstag werden ganze Haufen von Reisig und dergleichen, „Papaleie“ oder „Bobotaie“ genannt, angezündet, um überallhin das Herannahen des Osterfestes zu verkünden und gleichzeitig vom Schöpfer ein erntereiches Jahr zu erleben und Ungeziefer von Feld und Garten fernzuhalten.

Dieser Tag wird auch zur Vorbereitung der Ostereier benützt.

Es gibt vier Arten von Ostereiern, und zwar rot gefärbte Eier (oaua roși), getupfte Eier (merișoare), geschriebene Eier (oaua scrise sau incondiate) und geplagte Eier (oaua muncite).

Obzwar jedes rumänische Bauernweib in der Ausführung der Ostereier eine besondere Übung besitzt, findet man trotzdem in jeder rumänischen Gemeinde immer auch solche Weiber, welche die Ostereier mit einer ausgesprochenen Kunstfertigkeit unter Entfaltung eines großen Formenschatzes ausführen. Für das Färben eines Eies werden bei Zustellung des nötigen Bienenwaxes 4 bis 6 Heller gerechnet und kann ein Weib täglich 30 bis 40 Ostereier kolorieren. Die zum Kolorieren benützten Farben werden zumeist aus Pflanzenstoffen erzeugt, sind immer lichtecht und wird deren Leuchtkraft noch dadurch

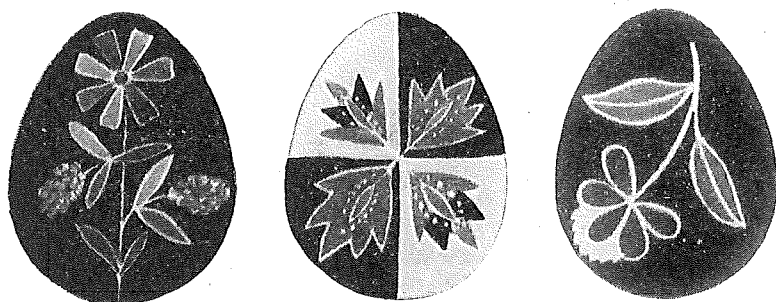


Fig. 121—123. Gefärbte Ostereier der Rumänen in der Bukowina.

121—122: »geplagte« Eier.

123: »geschriebenes« Ei.

erhöht, daß die weißen Eier vor der Behandlung in gegäerte Molken oder in eine aus gegärter Kornkleie bereitete Säure gegeben werden, wodurch dieselben blühend weiß werden und die Adhäsion für die Aufnahme der Farben sich erhöht.

Die schönsten gelben Farben werden aus den Zweigen des Apfelbaumes, aus Zwiebelschalen, aus den Blättern der Frühlingsknotenblume und Wolfsmilch, die rote Farbe aus der Rinde des wilden Apfelbaumes, Schwarz wird aus der Erlenrinde etc. erzeugt.

Da die Behandlungsweise der ersteren zwei angeführten Arten von Ostereiern eine primitive ist und gewiß auch bekannt sein dürfte, wird hier nur die Beschreibung der sogenannten geschriebenen und geplagten Ostereier erfolgen.

Zuerst werden die typischen Zeichnungen, die sich in einzelnen Gemeinden wesentlich voneinander unterscheiden, mittels flüssigen Bienenwaxes an reinen, etwas erwärmten Eiern mit einem feinen, aus dünnem Messingblech durch Zusammenrollen erzeugten feinen Röhrchen (Chisiță) gleichsam aufgeschrieben. Hierauf werden die beschriebenen Eier der Reihenfolge nach in gelbe Farbe getaucht, nach einigen Minuten herausgenommen und gut getrocknet. Die Stellen im Ornamente, die gelb zu bleiben haben, werden sodann mit flüssigem Wachs betupft und werden die Eier unmittelbar nach dieser Prozedur in rote Farbe getaucht. Die Stellen, die rot zu bleiben haben, werden wieder mit Wachs betupft. Zuletzt werden die so behandelten Eier in schwarze Farbe gegeben, die bei den geschriebenen Ostereiern stets als Grundfarbe dient. In der schwarzen Farbe werden die Eier auch gekocht; das Wachs wird hierdurch sehr weich und kann mit einem alten Leinwandlappen abgewischt werden, wodurch das polychrome Ornament des Eies zum Vorschein tritt. Damit das Ei eine glänzende Oberfläche erhält, wird es noch mit altem Speck gut eingerieben.

Die „geplagten“ Ostereier, deren Erzeugung eine Sünde ist, unterscheiden sich von den beschriebenen Eiern dadurch, daß die Grundfarbe derselben verschiedenfarbig gewählt werden kann.

Soll der Hintergrund des Ostereies rot bleiben, so wird das weiße Ei zuerst beschrieben, wodurch die Konturen des Ornaments zum Vorschein gelangen, sodann wird das konturierte Ei ohne Rücksicht auf die folgende Farbe zum Beispiel in blaue Farbe getaucht. Die Stellen, die blau zu bleiben haben, werden geradeso wie bei den früher beschriebenen Eiern mit flüssigem Bienenwachs betupft. Nach dieser Prozedur werden die Eier in Molken oder in eine Säure aus gegärter Kornkleie getaucht. Die angeführten Säuren lösen die Farbe mit Ausnahme der mit Wachs beschriebenen und betupften Stellen ganz auf, wodurch der Hintergrund und die übrigen Stellen des Eies nach dem Abwischen mit einem Leinwandlappen ganz weiß bleiben. Das derart behandelte Ei wird in gelbe, nachher in schwarze, violette oder auch in andere Farben getaucht und nach jedem Kolorit wird die angeführte Prozedur wiederholt. Zuletzt wird das Ei in die rote Farbe, die als Grundfarbe gewählt wurde, getaucht. Das Ei wird sodann erwärmt und die Wachsschichten mittels eines Lappens entfernt und mit Speck eingerieben.

Der Leinwandlappen, mit dem die Ostereier abgewischt wurden, soll eine heilwirkende Kraft gegen Blasenkrankheiten der Menschen, Eiterkrankheiten der Kühe, gegen Hunde- und Schlangenbisse besitzen, daher er sorgsam aufbewahrt wird.

Das Eierfärben ist zwar eine uralte Sitte, doch wußten die Rumänen diese Sitte in christliche Legenden einzukleiden. So wird erzählt, daß die Juden Christus, als er zur Kreuzigung geführt wurde, Steine nachwarfen, die sich in rot gefärbte Eier umwandelten. Andere meinen, daß die Schweißtropfen Christi während der Kreuzigung sich in rote Eier verwandelten und zur Erde niederfielen und zum Andenken an die Leiden des Erlösers immer zu Ostern Eier rot gefärbt werden. Schließlich wird noch erzählt, daß Nikodim von Arimathäa, der den Leib Christi beerdigen wollte, den Leichnam nur durch eine List erhielt, indem er den Kindern des Pilatus bunt gefärbte Eier schenkte, wofür diese den Leichnam Christi von ihrem Vater erbat.

Das Auferstehungsfest wird bei den Rumänen, die sich in der Bukowina zur griechisch-orientalischen Konfession bekennen, rituell stets unmittelbar nach Mitternacht gefeiert. An diesem kirchlichen Feste nehmen sämtliche gesunden Mitglieder der Familie teil. Ja es gibt Personen, die das ganze Jahr nicht in die Kirche gehen, die aber an der Auferstehungsfeier stets teilnehmen.

Bevor sich der Rumäne in die Kirche begibt, wäscht er sich mit einem roten Ei und einem Silberstück, welche in eine Waschschüssel gegeben werden, damit er rot und gesund das ganze Jahr bleibe und damit er Geld das ganze Jahr besitze. Jünglinge und Mädchen waschen sich auch mit Basilikenkraut, damit sie das ganze Jahr geliebt werden.

In den schönsten und besten Kleidern und in der Hand ein große Kerze haltend, begibt sich der Rumäne mit seiner oft zahlreichen Familie schon vor Mitternacht in die Kirche.

Der nach Ostern noch übriggebliebene Teil der Kerze wird aufbewahrt und bei großem Gewitter angezündet. Hierdurch werden Hof und Haus vom Blitzschlag verschont.

Wenn der Ruf des Priesters während des Auferstehungsfestes in die Menge ertönt: „Christus ist auferstanden!“ (Christos a învia!), dann erwidert das versammelte Volk begeistert: „Wahrlich, er ist auferstanden!“ (Adevărat c'a învia!), dann ertönen Pöllerschüsse und sämtliche Glocken werden in Bewegung gesetzt, die während dreier Tage unaufhörlich geläutet werden.

Personen, die beim ersten Pöllerschuß in den Fluß springen und ins Wasser tauchen, bleiben das ganze Jahr frisch und gesund, und waren sie bis dahin krank, dann genesen sie bald.

In der Auferstehungsnacht öffnet sich der Himmel, aber nur die von Gott Begnadigten können dieses himmlische Schauspiel sehen. Auch die begrabenen reinen Goldschätze, das sind solche, welche nicht von bösen Geistern bewacht werden, sieht man

in dieser Nacht brennen, und sie können ohne Mühe gehoben werden. Am Ostersonntag zu schlafen, ist eine große Sünde. Wer an diesem Tage schläft, der ist das ganze Jahr schläfrig und wird ihm die Heuernte ganz verregnet. Stirbt jemand an diesem Tage, so kommt seine Seele ins Himmelreich, denn an diesem Tage ist das Paradies offen. Wer am genannten Tage weint, der ist das ganze Jahr traurig. Gekochte Eier dürfen am Ostersonntag nicht gegessen werden, denn sonst bekommt man einen üblen Mundgeruch. Das Eierpecken ist bei den Rumänen eine der verbreitetsten Sitten und mit vielfachem Aberglauben verbunden. Derjenige, dessen Osterei beim Pecken ganz geblieben ist, wird länger leben als derjenige, dessen Ei zerschlagen wurde. Auch muß der Besiegte dem Sieger das Ei ausfolgen, tut er es jedoch nicht, dann wird er im Jenseits dieses Ei ganz verfault, verdorben essen müssen. Die Personen, die miteinander Eier gepeckt haben, werden sich im Jenseits wiedersehen, deshalb trachten Verwandte und Freunde, miteinander Eier zu pecken. Hat sich jemand während des Jahres verirrt, so findet er den richtigen Weg sofort, wenn er sich erinnert, mit wem er zu Ostern Eier gepeckt hat.

Am Ostermonntag begießen die Burschen die Mädchen, damit die letzteren das ganze Jahr rein und frisch bleiben, mit Wasser. Hierfür erhalten die Burschen ein gefärbtes Osterei und werden mitunter noch gut bewirtet.

Die von den zu Ostern verbrauchten Eiern übriggebliebenen Eierschalen werden vom rumänischen Weibe gesammelt und in einen Bach oder Fluß geworfen. Nach zwei Wochen sollen die Eierschalen zu einem unter der Erde lebenden rumänischen Volke, „Rocmani“, „Rochmani“ oder „Blajini“ genannt, gelangen. Dann weiß auch dieses Volk, daß Ostern sind und feiert das Auferstehungsfest. Daher nennen die Rumänen den zweiten Sonntag nach Ostern das Osterfest der Rocmanen. In einigen Gemeinden herrscht der Aberglaube, daß aus den Eierschalen, die auf das Wasser geworfen werden, Eier entstehen, die dem genannten unterirdischen Volke zur Nahrung dienen.

Zu Ostern werden die Glocken der Kirchen durch drei Tage unaufhörlich geläutet. Hierdurch wird überallhin die Auferstehung Christi und das Erwachen der Natur verkündet. Jedes erwachsene Familienmitglied trachtet, ein wenig die Glocken zu läuten, damit die toten Verwandten hören, daß auf Erden das Osterfest gefeiert wird. Die Mädchen läuten die Glocken, damit der Hanf und der Flachs gedeihe und vom Hagel nicht vernichtet werde.

In einigen Gemeinden ist es Sitte, daß einzelne Familien sich am Ostermonntag nachmittags am Friedhof versammeln, um auf den Gräbern ihrer Verstorbenen ein Mahl abzuhalten. Sie sagen, daß an diesem Mahle auch die Verstorbenen ungesehen teilnehmen.

In anderen Gemeinden Bukowinas ist es Brauch, daß sich die heiratslustigen Mädchen und Burschen an dem genannten Tage am Friedhof versammeln, um ihre Mitgift, die aus den schönsten und kostbarsten Kleidern besteht, zur Schau zu tragen.

Über die „Les“.

Von Fürst Karl Auersperg, Goldegg.

Ein Wiener Arzt teilte mir kürzlich mit, er habe in den Weinbaugebieten um Wien öfter, wenn von einem Manne die Rede war, der sich in verzweifelter Lage befand, sagen gehört: „Der wartet auch nur auf die Les“.

Auf seine Frage nach dem Sinn dieser Worte erklärte man ihm: Wenn nach der Lese der Wein gärt, ist das Betreten der Gärkeller wegen der darin lagernden Kohlensäure, die sich bei der Gärung entwickelt, wie bekannt gefährlich. Bei den Weinbauern sei es eine übliche Todesart solcher, die ihr Leben freiwillig enden wollen, zu solcher Zeit absichtlich in den Keller hinabzusteigen, um in der Kohlensäure schmerzlos zu ersticken.

Mancher angebliche Unfall sei absichtlich aufgesuchter Tod, denn die Erstickungsgefahr im Gärkeller zur Mostzeit ist ja dem Weinbauer allzu gut bekannt, als daß er sich ihr unvorsichtig aussetzen würde, wenn er nicht die Absicht hat, zu sterben.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

10. Ausstellung von Spitzen und Weißstickereien hausindustrieller Erzeugung aus Österreich. Von Dr. M. Haberlandt. Im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie ist am 15. April d. J. als erste Abteilung der für den Herbst 1905 von demselben Museum geplanten großen Ausstellung österreichischer Hausindustrien und Volkskunst eine sehr reich beschickte Exposition von volkstümlichen Spitzen und Weißstickereien aus Österreich eröffnet worden. Vorweg sei bemerkt, daß sich das Museum für österreichische Volkskunde durch Einrichtung einer eigenen, drei Zimmer füllenden Sonderausstellung an dem verdienstlichen Unternehmen beteiligt hat, wobei eine größere Zahl von Spitzen- und Stickerei-Serien aus Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Krain, Istrien, Dalmatien, Mähren, Böhmen, Schlesien und Galizien zur öffentlichen Besichtigung gebracht werden konnten, wofür leider in den eigenen Räumen des Museums für österreichische Volkskunde kein verfügbarer Platz vorhanden ist.

Im allgemeinen läßt sich zur Charakterisierung der erwähnten Ausstellung sagen, daß Böhmen und Mähren wohl sehr gut und reichlich, hingegen die deutschen Alpenländer fast gar nicht vertreten sind; von den übrigen österreichischen Kronländern sind nur Dalmatien und Galizien in bemerkenswerter Art repräsentiert. Hätte nicht unser Museum seine freilich auch durchaus nicht lückenlose Übersichtsausstellung zur Schau gebracht, so würden große und wichtige Produktionsgebiete in der Gesamtausstellung gänzlich unvertreten sein. Allerdings hat die von der Direktion des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie festgesetzte Beschränkung auf die Klasse der Weißstickereien, die natürlich doch wieder nicht streng eingehalten worden ist und werden konnte, wesentlich zu der Unzulänglichkeit des vorgeführten Materials beigetragen. Mit Rücksicht auf die gewerblichen und industriellen Anregungen, welche von dieser Ausstellung erhofft werden, sowie in Hinblick auf die Verhältnisse des Verkaufsmarktes mag diese Beschränkung wohl gerechtfertigt sein; in jeder anderen Hinsicht, in volkskundlicher wie in technisch-wirtschaftlicher Rücksicht ist sie ohne rechten Sinn und Berechtigung. Darum mußte auch die fortwährende Durchbrechung des aufgestellten Prinzips geduldet und sanktioniert werden; überall drängt sich die Farbe in die Stickereien wie in die Spitzen ein, weil sie hier eben zu Hause ist.

Der gleiche Tadel trifft die Vorführung der Spitzen, soweit sie Gegenstand ehemals bestandener oder noch bestehender Hausindustrien in Österreich ist, in der Ausstellung. Wir vermissen völlig eine wenn auch nur andeutungsweise Repräsentation der Spitzenerzeugung des Erzgebirges — die Böhmerwaldspitzen sind durch eine musterhaft angelegte Sammlung, die unser Museum Herrn Lehrer J. Blau verdankt, ausgezeichnet vertreten — der Salzburgischen Spitze (Flachgau, Mattsee), es fehlen die Spitzen von Südtirol (Ahrntal, Luserna, Proveis, Malé, Predazzo), von Idria und anderen wichtigen Erzeugungsorten; eine von so langer Hand und sorgfältig vorbereitete Spezialausstellung durfte es nicht unversucht lassen, hier halbwegs in einer gewiß noch erreichbaren, annähernden Vollständigkeit aufzutreten.

In Übereinstimmung mit den allgemeinen wirtschaftlichen und Produktionsverhältnissen zeigt sich auch auf diesem Gebiete im Spiegel dieser Ausstellung, daß die weibliche volkstümliche Kunstfertigkeit der Nadel und die hausindustrielle Spitzenerzeugung in den wirtschaftlich unentwickelten Gebieten Österreichs intensiv und extensiv noch am weitesten entwickelt ist und in Übung steht. Diese viel Zeit, Geduld und angeborene Geschicklichkeit erfordernden Kunstübungen sind gerade unter den primitivsten und ärmsten Bevölkerungsgruppen, unter den Rutenen Galiziens und der Bukowina, den Walachen und Slowaken Mährens (in der reicheren Hanna ist die alte Kunstfertigkeit fast

völlig erloschen), im Böhmerwald, in den entlegensten Tälern Südtirols, endlich in Dalmatien noch lebendig, doch wird es kaum gelingen, diese angestammte Arbeitstüchtigkeit und den natürlichen künstlerischen Geschmack dieser Bevölkerungsgruppen dem großen Markte und seinen Artikeln dienstbar zu machen.

An der Ausstellung hat sich eine stattliche Reihe von österreichischen Museen bis auf die kleinsten Lokalmuseen herab sowie eine Anzahl verdienter privater Sammler beteiligt; der größte Prozentsatz entfällt naturgemäß auf Böhmen und Mähren. Wir nennen darunter: das Kunstgewerbemuseum, das tschechoslawische ethnographische Museum, das Naprstek-Museum in Prag, die städtischen Museen in Budweis, Chrudim, Königgrätz, Pilsen, das mährische Landesmuseum und das Gewerbemuseum in Brünn, die Lokalmuseen von Walachisch-Meseritsch, Proßnitz, die k. k. Fachschule in Walachisch-Meseritsch, das Franz Josef-Museum in Troppau (mit sehr interessanten Kollektionen), aus Galizien das gräflich Dzieduszyckische Museum in Lemberg, Prof. W. Szuchiewicz in Lemberg, die Herren Franz Kretz in Ung.-Hradisch, Leopold Parma in Tichau, Frau Barbara Bubela in Wsetin u. s. w. Aus Dalmatien hat die eifrige und erfolgreiche Sammlerin Frau Natalie Bruck-Auffenberg prächtige Kollektionen, namentlich von der Insel Pago, beige-steuert, auch haben die Kirchen und Klöster Dalmatiens ihre Spitzenschätze (allerdings zumeist venezianische Arbeiten oder von Venedig beeinflusste) bereitwillig geliehen. Die Direktion des k. k. Museums für Kunst und Industrie beabsichtigt in dankenswerter Weise, ein dauerndes wissenschaftliches und künstlerisches Ergebnis der (bis Ende Juli geöffneten) Ausstellung durch Herausgabe einer umfassenden Publikation zu sichern, an welcher eine Reihe von Fachmännern mitzuarbeiten berufen sein werden. Man darf mit Recht auf diese Veröffentlichung gespannt sein und hoffen, daß hier die Grundlagen für unsere noch sehr lückenhafte Kenntnis der textilen Volkskünste Österreichs gewonnen werden.

11. Verein zur Förderung der Spitzen- und Hausindustrie in Dalmatien. Unter dem Protektorat der Frau Erzherzogin Maria Josefa und dem Präsidium des Herrn Grafen J. Harrach hat sich Ende April d. J. ein Verein gebildet, welcher durch Förderung hausindustrieller Arbeiten der notleidenden und arbeitstüchtigen Bevölkerung Dalmatiens, namentlich ihres weiblichen Teiles, neue Erwerbsquellen schaffen will. Die Spuren einer im Volke fortlebenden Kunstgeschicklichkeit, wie sie vor allem auf der wenig genannten und außerhalb des Verkehrs liegenden Insel Pago aufgefunden wurden, berechtigen zu der Hoffnung, daß durch vorsichtiges und geschicktes Eingreifen hier vielleicht gewisse Zweige der alten Volkskunst zu neuer Blüte gebracht werden können. Bereits ist in Spalato eine Spitzenschule für Mädchen entstanden. Aber nicht nur an farbigen und weißen Kunststickereien und Spitzenarbeiten, sondern auch auf dem Gebiete der Schnitz- und Flechtarbeiten, Teppichweberei, Metall- und Schmuckarbeiten sowie der Keramik ist viel Bildungsfähiges von reizvoller Eigenart in Dalmatien vorhanden. Möge dem neuen Verein beschieden sein, hier erfolgreich weiterzuentwickeln und dabei den angestammten Kunstsinn der Bevölkerung in keine falschen Bahnen zu leiten.

12. Museum Carolino-Augusteum in Salzburg 1904. Mit Freuden entnehmen wir dem soeben erschienenen Jahresberichte dieses Museums für das Jahr 1904 die Nachricht, daß eine eigene volkscundliche Abteilung, für welche die Herren Fachlehrer Karl Adrian und Sebastian Greiderer als Fachausschüsse bestellt wurden, im zweiten Stockwerke des Salzburger Museums eingerichtet und eröffnet worden ist. Bereits in den ersten Monaten ihres Bestandes hat diese Abteilung unter empfindlichem Raummangel zu leiden. Die rege Tätigkeit ihrer Leiter erhellt auch aus der reichlichen Vermehrung der volkscundlichen Sammlungen im Berichtsjahre. (S. 60—81 d. Ber.) Die beigegebene Bildertafel bringt interessante Erwerbungen zur Kenntnis, darunter bemerkenswert die Heutrage („Ferkl“) aus Rauris, ein Mattseer Beinschlitten, ein bäuerlicher Lehnstuhl aus dem Pinzgau, ein Weihnachtsstern der Sternsinger aus Mittersill mit Krippendarstellung und Almhütte (beweglich eingerichtet), ferner ein reichverziertes Pferdehalfter, wie sie bei Leonhardi-, Georgi-, Primiz- und Hochzeitsritten im Salzburgerischen im Gebrauch waren.

13. Aus dem städtischen Museum in Freiwaldau.

Von Kustos Adolf Kettner, Freiwaldau.

Bei Gründung unseres Museums waren wir vor allem darauf bedacht, von Originaltrachten unseres Bezirks zu retten, was noch zu retten war. Dies gelang uns bezüglich der alten weiblichen Tracht ganz gut, wir haben sehr schöne und charakteristische Exemplare, besonders von Kopfrachten, erworben. Die „Kommode“, die einzige alte Kopfracht der Frauen, findet man hier und da noch auf dem Dorfe bei einem alten Mütterlein. Der Stoff, aus welchem eine solche Kommode besteht, ist gewöhnlich schwarze Seide mit eingewebten Blumen oder schwarzer Atlas. Sie ist dick gefüttert und höchst dauerhaft gemacht. Das Gestell rahmt das Gesicht herzförmig ein. Auf der Stirn verlängert es sich „schneppenartig“, doch reicht die Schneppe nur bis in die Mitte der Stirn. Sonst liegt die Schneppenkommode dicht am Kopfe an, jedoch so, daß allenthalben auch das dichte Haarnest Raum darin hat. Gegen den Nacken hin ist die Haube in Falten gezogen. Von dem Unterrande der Kommode ausgehend, fallen über den Rücken lange, stets breite, schwarze Seidenbänder herab. Die Kappe schließt auch die Ohren ein und erreicht mit dem nach dem Kinn gerichteten Lappen auch die Wangenteile. Unter dem Kinn werden die Lappen durch Haftchen geschlossen. Von einem Lappen bis zum anderen reicht ein Band, welches im Halbkreis über die Brust fällt. Der Gesichtsrand der Kommode ist mit dichtem Pelzwerk besetzt, und zwar mit schwarzem oder grauem. Die Pelzverbrämung umschließt auch die Kinnlappen und zieht sich um den Halsrand der Haube. Dem Bram gleichlaufend bis an das Kinnlappenende sind echte Goldtressen aufgenäht, eine oder zwei Reihen. Der Scheitel ist reihenweise und gekreuzt mit Goldplättchen besät. Eine solche Kopfbedeckung kostete eine für die damalige Zeit bedeutende Summe.

Bezüglich der alten Männertracht waren unsere Bemühungen bisher vergeblich.

Von den im Volke als „Schwedenkreuze“ oder „Franzosenkreuze“ bekannten Sühnkreuzen hat sich auch in unserer Gegend ein Exemplar gefunden; es ist im Museum geborgen worden. In seiner rohen Ausführung ähnelt es ganz und gar den Schwedenkreuzen in Böhmen. Es trägt die Inschrift: „M. W., gewesener Scharfrichter von den Schweden, erschossen worden 1646.“ Dieses Kreuz, welches an den von den Schweden erschossenen Scharfrichter Martin Wagner erinnert, hat sich auf dem zur sogenannten Schinderei, der ehemaligen Behausung des Scharfrichters, gehörigen Grunde gefunden und ist ein wertvoller Beweis, daß die Schweden auch unser Freiwaldau einst heimgesucht haben, so recht eine Beweisurkunde im Lapidarstil, und ist dieser Beweis um so wertvoller, als andere Urkunden, die auf die Schwedenzeit Bezug haben, nur sehr spärlich vorhanden sind.

Ein freilich nicht aus unserem Bezirk stammendes Stück, ein Werk der ehemaligen Zinngießerschmiede in Krems, ist eine 10½ cm breite, 5½ cm lange und 4½ cm hohe zum Aufbewahren von Geld dienende Truhe, die auf von Engelsköpfen gebildeten Füßen ruht. Die Vorderseite und die äußere Deckenseite zeigen kunstreiche Verzierungen; die Deckelseite Blumenmotive mit Vögeln, die Vorderseite außer Fruchtmotiven mit Vögeln auch ein menschliches Antlitz, von welchem Strahlen ausgehen. Die beiden Seitenansichten zeigen eine Vase mit Blumen.

Auf der äußeren Bodenseite ist zu lesen: „Diß Dröglein hab ich Hannß Pirchmair Zinngießergesell von Khrems meiner lieben Frauen Meisterin zu einem neuen Jahr gemacht.“ Auf der Rückseite sind folgende Sprüche zu lesen:

„Ein guete Zung
Viel Guetes stiftt,
Ein falsche Zung
Viel Leid Vergifft.“

„Wer drailich dienet Jedermann,
Der kriegt nie den Haß und Leid zu Lon.“

Das Innere der Truhe hat ein sogenanntes Beikästchen, „Beikastla“ in unserem Bezirk genannt. Solche „Beikastla“ finden sich in den Truhen der Dienstboten. Auf dem Deckel unseres Beikästchens ist zu lesen: „Christinna Pirckhmayr in 1606.“ Vielleicht ein Beweis, daß der Geselle später seine Meisterin als Gattin heimgeführt hat.

Diese kleine Zinntruhe gehört unstreitig zu den Prachtstücken unseres Museums.

Prof. Dr. Alois Riegl †. Die Trauerkunde von dem viel zu früh erfolgten Hinscheiden dieses bedeutenden und vortrefflichen Gelehrten, der am 19. Juni einem Magenleiden erlag, wird auch in volkskundlichen Kreisen mit größter Anteilnahme aufgenommen werden. Die Kunstgeschichte verliert in Prof. Dr. Riegl einen äußerst kenntnisreichen, vielfach bahnbrechenden Vertreter, der auch der Volkskunde und ihren Aufgaben wärmstes Verständnis und vielfache direkte Förderung zubrachte. Mit herzlichster Dankbarkeit denke ich daran, wie eifrig Prof. Dr. Riegl die Gründung des Vereines für österreichische Volkskunde förderte, dessen vorbereitendem Komitee er angehörte und dem er auch als Ausschußrat durch mehrere Jahre seine Unterstützung lieh. Er hat in dieser Zeitschrift mehrere programmatische Aufsätze veröffentlicht, die seine besonnene und vorsichtig vordringende Art in hellstem Lichte zeigen. Um die Erforschung altertümlicher volksindustrieller Techniken auf österreichischem Volksboden, wie die Hauswirkerei in Galizien und der Bukowina, die altertümliche Flechtkunst an den Haubendeckeln der rutenischen Weiber, hat er sich bleibende und große Verdienste erworben. Sein Name und sein Wirken werden stets mit höchsten Ehren auch unter uns genannt werden.

Dr. M. Haberlandt.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

9. Hugo Schuchardt an Adolf Mussafia. Graz 1905. Folio. Mit zahlreichen Abbildungen.

In klassischem Gewand, in Form einer Begrüßungsschrift zum siebenzigsten Geburtstag Adolf Mussafias, des bekannten Vertreters der romanischen Philologie an der Wiener Universität, bringt uns hier Hugo Schuchardt, der geniale Sprachforscher, der ein

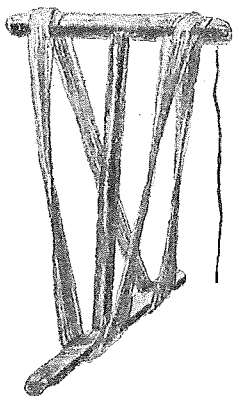


Fig. 124. Haspel von Monfalcone.

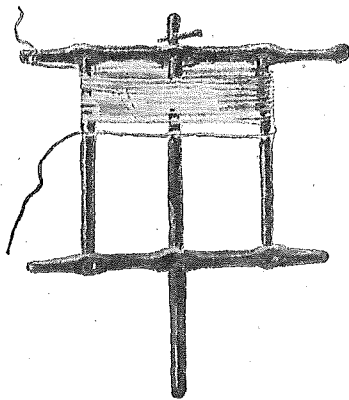


Fig. 125. Garndreher der Goralen.

ebenso kundiger und scharfsehender Sachforscher ist, der Begründer der Kulturwellenlehre, als vorbildliches Musterbeispiel innigster Vermählung von Sprach- und Sachforschung eine Reihe von Wortbehandlungen, in deren Mittelpunkt ein Meisterkapitel von Haspel und Garnwinde steht.

Beide werden häufig verwechselt. Technisch-zeitlich genommen, stehen die mit ihnen ausgeübten Verrichtungen zwischen der Arbeit der Spindel und der des Webstuhles: es handelt sich bei ihnen um eine vorübergehende Anordnung des Garnes zu wirtschaftlichen Zwecken (Maßen, Strähnen). Bei der Vorführung der hierzu erforderlichen und in verschiedenen Formen ausgebildeten Geräte ist der Verfasser nicht auf romanischem Sprachboden stehen geblieben, sondern in vergleichender Betrachtung weit über denselben hinausgegangen. Ich bin in der Lage, zu dem geringen Material, das ich dem gelehrten Herrn Verfasser aus den Sammlungen des Museums nachweisen konnte (vergl.

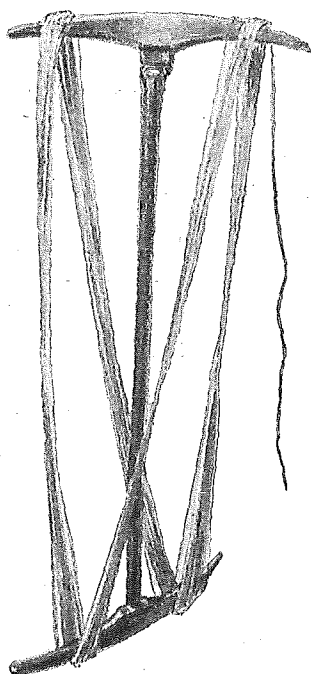


Fig. 126. Haspel der Goralen.

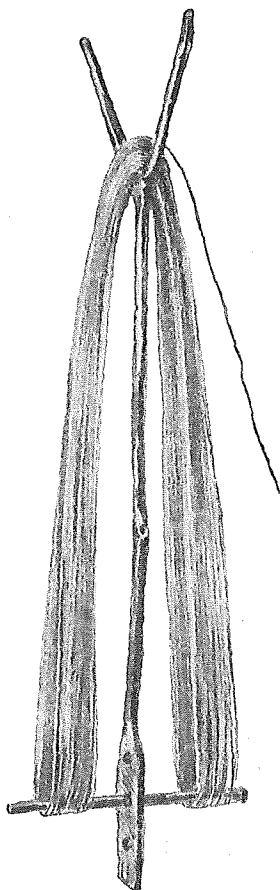


Fig. 127. Gabelhaspel aus der Umgebung von Ragusa.

seine Abbildungen 23, 25, 26, 45), hier noch nachträglich einiges beibringen zu können, das die Verbreitung des Haspels mit gekreuzten Querhölzern (vergl. Abbildung 15) auf italienischem, tschechischen und polnisch-rutenischem Volksboden dartut, Fig. 124 und 126 stellen solche Haspel dar, und zwar 124 von Monfalcone, 126 aus Istebna, wo ich selbst 1896 aus Goralenhäusern, in denen noch heute die Hausweberei betrieben wird, zahlreiche Gegenstände aufgesammelt habe. Einen ganz ähnlich konstruierten und auffallend langen Haspel erhielt das Museum für öster reichische Volkskunde 1904 durch Dr. I. Franko aus dem Gebiet der rutenischen Bojken in den Ostkarpathen, Galizien, Dorf Mšanec; endlich bildet der „Česky Lid“ in Band XIV, Heft 8, S. 284, den gleichen Haspel ab.

Zu dem in Abbildung 12 bei Schuchardt wiedergegebenen Typus des untergriffigen Haspels ziehe ich den in nebenstehender Fig. 125 wiedergegebenen Typus, der einem ebenfalls aus Istebna in Ostschlesien gesammelten Stücke (Inv.-Nr. 5018) des Museums für österreichische Volkskunde eignet, wobei Zweifel entsteht, ob die in Schuchardts Abbildung 12 durch den Zeichner hinzugetane Schraffierung (durch welche das Gerät gegen das Garn hervorgehoben werde) das Richtige trifft. Ich vermute, daß diese Abbildung aus den Konstanzer Freskenbildern ein mit dem unseren (Fig. 125) identisches Stück wiedergeben wollte, das gleich der Spindel zum Garn drehen dient (ein ähnlicher Apparat zum Strickdrehen existiert bei den Bojken). Endlich bilde ich in Fig. 127 ein zum gabelförmigen Typus (S. 11) zu ziehendes Stück (Inv.-Nr. 3936 des Museums für österreichische Volkskunde), ebenfalls italienisch (aus der Ragusaner Umgebung) ab, bei welchen die untere Querspreize verstellbar ist (in drei Löchern).

Noch möchte ich hervorheben, daß die angezeigte Schrift sich außerdem mit einer großen Zahl von etymologischen Ausführungen, welche den Feuerhund, bestimmte romanische Fischnetze und dergleichen mehr auf Grund ausgebreiteter Sachforschung behandeln, geschmückt hat, so daß sie einem vollen Fruchtkorb gleicht, der in edelster Fassung den mannigfachsten Inhalt darreicht.

Dr. M. Haberlandt.

10. Der politische Bezirk Mährisch-Trübau. Heimatkunde für Schule und Haus. Von Alois Czerny, Bürgerschullehrer. Zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage mit zahlreichen Illustrationen. Im Verlag des Mährisch-Trübauer Lehrervereines. Druck von J. Czerny, Landskron.

Diese fleißige Schrift beschäftigt sich auch mit Volkskunde in den drei Gerichtsbezirken Mährisch-Trübau, Zwittau, Gewitsch. Die zweite Auflage hat die Brauchbarkeit und Verlässlichkeit des Buches erhöht.

—a—

11. Mitteilungen zur Volkskunde des Schönhengster Landes. Heft I, Jahrgang 1905. Im Auftrage der „Abteilung für Volkskunde“ des Vereines für Fortbildung des Handels- und Gewerbestandes in Mährisch-Trübau herausgegeben von Alois Czerny und Dr. F. Spira.

Es ist ein guter Gedanke, an bereits bestehende Heimats- oder Gewerbevereine Abteilungen für Volkskunde anzugliedern, um dem allerorten erfreulich anwachsenden Interesse an der Volkskunde zu dienen. So ist auch mit der günstigen Lösung der Mährisch-Trübauer Museumsfrage und der damit verbundenen Gründung einer eigenen „Abteilung für Volkskunde des Schönhengster Landes“ die volkskundliche Arbeit auf diesem reichen Volksboden in vielversprechender Art eingeleitet. Man will auf literarischem und musealem Wege die Materialien zu einer künftigen wissenschaftlichen Darstellung der Volkskunde des Schönhengster Landes beschaffen. In dem vorliegenden ersten Hefte der „Mitteilungen etc.“ sind neben dem Programmaufsatz eine Reihe von Miszellen über Sitten, Bräuche, Sagen, Lieder, Beschwörungsformeln und dergleichen mitgeteilt. Wir wünschen der verdienstlichen Arbeit der Sammler rüstigen Fortschritt.

12. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Herausgegeben vom bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum in Sarajewo. Redigiert von Dr. Moritz Hoernes. IX. Band. Mit einem Bildnis Benjamin v. Kalláys, 97 Tafeln und 308 Abbildungen im Text. Wien 1904. In Kommission bei Karl Gerolds Sohn. Quart, XIV, 581 S.

Wiewohl wir mit Bedauern in dem vorliegenden Werke einen der Volkskunde des Okkupationsgebietes gewidmeten Abschnitt, wie er den früheren Bänden beigegeben war, vermissen, finden wir doch in der ersten archäologischen Abhandlung dieses Bandes, welche den merkwürdigen vorgeschichtlichen Pfahlbau im Savebette bei Donja-Dolina (Bezirk Bosnisch-Gradiška) behandelt und von Dr. Ćiro Truhelka, Kustos am Landesmuseum in Sarajewo, herrührt, die Veranlassung, der vorliegenden prächtigen und munifzente ausgestatteten Veröffentlichung auch an dieser Stelle zu gedenken. Wir erhalten in der zitierten

Arbeit auf Grund der mit erstaunlicher Umsicht und mit bewundernswertem Scharfblick durchgeführten Grabungen Dr. Truhelkas und seines Assistenten Vejsil Ćurčić nämlich einen höchst instruktiven Einblick in eine prähistorische Dorfansiedlung, in altertümliche Hauskonstruktionen mit einer Menge bemerkenswerter technischer Einzelheiten und in prähistorische Heizanlagen und Ofenformen, welche förmlich dazu auffordern, im Verein mit der bereits anderwärts erfolgten Untersuchung*) vorgeschichtlicher Dorfanlagen und Hausformen der Hausgeschichtsforschung ihr erstes vorgeschichtliches Kapitel zu schreiben. Der Typus der in Blockbautechnik hergestellten Wohnhäuser war der zweizellige; der Innenraum war in zwei Teile geteilt, der eine davon, nur vom Dache überdeckt, enthielt den Kochherd und der Rauch zog sich unter dem Dach durch eine Dachluke ins Freie; der andere Raum, vom ersteren etwa durch eine Bretterwand geschieden, hatte eine besondere Holzdecke und war sonach als Wohnzimmer ausgestaltet, wo man unbelästigt vom Rauche verweilen konnte; die Decke oberhalb endlich diente als Vorratsraum, wo die Bewohner ihre Getreidevorräte in großen Körben und dergleichen aufbewahrten.

Was von der Töpferei und den Heizanlagen, die im wesentlichen Töpfe gewesen sind, Seite 28 ff. gesagt wird, ist um so bemerkenswerter, als ähnliche Verhältnisse noch heute in der Umgebung von Dolina in lebendiger Übung erhalten geblieben sind. Noch sei auf die Deutung der früher allgemein als Webegewichte angesprochenen Tonprismen als Sudsteine (S. 35) hingewiesen, weil in der Tat kochen mit erhitzten Steinen noch heutigen Tages aus Serbien gemeldet wird. (Dr. Trojanović: Die altertümlichen Speisen- und Getränkebereitung bei den Serben [Archiv für Anthropologie XXVII, Heft 2]; die Serben sind noch Steinkocher, in Schalen von Birkenrinde [Krbulja], wobei man die heißen Steine mit hölzernen Löffeln faßt.)

Endlich ist auch die Auseinandersetzung über die vorgefundenen Wirtel (S. 38), die in Übereinstimmung mit der lebendigen volksmäßigen Übung als Netzsensker aufgefaßt werden, für jeden Volkskundigen von Wert und Interesse.

Dr. M. Haberlandt.

13. Dr. G. Polívka: „Pohádkoslovné studie“ (Märchenwissenschaftliche Studien).

In Befolgung einer dankenswerten Übung, die zum Vorteil der Wissenschaft immer mehr unter den fremdsprachigen Forschern, welche ihre Arbeiten in anderen als den großen Weltsprachen veröffentlichen, Anhänger gewinnt, gab der gelehrte Verfasser seinem scharfsinnigen und mit großer Stoffbeherrschung gearbeiteten Werk eine ausführliche Inhaltsangabe in deutscher Sprache bei, welche es uns ermöglicht, genauer auf den Inhalt dieser wertvollen Veröffentlichung einzugehen.

Einleitungsweise setzt sich Prof. Dr. G. Polívka mit den Methoden des Studiums der Volksüberlieferung auseinander. Der Verfasser denkt nicht so hoffnungslos über die Migrationstheorie und die Versuche, den Ausgangspunkt eines Märchens zu bestimmen, als neuere Forscher die Sache hingestellt haben. Er ist ein Anhänger der Kulturwellentheorie, die sich auf allen Lebensgebieten des Volkes immer mehr zur Anerkennung bringt, gegenüber der sehr fragwürdigen Lehre von den ethnischen Provinzen. Er glaubt, in Europa und im besonderen bei den slawischen Völkern etwa drei ziemlich scharf begrenzte Gebiete in der Märchenliteratur annehmen zu können, und zwar: 1. das west- und mitteleuropäische, 2. das osteuropäische, 3. das südosteuropäische. Es folgen dann, in Durchführung der aufgestellten methodischen Grundsätze des allgemeinen Teiles der Abhandlung, die Untersuchungen über einige weitverbreitete und charakteristische Märchenstoffe („Das tapfere Schneiderlein“, „Die Prinzessin, die nicht lachen kann“, „Die zertanzten Schuhe“, „Der Bärenhäuter“, „Der reuige Teufel“, „Der rachsüchtige Heilige“, „Nur der Tod ist gerecht“), in denen die universelle Beherrschung des ungeheuren Stoffgebietes imponiert und die besonnene Kritik angenehm auffällt. In diesen Studien hat Prof. Dr. G. Polívka neuerlich seine Meisterschaft auf dem Gebiete der vergleichenden Märchenforschung erwiesen.

—b—

*) Vergl. Dr. Schlitz: „Der Bau vorgeschichtlicher Wohnanlagen“ (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, XXXIII, S. 301 bis 320) und R. Forrer: „Bauernfarmen der Steinzeit“, Straßburg 1903.

14. Řada pohádek a pověstí, nasbíraných v Lišni u Brna na Moravě. Napsal MUDr. Frant. Elpl. V Praze 1904. (Eine Reihe von Märchen und Sagen, gesammelt in Lösch bei Brünn in Mähren. Niedergeschrieben von Fr. Elpl. S. 122.)

Diese neue Sammlung verdient einigermaßen nähere Aufmerksamkeit, erstens weil sie Erzählungen aus bloß einem Orte enthält, zweitens weil ihr Herausgeber sich seiner Pflichten bei der Wiedergabe der Volksmärchen und Sagen bewußt ist, diese sogar ausdrücklich in der Einleitung betont. Etwas mehr wird das Vertrauen in die Sammlung eingeschränkt dadurch, daß der Herausgeber sie nicht gewissen Erzählern aus dem Volke nachschrieb, sondern sich bei deren Wiedergabe in die goldenen Zeiten einzuleben trachtete, wo er und seine Kameraden sie sich erzählten oder sie von anderen hörten. Der Herausgeber hat einige Kenntnis von der Märchenliteratur, doch ist sie bei weitem nicht tief, die musterhafteste böhmische Märchensammlung von Dr. V. Tille, Povidky z Valašska, ist ihm leider unbekannt geblieben. Die folgenden Bemerkungen zu den einzelnen Märchen dürften hoffentlich nicht nutzlos sein.

Nr. 1, S. 13 f. „Von einem Fleischergesell“, das ist vom Drachentöter und seinen drei verzauberten Hunden, aber ohne die falsche Schwester. (Vergl. R. Köhler, Kleine Schr. I, 303 f.)

Nr. 2, S. 19 f. „Vom Tambour.“ Aus der Unterwelt drei Prinzessinnen befreit, der Held von seinem Kameraden in der Unterwelt zurückgelassen. Das Märchen ist ganz verblaßt, statt der Gefährten mit übernatürlichen Eigenschaften sind es zwei ganz gewöhnliche Wanderer. Der Kampf mit dem Drachen in der Unterwelt mit einigen Worten bloß notiert. Aus der Unterwelt trägt den Helden nicht der Greif auf die Erde hinauf. Wie er so in der Unterwelt in den verlassenen Schlössern herumgeht, findet er eine Trommel, und so trommelt er, um sich die Zeit zu vertreiben. Aber plötzlich stand vor ihm ein ganzes Heer, stellte sich zu seinen Diensten, der General ließ Schiffe bauen, die ihn in sein Land bringen sollten, derweilen schickte er hundert Köche und hundert Diener, daß sie ihn im Schlosse bedienen. So kam der Tambour also wieder auf die Erde, zum Vater der befreiten Prinzessinnen. -- Schlußformel: „Ich war auch dort (auf der Hochzeit), habe gegessen, getrunken und auch getanzt, es war aber eine papierene Erde, und so bin ich bis hierher durchgefallen.“

Nr. 3, S. 24 f. „Vom grünen Blatte“, das ist das Märchen von den „Drei Schlangenblättern“. Vergleiche meinen Aufsatz in der Z. d. V. f. V. K. 1903, S. 399 ff. Es wird das von der Božena Němcová erzählte Märchen ganz kurz wiedergegeben, nur der Ursprung des wundertätigen Blattes wurde ganz vergessen, und so beginnt das Märchen: „Ein Mann hatte, ich weiß nicht woher, ein grünes Blatt.“

Nr. 4, S. 26. „Der Gürtel des heiligen Jakob“, das ist von der treulosen Mutter, die ihren Sohn einem Räuber im Waldschlosse verrät. (Vergl. Z. f. ö. V. K., Bd. V, S. 140; VII, S. 197, Nr. 18; Ethnograf Zbirnyk IX, S. 54, Nr. 27; XIII, S. 91, Nr. 278.) Das Märchen hat eine eigene Einleitung: Der Knabe war krank und schwach, und so pilgerte mit ihm die Mutter zum heiligen Jakob. Am Wege verirrtten sie sich in einem Walde in eine Höhle, abwechselnd wachten sie die Nacht durch. Dort erblickte der Knabe auf einem hohen Baum etwas Leuchtendes. Er kroch hinauf, fand einen Gürtel und auf ihm geschrieben: „Wer mich an den nackten Körper umgürtet, bekommt übernatürliche Kraft.“ Ähnlich hatte in einem anderen mährischen Märchen von der „Treulosen Schwester“ bei Kulda IV, S. 103 ff., Nr. 7, der Held einen solchen Gürtel, kam aber auf andere Weise zu ihm, ebenso in einer polnischen Version aus Oberschlesien. (Mitteil. d. schles. Ges. f. V. K., Heft VI, S. 45.) Besonders ähnlich, nur ausführlicher, in einem Märchen aus Ostböhmen. (Český Lid V, S. 562 f., Nr. 8.)

Nr. 5, S. 29 ff. „Vom Bär, Adler und Fisch.“ Tierschwäger.

Nr. 6, S. 33 f. „Von der Müllerstochter“, der Braut des Räuberhauptmannes. Zu Grimm Nr. 40, Národop. Sbornik českoslov. VII, 37 f., 62 ff.; Tille, Povidky z Valašska, Nr. 33, 40, S. 117 f.

Nr. 7, S. 35 f. „Vom dummen Hans.“ Das Gespenst im Schloß — stückweise fielen die einzelnen Glieder des Körpers hinunter. Vergl. Z. f. ö. V. K. VII, S. 198, Nr. 32; Federowski Lud białoruski, II, 284; Romanov Bėlorus. Sb. VI, 68; Wisła XVII, S. 453 f.; Strohal Hrvat. nar. pripov. II, S. 25, 72, 169.) Weiter tritt der dumme Hans in die Dienste eines geizigen Bauern und geht die Bedingung ein, daß dem, der sich ärgert, die Nase abgeschnitten wird. Vergl. Köhler, Kleine Schr. I, 149 f., 262, 326, 436.

Nr. 8, S. 40 ff. „Von der schwarzen Prinzessin“, das ist von der Prinzessin im Sarge und der Schildwache. Vergl. Z. f. ö. V. K., Bd. V, 140, 142; VII, 94, 98; Národop. Sbornik českoslov. VII, 103, 125; VIII, 39; Tille Povidky z Valašska Nr. 26, 29, 34, S. 95; Mater. antropol.-archeol. i etnograf. VI, S. 150, Nr. 6, Lud, Bd. IX (1903), S. 182 f.; Mittlg. d. schles. Ges. f. V. K., Heft VI, S. 44.

Nr. 9, S. 43 f. „Vom Wägelein, welches selbst fährt.“ Zu Grimm III, S. 114, Nr. 64. Vergl. meine Pohádkoslovné studie, S. 80 ff. Die am Wagen angeklebte Gruppe ist wieder etwas anders ausgestaltet, sogar mit einem Kaminfeger vermehrt. Die Erzählung schließt ganz einfach mit der Hochzeit.

Nr. 10, S. 48 f. „Vom gescheiten Diebe.“ Auf Befehl des Herrn soll der Dieb 1. den Kirchendiener und die Köchin stehlen und auf das Schloß bringen; 2. aus dem Stall des Herrn Pferd stehlen; 3. unter dem gräflichen Paar das Leintuch wegziehen und des Grafen Ehering stehlen. Vergl. Archiv f. slaw. Phil. XXVI, 464; Národop. Sb. českoslov. VII, 119; Tille Povidky z Valašska, Nr. 27, 28, S. 78 f.; Federowski Lud białoruski III, Nr. 249, 259, 260.

Nr. 11, S. 50 f. „Der gescheite Mann und das dumme Weib.“ Der Mann geht in die Welt, noch dümmere Leute suchen, findet er solche, so kehrt er zurück, sonst nicht. Zu Grimm Nr. 104. Doch fährt die Erzählung anders fort als gewöhnlich. Der Mann macht aus der Kuhhaut einen Sack, schüttet Wespen hinein und prophezeit dann dem Müller, wo der Liebhaber seiner Frau versteckt ist, verkauft die „Propheten“ dem Müller, führt den Kasten mit dem darin versteckten Liebhaber weg und läßt ihn dann gegen hohes Lösegeld frei, wie Grimm Nr. 61. Folgt im kurzen Auszuge der Märchenstoff „Unibos“. Vergl. Köhler Kleine Schriften I, S. 233 ff. Etwas ausführlicher wird nur die Schlußszene, wo der Mann in den Sack gesteckt wird und ersäuft werden soll.

Nr. 12, S. 55. „Aschenbrödel“. Die jüngste von drei Schwestern, nicht die Stieftochter. Sonst ähnlich. Kulda II, S. 191 ff.

Nr. 13, S. 59. „Von dem geizigen Mädchen“. Das „freigebige Mädchen“ wie sonst die Stieftochter in der Waldhütte, in der Katzenmühle, reich beschenkt, das „geizige Mädchen“ wie sonst dessen Stieftochter kommt dort um, wie ähnlich Carinthia 1865; S. 309, Z. d. V. f. V. K. VII, S. 401 f., Nr. 6; Festschrift zur fünfzigjährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholds, S. 73 f., vergl. Grimm K. H. M., Nr. 169.

Nr. 14, S. 61. „Zwei Gevatter“. Der arme Gevatter verspricht dem reichen, ihn nach seinem Tode durch zwei Nächte zu hüten. Vergl. Pröble K. V. M., S. 67, Nr. 18.

Nr. 15, S. 62 ff. „Zwei Wanderer“. Zu Grimm Nr. 107; vergl. Z. f. ö. V. K. II, S. 223, Nr. 19; VII, 98; Archiv f. slaw. Phil. XXVI, 467.

Nr. 16, S. 66 ff. „Von den sieben Raben.“ Vergl. Archiv f. slaw. Phil. XXI, 300, XXVI, 469.

Nr. 17, S. 71 ff. „Vom Grindkopf.“ Vergl. Köhler Kleine Schr. I, 330. Als Einleitung vorausgeschickt, wie der Knabe auf einem Pferde vor seiner Stiefmutter entflieht. Vergl. Z. f. ö. V. K. VII, S. 97, Nr. 35, wie bei Athanasjew, Nr. 165, nur daß hier das Pferd unter jene übernatürlichen Pferde gehört, welche geheim um Mitternacht den Klee aufzehren.

Nr. 18, S. 78 ff. „Vom gescheiten Schuster“, wie sonst gewöhnlich vom Schmiede, wie ihm von Christus die Gabe verliehen wird, daß alles auf seiner Bank, seinem Baum und anderem kleben bleibt, und so den Teufel, den Tod fängt. Vergl. Z. f. ö. V. K. II., S. 223, Nr. 24; III, 224.

Nr. 19, S. 81 f. „Vom Glasberg.“ Der Prinz hört von der Schönen am Glasberg, der Tochter einer Zauberin, die zwölf Töchter hat, und zieht um sie. Die Zauberin legt ihm übernatürliche Aufgaben auf, er löst sie mit Hilfe der Geliebten. Dann Flucht und auf derselben Verwandlungen des Liebespaares in einen Rosenstrauch, in eine Kapelle mit einem Einsiedler, in einen Teich mit einem Schwan. Vergl. Z. f. ö. V. K. II, S. 223, Nr. 16.

Nr. 20, S. 86 f. „Von drei Brüdern“, das ist Goldhammel, Tischlein deck dich und Knüttel aus dem Sack. Die böhmischen Versionen zusammengestellt in Národop. Sbornik českoslov. VII, 129; Tille, Povídky z Valašska Nr. 30, S. 85 ff.

Nr. 21, S. 89 ff. „Von drei Schwestern.“ Zu Grimm K. H. M., Nr. 15. Statt Knabe und Mädchen sind drei Schwestern, auf Antreiben der Stiefmutter in den Wald geführt, kommen in die Hütte eines Menschenfressers und einer Zauberin, das älteste Mädchen überlistet die Zauberin und stößt sie in den Ofen.

Nr. 22, S. 92 f. „Von der bösen Gräfin.“ Vom Teufel, als er noch auf Erden wandelte, ausgewechselt mit der braven Schustersfrau. Vergl. Národop. Sbornik českoslov. VII, 83 f.; Tille, Povídky z Valašska, S. 138, Nr. 47; Busk Folklore of Rome 348. Die Geschichte wurde auch von einem serbischen Dramatiker, Jovan Sterija Popović, in einem Lustspiel verarbeitet. Vergl. Srpski književni glasnik V, 1902, S. 518.

Es folgen noch S. 94 f. einige Sagen vom Wassermann und einige wenige andere Sagen, Orts-, Schatzsagen etc. Prof. Dr. G. Polívka.

15. Ubiory ludu polskiego. (Polnische Volkstrachten.) Heft I. (Mit 8 Tafeln und 12 Abbildungen im Text.) Krakau 1904. Verlag der Akademie der Wissenschaften. Hauptverkauf: Buchhandlung der polnischen Verlagsgesellschaft.

Auch die schönen malerischen Trachten des polnischen Volkes sind, wie anderwärts, in steter Abnahme begriffen und machen dem europäischen Alltagskleid Platz. Um sie wenigstens durch Druck und Farben festzuhalten, beschlossen drei um die polnische Ethnographie sehr verdiente Männer, Zawilński, Telmajer und Udziela, als Mitglieder des Verlagskomitees der anthropologischen Kommission der Akademie der Wissenschaften in Krakau, dieselben sorgfältig zu sammeln, zu ordnen und in einem größeren wissenschaftlichen Werke herauszugeben. Das erste Heft dieser lobenswürdigen Arbeit liegt mir vor, und es bereitet mir ungemein große Freude, mich an dieser Stelle darüber äußern zu dürfen.

Die Verfasser haben ihre Arbeit mit der Erörterung der Krakauer Bauerntracht begonnen, da sie dieselbe am besten zu kennen glauben. Sie scheinen unter den Krakauer Volkstrachten nur die des Krakauer politischen Bezirks zu verstehen und teilen sie somit nach dessen wichtigeren Ortschaften, wie Czernichów, Liszki, Zabieszów, Bronowice, Mogiła, Krowodża, Łobzów, Czarna Wieś, Nowa Wieś Narodowa und Zwierzyniec, ein. Die fünf letzteren Ortschaften bilden in bezug auf ihre Volkstracht nur einen Typus, welchen die Verfasser zum Unterschied von den übrigen Typen den „Gärtnertypus“ (Typ Ogrodniczy) nennen. Die Tracht der Czernichówer und ihrer nächsten Nachbarn bildet den ersten Typus: „Flisaki“ (Floßknechte). Die übrigen in der Arbeit vorkommenden Volkstrachtentypen tragen die Namen ihrer Ortschaften: 2. Liszkier, 3. Zabierzówer, 4. Bronowiceer, 5. Mogiäer oder Raclawiceer Typus.

Nach dieser Einteilung werden sodann sämtliche Typen im allgemeinen beschrieben indem zuerst die mannigfaltigen Kopfbedeckungen der Männer und Weiber in den oben erwähnten Gegenden des Krakauer Bezirks in Wort und Bild dargestellt werden.

Die häufigste Kopfbedeckung der Krakauer Bauern ist nach der vorliegenden Arbeit der Zylinderhut (celender), „von alt und jung bis in die letzte Vergangenheit“ getragen. Man verfertigt ihn in Myślenice und verkauft ihn in Krakau in den Krämerhuden an der Stolarskagasse. Ohne Schmuck kostet er zwei Kronen. Seit ungefähr sechs Jahren ist er aber bereits außer Gebrauch gekommen. Er besteht aus dem zylindrischen Hutköpfchen (głóvki) und der dachförmigen Hutkrempe (strzecha = Strohdach). Der Hutkopf hat an seinem unteren Teile ein breites, aus Samt verfertigtes Hutband (aksamitka). Man

bezieht es von Wien oder Bielitz. Das Samtband wird mit einer Messingschnalle zusammengeheftet und in der Mitte (w sercu = im Herzen) durch deren ganze Länge mit metallenen, schimmernden Plättchen verziert. An beiden Rändern, oben und unten, wird es gewöhnlich mit künstlichen Vliesstreifchen (baronkami) verbrämt. (Vergl. Abb. 1, 2, 5 und Tafel II, 1, 2, 3.)

Dieser Hut gehört dem Bronowiceer Trachtentypus an und wird von den westlichen Bewohnern des Krakauer Bezirks, das heißt bis zum Dorfe Zielonki getragen. Die Hüte des Liszkier und Czernichówer Typus unterscheiden sich von dem Bronowiceer Typus bloß durch ihren Mangel an Verzierungen, denn ihre Samtbänder haben keine Messingplättchen und Vliesverbrämungen. Die Hüte des Mogiłaer Typus unterscheiden sich von dem Bronowiceer Typus durch ihre mehr zylindrische als kegelförmige Form. Zur Ausschmückung des Samtbandes dienen neben den Messingplättchen und Vliesverbrämungen auch künstliche Blumensträuße und Pfaufederbüsche.

Der Zylinderhut ist in allen seinen vier Typen völlig aus dem Gebrauch gekommen, und dies geschah sogleich, als die Krakauer Bauern ihre Kopphaare kurz zu scheren begannen. Er soll noch aus dem 16. Jahrhundert herkommen, aber in den Zeiten der Kosciuszko findet man davon keine Spur. Zwischen den Jahren 1815 und 1830 wird in Polen eine Art des Zylinderhutes getragen, die uns an den Krakauer Bauernhut auffallend erinnert, und es ist sehr möglich, daß er aus diesem Zeitraum herrührt. Dies scheint auch der Name „Celender“ zu bestätigen, der beiden Zeiträumen gemein ist und den Zylinderhut bezeichnet. Die Bauern konnten ihren Zylinderhut der städtischen Tracht entnommen haben, da sie noch heutzutage vieles aus der Tracht der Städter entnehmen. Die Bauerntracht nämlich ist die Abspiegelung fremder Trachten: ehemals der Tracht des Adels und jetzt der der Städter. Jetzt tragen schon die Bauern anstatt der Zylinderhüte weiche städtische Filzhüte. Die Landleute von Modlnica, Modlniczka, Gębułtów und Balice tragen weiße Hüte mit breiter Krempe. Im Sommer sind die Zylinderstrohhüte in Anwendung. Ihr Hutband ist rot.

Neben den Hüten trugen ehemals die Krakauer Bauern eine Art warmer, aus Wolle gewobener Mütze, die aus einem blinden, in der Mitte gebundenen Kopfsack bestand. (Vergl. 4, 5, 10 und Tafel IV, 6.) Sie wurde in Tyniec verfertigt und in Podgórze oder Krakau verkauft. Südlich von Krakau hießen diese Mützen „Grynule“ oder „Krynule“. Es war auch eine Baranica-Mütze aus Schafspelz, der masurischen Pelzmütze (Magierka) sehr ähnlich. Sie war hoch, oben mit rundem, rotem Deckel versehen, an einer Seite tief eingeschnitten und mit grünen Schleifchen zusammengebunden. Eine Spur dieser Mütze ist in der kleinen Kinderpelzmütze erhalten geblieben, die oben einen runden Deckel und an einer Seite eine Kokarde hat. Sie wird in den Krämerbuden verkauft. Die roten viereckigen Krakauer Pelzmützen mit den Pfaufederbüschen (rogatki) sind schon verschwunden und werden nur von den Hochzeitbrautführern getragen.

Zur Bedeckung des Kopfes dienen den Krakauer Bäuerinnen vier Kopftücher: 1. das genähte oder gestickte (syto oder faftowano), 2. das dunkelrote (pańowo), 3. das schwarze (corno) und 4. das türkische Kopftuch (turecko chustka na głowe). (Vergl. 7, 9, 11, Tafel I, III, IV, V.) Das genähte oder gestickte Kopftuch ist ein viereckiges, 1,5 m² großes, mit allerlei Blumen und geometrischen Figuren schön gesticktes Stück Leinwand. Das dunkelrote Kopftuch hat dunkelroten Grund mit einem bunt gestickten Randmuster. Das schwarze Kopftuch ist ein gewöhnliches schwarzes, mit weißen Punkten gedrucktes Stück Leinwand. Das türkische Kopftuch hat ganz weißen Grund und einen mit dunkelroten und dunkelgrünen Blumen und Figuren bemalten Rand. Alle diese Kopftücher werden fast auf gleiche Weise, das heißt in einen kleinen Türkenbund um den Kopf gewunden. Eine Ecke des gewundenen Kopftuches hängt herab und stellt seine schöne Flachstickerei zur Schau. Sie werden sowohl von den Weibern als auch von den Mädchen getragen. Den Unterschied zwischen den einen und den anderen bemerkt man nur in ihren kurzen oder langen Haaren. Die Haare der Weiber sind kurz, dicht bei den Ohren geschnitten, die Haare der Mädchen sind lang und in Haarzöpfe

geflochten. Die Haarzöpfe hängen unter dem Tuch heraus und fallen über den Rücken herab. Hie und da werden sie in den Turban eingeflochten und auf der Außenseite desselben mit den Haarnadeln angeheftet.

Dies der ungefähre Inhalt des ersten Heftes der „Ubiory ludu polskiego“. Im Anschlusse an die Erörterung der Krakauer Kopfbedeckungen wurden dem Hefte noch sieben Tafeln mit Zeichnungen der Krakauer Volkstrachten beigelegt, so daß die ganze Arbeit einen sehr vorteilhaften Eindruck macht.

Zum Schluß noch einige kritische Bemerkungen.

Zunächst scheint mir die Einteilung der Volkstrachten nach den politischen Bezirken nicht glücklich. Die Trachten und anderen volkskundlichen Gegenstände eines Volkes — wie sie oft zur wissenschaftlichen Erörterung gelangen — sollen meines Erachtens nicht nach den politischen Bezirken, in denen sie vorkommen, eingeteilt und besprochen werden, sondern nach den Volksstämmen, welchen sie als ihr durch lange Jahre erworbenes Gut angehören. Das gesamte polnische Volk kennt in seinem Privatleben keine Bezirke und Kreise, die sich fortwährend verändern und nach den politischen Verhältnissen richten. Es kennt allein seine Volksstämme, aus denen es seit Jahrhunderten besteht.

Die im ersten Heft besprochenen Hüte, Mützen und Kopftücher sind nicht nur bei den Krakauer Bauern im Gebrauch, sondern auch bei den Bauern anderer Bezirke, die an der Weichsel liegen. Der Zylinderhut der Krakauer Bauern ist ja die masurische Kopfbedeckung neben der „Magierka“. (Siehe die „polnischen Volkstrachten“, herausgegeben von Lewicki. *) Zu den Krakauer Lachen wurde er gleichzeitig mit der Magierka durch die „Flisaken“ gebracht und unter den Nachbarn verbreitet. Und daß ihn die Masuren samt ihrer Magierka von den Magyaren entlehnt haben, sollen uns die polnischen Geschichtsschreiber erklären. Sie sollen aber vorerst das alte Bild in der jagellonischen Kapelle am Wawel, wo die drei Könige: Kasimir der Große von Polen, Ladislaus Jagiello von Litauen und Ludwig von Ungarn, dem neugeborenen Jesukinde ihre Huldigung leisten, betrachten. In der Zeitepoche, welche uns dieses Bild darstellt, lebten die Masuren den Magyaren sehr nahe. Der Umtausch ihrer Kappen und Zylinderhüte, die wir an dem Bilde ganz genau beobachten können, war möglich und durch ihre wenn auch nur politische „Brüderschaft“ begründet. Noch heutzutage trifft es sich oftmals, daß sich „verbrüderete“ Leute ihre Kopfbedeckungen gegenseitig schenken oder abkaufen. Früher war das eine sehr verbreitete Sitte.

Die einheimische Kopfbedeckung der Krakauer Bauern, welche nach dem „Latopis“ des Nestor, Cap. 3, den Wurzelstock des Lachenvolkes bilden, ist, so wie bei anderen Lachen die wollene „Grymuła“, von den Verfassern „Grynula“ oder „Krynula“ genannt. Ähnlich verhält sich die Sache mit den Kopftüchern der Weiber. Es sind das dieselben Kopftücher, welche in anderen Gegenden die Lachinnen tragen. Sie heißen auch allgemein „Lachówki“, „lachoskie chustki“, ebenso wie „Grymuły“ oder „Kukiołki“-Mützen „lachoskie copy“ heißen. Der weiße Oberrock „Górnica“, der weiße Unterrock „Spodnica“, die weißen Beinkleider, Tücher und Kappen, das heißt „lachoskie portki“, „chustki“ i „copy“, bilden die lachische Tracht. Eine solche Tracht hatten und haben noch die Krakauer Lachen.

Hätten also die Verfasser die Volkstrachten nach einzelnen polnischen Völkern geordnet und sie nach den einzelnen Volksstämmen besprochen, so müßte ihnen die unternommene Arbeit besser und gründlicher ausfallen, denn sie würde an wissenschaftlicher Klarheit und Vollkommenheit gewinnen. Die vorliegende Arbeit sollte mithin zuerst die Tracht der Lachen, dann die der Goralen, Rußniaken, Schlesier, Masuren, Polen, Weiß-, Rot- und Schwarzarussen und anderer sogenannter „polnischen“ Völker darstellen.

Auch die Unterscheidung der einzelnen Trachtentypen innerhalb eines Bezirks — und dies auf Grund manch zufälliger, geringfügiger Verzierungen der Kopfbedeckung oder

*) Das Museum für österreichische Volkskunde besitzt dank der Bemühung des Verfassers ein Exemplar dieses seltenen und wertvollen Werkes. D. Red.

anderer Trachtenstücke — hat keinen wissenschaftlichen Grund. Die einzelnen Trachtentypen sind nach ihrer Form und nach ihrem Stoff, woraus sie verfertigt werden, zu unterscheiden, aber nicht nach ihren auffälligen Verzierungen, wie es die Verfasser getan haben.

Überdies sind *einige* Behauptungen der Verfasser unrichtig, wie zum Beispiel daß die frühere Bauerntracht der Tracht des polnischen Adels nachgebildet worden sei. Die Sache verhält sich ganz umgekehrt: die Tracht des polnischen Adels ist größtenteils der Tracht der polnischen Bauern entnommen worden. Die Rutenen tragen doch bis jetzt hohe rote oder gelbe Stiefel wie der polnische Adel; die litauischen Bauern tragen dieselben Pelzmützen und Kontuschen, und die Masuren dieselben Magierka-Mützen wie die Adeligen in Polen der früheren Jahrhunderte. Daß jetzt die Bauern die städtische Tracht nachahmen und tragen, ist wahr, aber dies war in älteren Zeiten nicht möglich. Die städtische Tracht in Polen war die Nachahmung der bürgerlichen Tracht des Auslandes, besonders in Deutschland. Die Bauern hatten damals ihre eigene Tracht, die sie sich selbst zu Hause erzeugten und dieselbe dann an andere Bauern verkauften. Die Muster dazu hatten sie in ihrer Tradition, die sie von ihren Vorfahren samt alter Volkstracht ererbt hatten, oder holten sich dieselben von fremden Bauern, mit denen sie im Verkehr waren. So war es bei uns in Polen und auch in anderen Ländern. Die Bauernmode war damals in ihren eigenen Händen, nicht in den Händen der Städte, so wie jetzt. Die Bauern hatten ihre eigene Hausindustrie, welche die Fabriken später total zerstörten. Die Bauern konnten die Tracht des polnischen Adels nicht nachahmen, schon aus dem Grunde, da es ihnen strengstens verboten war, ihre Volkstracht nach der Mode der Adeligen zu ändern. Daß die Bauerntracht in Polen sich bis auf unsere Zeiten aufbewahrt hat, dafür hat der polnische Adel gesorgt. Noch jetzt sieht es der polnische Adel sehr unwillig, daß die Bauern ihre „polnische“ Bauerntracht verwerfen und die städtische anstatt ihrer annehmen.

Zuletzt ist die Darstellungsweise der vorliegenden Arbeit etwas unklar und verwirrt, so daß man manche Stellen einigemale lesen muß, um den richtigen Sinn erfassen zu können.

Ungeachtet aller dieser Mängel, ist die Arbeit auf dem Gebiete der polnischen Volkskunde eine sehr lobenswerte Bemühung, und den Verfassern gebührt von seiten derjenigen, die sich dafür interessieren, die verdiente Anerkennung.

Tarnów, am 5. Juni 1905.

Ludwig Mlyněk.

16. Kroatische Bauformen. Herausgegeben vom Kroatischen Ingenieur- und Architekten-Verein in Zagreb (Agram). III. Heft. Verlag des Vereines, Zagreb 1905.

Im X. Band, S. 164 und XI. Band, S. 46 dieser Zeitschrift wurde auf den Inhalt der beiden erst erschienenen Lieferungen dieser wertvollen Publikation bereits in längerer Würdigung eingegangen. Das III. Heft hat folgenden Inhalt;

Komitat Syrmien.

Blatt 21. Getreideschober in Erdevik H.-Nr. 360, Bezirk Ilok. Aufnahme von Ivan Kos in Agram.

Dieses Objekt wurde im Jahre 1821 gebaut, war ehemals mit farbigem Schmuck versehen, wurde aber vor fünf Jahren vom jetzigen Eigentümer Pante Širadović mit gelber Ölfarbe überstrichen.

Blatt 22. Bauernhaus aus Tovarnik H.-Nr. 44, Bezirk Šid. Aufgenommen von Janko Holjac und Martin Pilar aus Agram.

Blatt 23. Perspektivische Ansicht eines Hauses in Lipovac, Bezirk Šid. Aufgenommen von Martin Pilar aus Agram.

Dieses Haus ist im Grundriß und der übrigen Einteilung gleich dem Hause auf Blatt 2.

Blatt 24. Getreidespeicher aus Budanovci, Bezirk Ruma. Aufgenommen von Janko Holjac und Martin Pilar aus Agram.

Dieses Blatt zeigt uns neben einem typisch rein volkstümlich ausgeführten Getreideschober auch einen solchen, der von einem gelernten Bildhauer (Paul) ausgeführt wurde. Dieser Paul baute in Syrmien Kirchenaltäre (Ikonostas) und nebenbei schmückte er die bauerlichen Bauten aus. Auf demselben Blatte sind auch Hofeingänge dargestellt; der eine ist von einem Bauer ausgeführt, wohingegen der andere vom erwähnten Bildhauer Paul entworfen wurde.

Blatt 25. Bauernhaus in Subotiče H.-Nr. 102, Bezirk Ruma. Aufgenommen von Janko Holjac und Martin Pilar, gezeichnet von Georg Chvála. Alle aus Agram.

Dieses Haus erbauten im Jahre 1851 Sava und Sreta Nemić, aber der Einfluß des früher erwähnten Bildhauers Paul ist deutlich erkennbar, da die Verzierungen nicht rein volkstümlich sind.

Blatt 26. Verzierungen aus dem Bezirk Vinkovci. Aufgenommen und gezeichnet von Marko Peroš aus Agram.

Die Bilder stellen dar: 1., 2., 3. und 6. Dachfirstverzierungen. 4. Säulenkapitel. 5. Bundtramp. 7. bis 12. Ornamente auf Spinnrocken. 13. bis 16. Geschnittene Brettchen von Parapeten der Hausgänge. 17. bis 18. Säulchen von Hausgängen.

Blatt 27. Getreideschober in Kuzmin H.-Nr. 120, Bezirk Mitrovica. Aufgenommen und gezeichnet von Ivan Kos aus Agram.

Dieses Objekt wurde vor siebzig oder achtzig Jahren von einem taubstummen Meister, dem bosnischen Emigranten Peter Tulay, ausgeführt und ist demzufolge in der Ornamentik der orientalische Einfluß erkennbar. Die Ornamente auf den Trämen sind gestochen und rot gefärbt, andere Teile sind wieder blau und gelb, die Auszackung der Träme ist blau.

Komitat Agram.

Blatt 28. Verzierungen aus dem Bezirk Sissek. Aufgenommen und gezeichnet von Josip Doljak aus Osiek.

Blatt 29. Küche in Trnova H.-Nr. 43, Bezirk Agram. Aufgenommen und gezeichnet von Ivan Kos aus Agram.

Im Hintergrunde ist der Stall sichtbar.

Bezirkshauptmannschaft Spljet (Spalato).

Blatt 30. Bauernhaus im Küstengebiete bei Solin. Aufgenommen von Eduard Žagar aus Spalato.

Das ist der Typus des Bauernhauses im Küstengebiete vor zweihundert Jahren. Aus dem Situationsplan ist zu entnehmen, daß das Haus mitten zwischen den Feldern und Weingärten des Besitzers steht. *a* ist Keller, *b* und *c* Ställe für Esel, über *a* und *b* sind Wohnzimmer, *d* ist Küche, *e* Mistgrube, *f* Hühnerstall, *g* Heuschupfen, *h* Schweinestall, *i* Hof, *j* Backofen.

Wir behalten uns vor, auf das Werk nach Abschluß desselben eingehend zurückzukommen.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Jahresversammlung.

Am 6. Mai d. J. fand im Sitzungsalle der niederösterreichischen Handelskammer die diesjährige Jahresversammlung des Vereines statt, welcher in Vertretung des Herrn Präsidenten Seiner Erlaucht Grafen J. Harrach Herr Vizepräsident Oskar Edler von Hoefft präsierte. Die vorgetragenen Jahresberichte des Präsidenten und des Museumsdirektors Dr. M. Haberlandt sowie der von Herrn Kassier J. Thirring verlesene Kassabericht pro 1904 wurden einhellig unter Beifall genehmigt und dem Herrn Kassier das

Absolutorium erteilt. Herr Oberingenieur *Benno Brausewetter* brachte einige dankenswerte Anregungen zur Kenntnis der Versammlung, die das Präsidium dem Ausschuß zur Beratung und Beschlußfassung vorlegen wird. Hierauf fanden die beiden angekündigten Vorträge der Herren *Anton Dachler* und *Dr. M. Haberlandt* statt, welche mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden.

2 Subventionen und Spenden.

Außer den bereits verzeichneten Subventionen sind eingelaufen: von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer 800 Kronen, vom hohen niederösterreichischen Landtag 200 Kronen, von Seiner Durchlaucht dem Herrn regierenden *Fürsten Johann von und zu Liechtenstein* 500 Kronen, von Seiner k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn *Erzherzog Ludwig Viktor* 100 Kronen.

3. Herausgabe des III. Supplementsheftes zur Zeitschrift für österreichische Volkskunde.

Am 1. Juni d. J. ist als III. Supplementheft die nachfolgende Abhandlung erschienen:

Weihnachtsgebäcke. Eine vergleichende Studie der germanischen Gebäckbrote zur Weihnachtszeit. Von *Dr. M. Höfler*, Hofrat in Tölz (Oberbayern). Mit 13 Figurentafeln (69 Abbildungen).

Die kostspielige Drucklegung wurde durch einen vom Herrn Verfasser bereitwilligst gewährten Druckkostenbeitrag von 450 Mark = 521 Kronen 17 Heller ermöglicht. Der Buchhandlungspreis dieses Supplementheftes beträgt 3 Kronen, für Mitglieder des Vereines für österreichische Volkskunde 2 Kronen, zu welchem Preise ausschließlich die Vereinskasse Bestellungen übernimmt.

b) Museum.

1. Vermehrung der Sammlungen.

Ethnographische Sammlung.

11. *Raufwerkzeuge der Innviertler Bauernburschen* (20 Stück). Geschenk des Herrn Ministerialrates *Dr. H. Heidlmair* in Wien.

12. *Leuchter aus Blech*, bemalt. Geschenk des Herrn Hofrates *Dr. Franz Steindachner*.

13. *Geschriebenes Gebetbuch*. — *Neuer Landkalender vom Jahre 1802*. Geschenk des Herrn *Benjamin Kroboth* in Oberthemenau.

14. *29 verschiedene Gegenstände* aus der Umgebung von Bozen. Angekauft von Herrn Lehrer *Karl Wolgemuth* in Bozen.

15. *Behang mit roter Stickerei und Spitzenbesatz*. Geschenk des *Hugo Wolf-Vereines*.

16. *Heiligenbild*, gemalt. Geschenk des Herrn Lehrers *Karl Reiterer* in Liezen bei Weissenbach.

17. *Stickrahmen* aus Südböhmen. Angekauft von *Fr. Mučnjak*.

18. *Kollektion von Frau Emilie Edle v. Laszowska*. Ankauf. 16 bemalte Krügel, davon 12 mit Zinndeckel. — *Zinnteller*. — *Weihbrunnen* mit Kreuzigungsgruppe. — *Grünglasierte Kachel* aus den Alpenländern. — 11 Krüge und 25 Teller, verschieden dekoriert, aus Mähren. — 16 Krüge, 6 Humpen und 4 Schüsseln, verschieden dekoriert, aus Böhmen. — 2 Krainer Krügel. — 2 Schüsselchen, mit Madonna bemalt, italienisch. — 2 Schüsseln, gelb, grün und blau dekoriert, Galizien. — 10 blaue Teller und 2 Krügel mit eingeritzten Verzierungen, aus Siebenbürgen. — *Brunnen mit vier Mägden, oben Jesus, der gute Hirte*, aus Holz geschnitten. — *Kästchen*, mit Laden bemalt, aus Tirol. — 4 *Tschuturas* aus Holz, bemalt, aus Ungarn. — 2 *Holzpfleifen* aus Dalmatien.

19. *Umhängtuch*, färbig bedruckt. — *Taufhäubchen* mit Perlenstickerei und Spitze, aus Niederösterreich. Angekauft von *Ignaz Hoor*.

20. *14 gestickte Mittelstreifen von Wochenbettvorhängen*. — *35 Ärmel- und Achselbesätze*, buntfärbig gestickt, jeder anders gemustert. — *2 Besatzstreifen*, gestickt und mit Spitzen besetzt. — *3 gestickte Brusteinsätze* aus Mähren. Angekauft von *Hermann Schön*, Gastwirt in Ungarisch-Hradisch.

21. *Gürtel mit Karneolsteinen besetzt*, aus Bosnien. — *Frauenhäubchen*, gestickt, mit Spitze, aus Böhmen. Angekauft von Frau *Grete Mandlick*.

22. *Kruzifix mit Marienfigur am Sockel*, aus Holz geschnitzt. — *Violine samt Bogen*, rot bemalt, aus der Umgebung von Tarnow. Geschenk von Herrn *Prof. Ludwig Mlynek*.

23. *110 Ostereier*, verschieden gefärbt. — *9 Eier* in verschiedenen Stadien der Bemalung. Geschenk des Herrn *Prof. Wladimir Szuchiewicz* in Lemberg.

24. *Sack*, bunt gewirkt, aus Spalato. Angekauft von Herrn Direktor *Dr. Fr. Bulić*.

25. *Kinderhäubchen* mit roter Masche, aus Krain. — *Frauenhaube* einer reichen Bäuerin. — *Frauenhaube* einer armen Bäuerin, aus Untersteiermark. — *Weibliches Kostüm* aus Vodice in Krain. 6 Stück. Angekauft von Herrn *Josef Stele* in Stein in Krain.

26. *Bosnisches Kaffeeservice* aus Kupfer, versilbert und graviert. Eine große Tasse, Kaffeeanne, Zuckerdose, 6 Schalen mit Untertassen und ein Holzlöffelchen. Geschenk des Herrn Hofrates *Dr. Franz Steindachner* in Wien.

27. *Frauenschmuck* aus Dalmatien (Narentatal), 24 Stück, angekauft durch Vermittlung des Herrn Regierungsrates *Dr. F. Bulić* in Spalato.

28. *Sammlung aus dem Chodengebiete*, 129 Stück, angekauft durch Vermittlung des Herrn Lehrers *Josef Blau* in Silberberg.

29. *23 Ostereier* aus Schönau, Böhmerwald. Angekauft von *Emmerich Fechter* in Wien.

30. *Sammlung aus dem Chodengebiete und der Umgebung von Neuern*, 23 Stück, angekauft durch Vermittlung des Herrn *Josef Blau* in Silberberg.

31. *Votivfigur und Spinnrocken* aus Istrien, angekauft durch Vermittlung des Herrn *Prof. Dr. K. Moser* in Triest.

2. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch die nachfolgende Schule und Vereine

9. Mädchen-Bürgerschule, XX. Jägerstraße 54.

10. Alpiner Verein „Kunst- und Naturfreunde“.

11. Alpiner Verein „D' Halltaler“.

12. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.

13. Deutscher Volksgesangsverein.

14. Hörer der k. k. Universität.

Schluß der Redaktion: 20. Juni 1905.

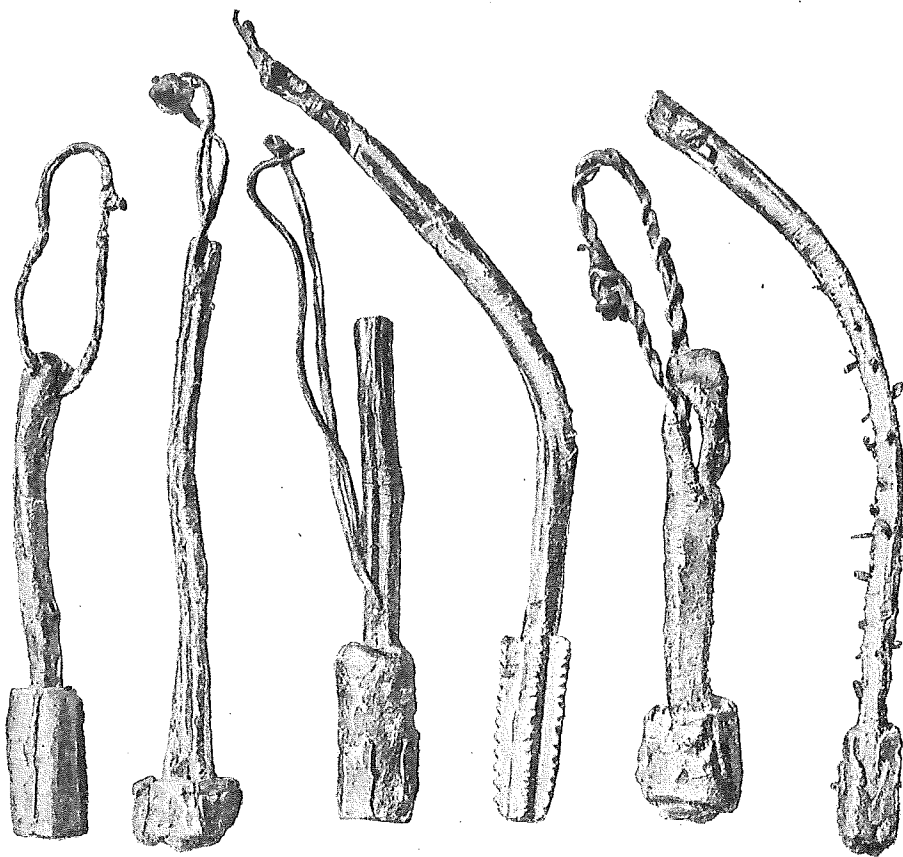


Fig. 25—30. Raufwerkzeuge aus dem Innviertel. Typus I: Totschläger.

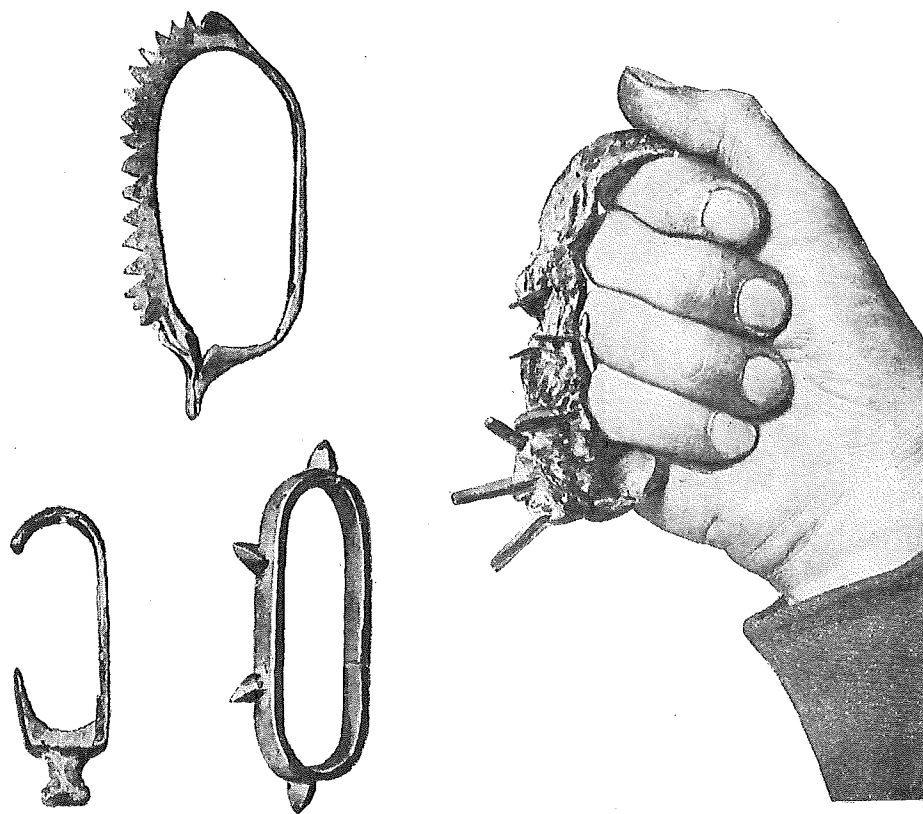


Fig. 31—34. Raufwerkzeuge aus dem Innviertel. Typus II: Faustwehren.

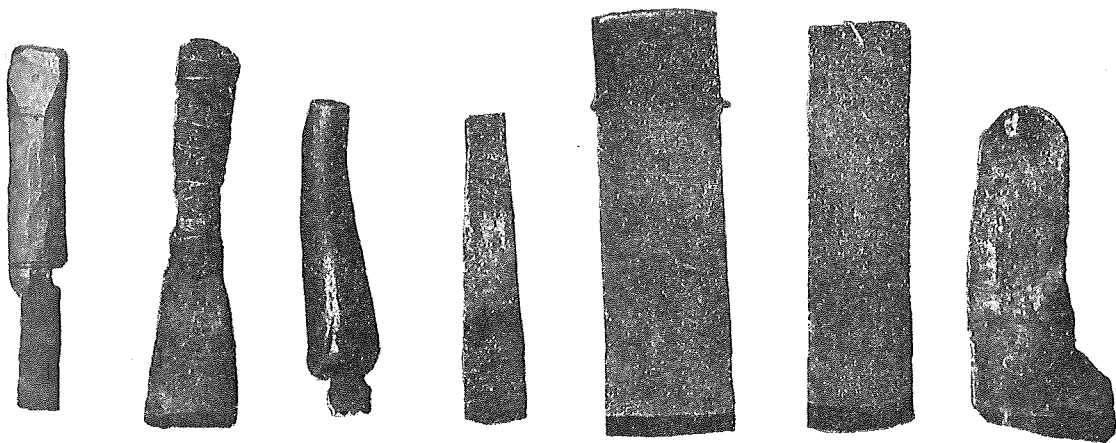


Fig. 35—41. Raufwerkzeuge aus dem Innviertel. Typus III: Werkzeuge.

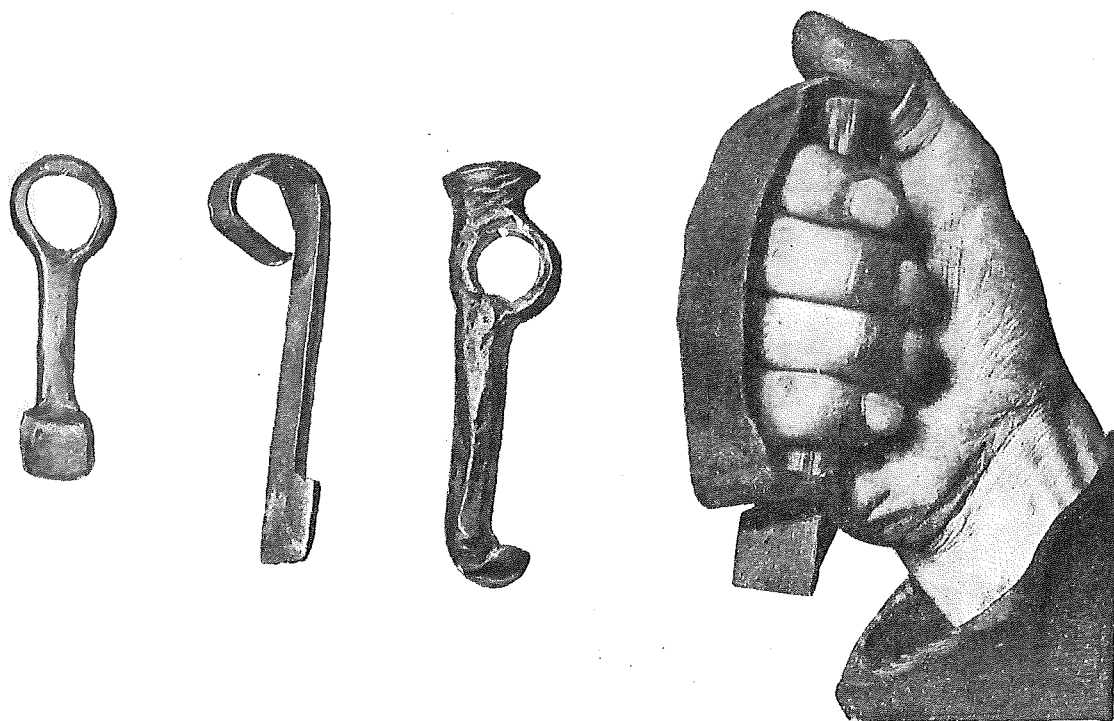


Fig. 42—44. Raufwerkzeuge aus dem Innviertel. Typus IV: Nasenschlitzer. Fig. 45. Stemmeisen.

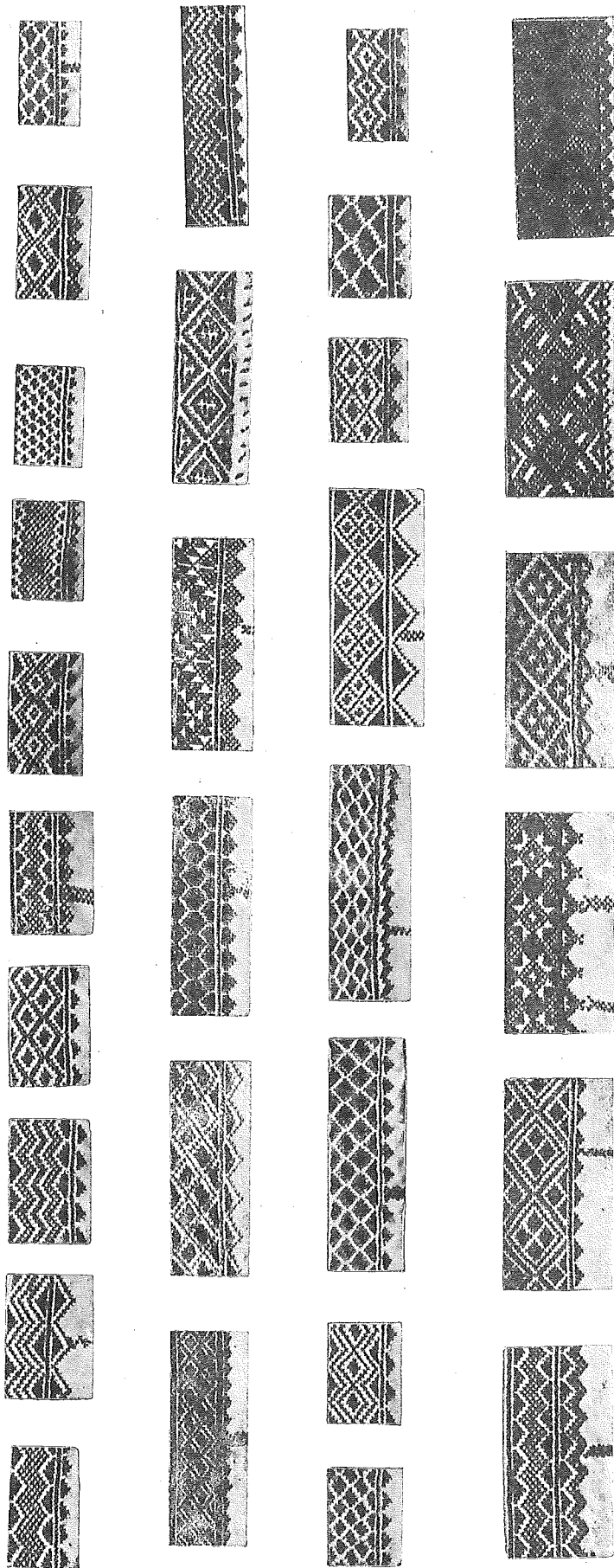


Fig. 57—86. Stickereimuster von weiblichen Ärmelbesätzen aus Mšanec und Lutovyska.

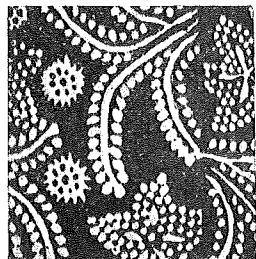


Fig. 87.

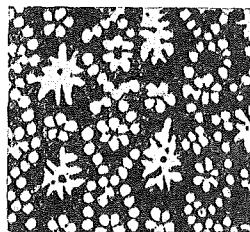


Fig. 88.

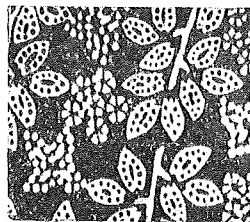


Fig. 89.

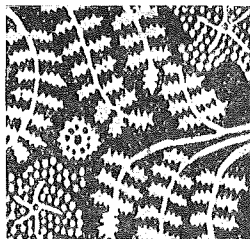


Fig. 90.

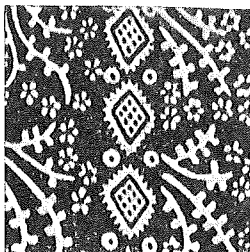


Fig. 91.

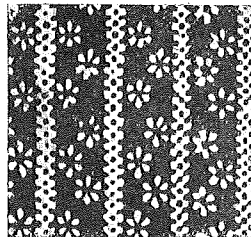


Fig. 92.

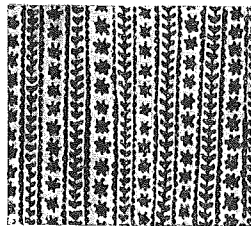


Fig. 93.

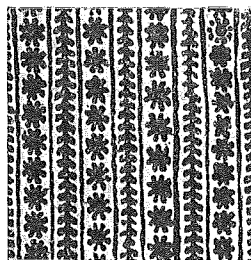


Fig. 94.

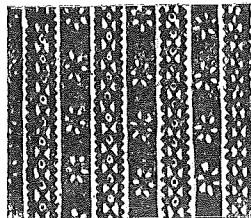


Fig. 95.

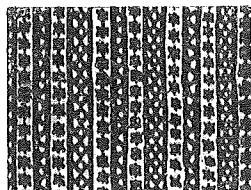


Fig. 96.

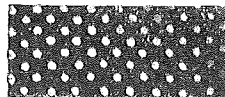


Fig. 97.

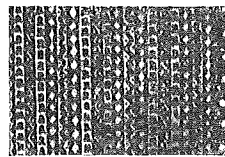


Fig. 98.

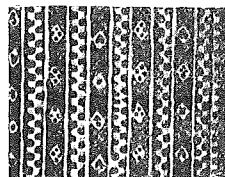


Fig. 99.

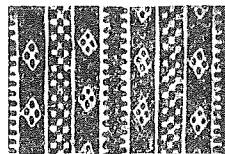


Fig. 100.

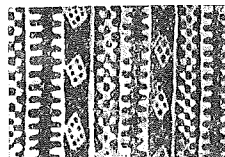


Fig. 101.

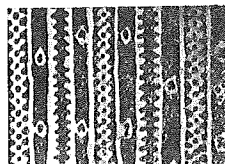


Fig. 102.

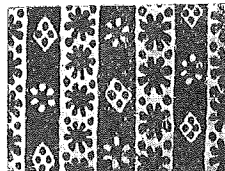


Fig. 103.

Fig. 87—103. Leinwanddruckmuster aus Lutovyska. (Namenerklärung umstehend.)

Leinwanddruckmuster aus Lutovyska.

Fig. 87. Zweigmuster (Hahnzania).

Fig. 88. Stoßmuster (Šturgania).

Fig. 89. Immergrünmuster (Barvinkania).

Fig. 90. Zweigmuster (Hahnzania).

Fig. 91. Kettenmuster (Ohnyvania).

Fig. 92. Blumenmuster (Čiškania).

Fig. 93. Ustriky-Muster (Ustrikania).

Fig. 94. Ustriky-Muster (Ustrikania).

Fig. 95. Regenbogenmuster (Duhanysta).

Fig. 96. Pentagrammen-, oder Münzen-(?)
Muster (Sorokivci).

Fig. 97. Punktmuster (Dziabkania).

Fig. 98. Ustriky-Muster (Ustrikania).

Fig. 99. Regenbogenmuster (Duhanysta).

Fig. 100. Regenbogenmuster (Duhanysta).

Fig. 101. Regenbogenmuster (Duhanysta).

Fig. 102. Regenbogenmuster (Duhanysta).

Fig. 103. Pentagrammen- oder Münzen-(?)
Muster (Sorokivci).

Dr. Ivan Franko: Eine ethnologische Expedition in das Bojkenland.

c a b d e f g h

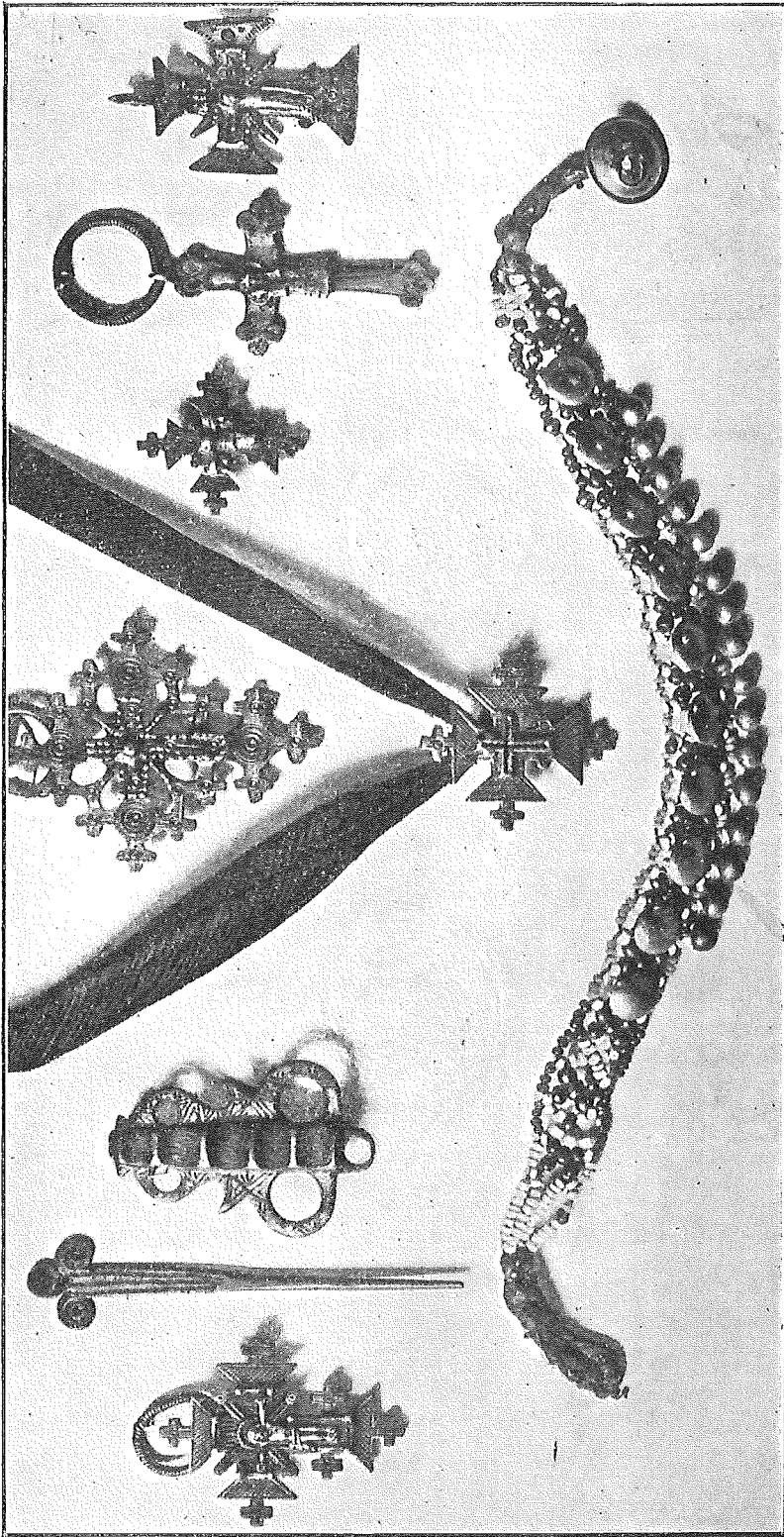


Fig. 108—116. a Pfeifenstocher aus Mšanec, b Schnalle zum Riemengürtel, c—h Halskreuze für Weiber aus Mšanec, i Perlenhalsband aus Lavočne.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Über Volkstracht im Gebirge.

Von J. Friedrich Lentner.

(Mit 2 Textabbildungen.)

(Schluß.)

Es dürfte sehr schwierig zu entscheiden sein, ob in der noch vorhandenen Volkstracht die des schönen Geschlechtes an Verbreitung und Wert die männliche überwiege oder umgekehrt. Vollständigkeit, Sonderung nach einzelnen geschichtlich begründeten Gruppen möchte ich mehr für die Männer ansprechen, den Frauen gehört die Mannigfaltigkeit und deshalb wohl die Menge. Auf ein Systematisieren dieser Dinge mag man billig verzichten, mit der Chronologie nahmen es die Frauen nie genau. Eher noch haben sie Sinn für das, was mit Familie und Verwandtschaft zusammenhängt, für Sitte und Brauch ihres Stammes.

Während wir im Osten unseres umgearbeiteten Feldes bei den bajuvarischen Enkeln Ältestes und Echtestes auffanden, reichen uns im Westen die Enkelinnen schöne, erfreuliche Reste vom züchtigen und sinnigen Putz ihrer alemannischen Elternmütter. Die Frauen und Mädchen des Bregenzerwaldes, bei welchen das Kleid noch nicht Arme und Reiche scheidet, möchten viel vom ursprünglichen Brauche mit der gleichen, steten Einfalt bewahrt haben, die überhaupt den grünen Winkel zur verborgenen Schatzkammer deutscher Väterweise werden ließ. Beinahe überall findet man Mieder und Rock, der älteren Form ganz entgegen, getrennt; die Wälderinnen aber — und mit ihnen die Frauen in den Tälern, wo Alemannen als Ansiedler gelten — haben an dem feinfaltigen Rock von glänzend schwarzer Leinwand das Mieder, oder besser Leibchen, festgeheftet, überdies ohne irgendeinen Taillenschnitt. Die mäßig weite Juppe (so nennen sie dies Kleidungsstück) wird um die Leibesmitte mit einem Riemen gegürtet, die ältesten Zeugnisse für deutsche Frauengewänder deuten auf dieselbe Form, der Oberleib, als besonderes Kleid geschnitten, gehört späteren Zeiten an, und der Gürtel blieb ja noch in Ehren, als er schon nicht mehr seinen Zweck, die Zusammenfaltung des Kleides ober den Hüften, zu erfüllen hatte. Über der Brust ist jenes Leibchen gerade ins Eck geschnitten und läßt den Brustfleck (Bleatz) sehen und darunter das Goller, das züchtig am Halse sich schließt. Aus schwarzem Samt sind diese Stücke gefertigt, der Brustfleck

mit bunten Blumen gestickt in Seide und Goldfäden, und ebenso die breite Verbrämung des Leibchens. Ein funkelnder »Keaderstreif«, wie sie sagen, gilt als einziger Stolz, neben dem mit Nägeln zierlich beschlagenen Riemen, den die Prunkschnalle aus Silber schließt, während an einem aus feinen Ledernesteln geflochtenen Riemen davon ein Schnappmesser (Häggel) niederhängt, wenn man den blauen Bandstreifen, der die Juppe inmitten durchzieht (Saum), dareingehen läßt. Die Arme bedecken zwei halbweite Ärmel von dunklem Tuche, die einem unsichtbaren Unterleibchen angehören. Über Rock und Ärmel wird zeitweise, besonders zum Festputze, der »Schalk« getragen, eine Jacke mit Ärmeln von glänzend schwarzem Linnen, ringsum schmal blau gerändert; kurz genug und vorne so weit offen, daß die Herrlichkeiten des Keaderstreifens und Bleazes nicht den Blicken der Nachbarinnen entzogen werden. Der Schalk ist indessen um vieles jünger als Goller und Juppe und möchte sein Vorbild im patrizischen Prunke vom Ende des 16. Jahrhunderts finden.

Um wieviel ehrwürdiger erscheint nicht der Faltenmantel, den Braut und Ehrenmutter umhängen, ein gut mittelalterliches Gewand, bei den Nonnen noch üblich unter dem alten Namen »Flocke«, in den sich auch die Trauernden hüllen, nur mit dem Unterschied, daß das »Lodmäntele« an der Schulter offen gelassen wird, indessen das vorne auseinanderhängende blaue Hochzeitskleid die Prunkschnalle sichtbar läßt. Und zu dem ernsten Mantel ist die wohl noch ältere Stauche gestellt, ein langes Stück Leinen, das mit eigener Kunstfertigkeit um Kopf, Gesicht, Nacken und Brust gewunden wird zu einer ehrerbietig klösterlichen Hülle. Im Walde umhüllen sich nicht allein die Klagfrauen mit dem »Stauch«, nach der ältesten Bedeutung wählt die Braut bei der Trauung schon diesen Frauenschmuck, dem sie noch für wenige Stunden ein Kränzlein aufsetzt, und ebenso gestaucht ist ihre Ehrenbegleiterin. Im Stauchen läßt sich das alte »Gebäude«, des Weibes Kopfszier im Gegensatze zum Schappel der Jungfrau, von dem wir in den Dichtungen der ritterlichen Singer lesen, nicht verkennen, Wie vielfach sehen wir nicht an alten Bildern, auf verwitterten Gräbern jene Reihen frommer Frauen knien in diesen feierlichen Gewändern? Bei den Seelenmessen für Kaiser Ludwig der Bayer in der Münchner Liebfrauenkirche erscheinen die betenden Pfründnerinnen in Stauch und Flogge (Flocke) — in einer Tracht, die schon 1423 die Frauen und Fräulein daselbst vom Rate als Vorrecht sich erbaten — und mußte man nicht der beleidigten Frau im Gottesgerichtskampf nach dem Augsburger und manch anderem Rechtsbuche »ainen stain in ir stauchen geben« als Waffe gegen ihren Ehrenfeind? Die schwarzen Mäntel (»Regenschoße« heißen und von dunkelgrünem Tuch mit rotem »Bleaz« am Rande gefertigt) galten ehemals rings im Gebirge. Zu Mittelberg im Walsertal, dem Nachbarort des Innerwaldes, hat sie erst 1785 der

Pfarrer Reichhardt seinem andächtigen Weibsvolk abgepredigt, um Vorhänge zum heiligen Grabe daraus zu machen. Dafür ist der Stauchen dort noch in Ehren und gilt vielverbreitet als Trauerzeichen, besonders in Vorarlberg, draußen auch in den Bergen des Allgäus und in ihren Abdachungen im Lechraim wie im Chiemgau als »Klagtüechl«.

Den Nachbarinnen der sittigen Wäldermägdli und -Frauen in den Walsertälern und jenseits des Schnöckens mangelt schon vieles von jenen älteren geheiligteren Formen. An ihrem tuchbelegten glänzenden Leinenrock haftet zwar das Mieder noch fest, die Unterwalserinnen, obwohl gegen ihres Stammes Brauch die schwarze Farbe liebend, wählen aber schon bessere Stoffe. Ihre Schälke, die über der Brust geschlossen, genau im Schnitte, wie ihn um 1570 bis 1580 die Gespielinnen der schönen Philippine Welser trugen, mit den Achselnestern und dem reichen Samtgebräme, glänzen von feinem schwarzen Tuche, statt des einfachen Gollers falten sich breite schwere Seidentücher mit lang abhängenden Enden um Hals und Kinn. Die Lechtalerinnen, besonders die reichen Handelsfrauen, erinnerten wohl nur mehr durch ihre festlich schwarze Farbe an die Bäslein im Walde; da schneidet schon die städtische Mode Korsett, Rock und Fürfleck aus kostbaren Gros de Naples, und kaum das Goller von gepreßtem Samt findet noch Gnade neben dem Mailänder Tuche, während Atlasbänder sich an die langen, blonden Flechten winden und den feinen Felberhut beschleifen. Den schwarzen, »progelnden« Holzgauer- und Elbingenalberfrauen setzen wir zum grellen Kontrast die Walserinnen auf Damäls und vom Sonntag entgegen, die da brennrot zwischen ihren grünen Matten und grauen Hütten umherwandeln. Von häßlichstem, busenzerquetschendem Zuschnitte ist ihr kurzes, grünes Mieder, aber mit dem Rock und der Ärmeljacke von demselben roten Wollstoffe, noch vervollständigt durch rote Strümpfe. Die Jacke (Juppe) bleibt an der Brust offen, wie die ältere Lechtaler und Tannberger. Wenn wir rasch hineinwandern in die Talfer Schluchten ins Sarntal und hinauf nach Mölten und Vörau, finden wir abermals Rock und Leib gut alemannisch ungetrennt; ersterer, schwarz und grün gerändert (Galonensrock), hängt an dem hochroten, auch grünen hübsch geformten Mieder, das rings einen breiten schwarzen Samtbesatz und über den Rücken nach der Naht zwei purpurne Schnürlein (Amarellen) zum Aufputz hat. Den Schalk fertigen die Sarnerinnen von weißer Leinwand mit weiten Ärmeln bis zum Ellenbogen, eigentlich als feines Überhemd, mit Spitzen besetzen sie den weißen Goller. Die Schürze wird in zwei Hälften geteilt, oben blau getupft und unten dunkelblau; auch in Passeier ist dieser Brauch nicht selten, um Brunecken in grau und blau; hohe Festtage erheischen ein ganz blaues Fürfleck. Diese Vorliebe für zweifarbige Kleider erinnert ernstlich an die »geteilte

Wat« des Mittelalters, die ja auch Frauen schön fanden, und gerade doppelfarbige Schürzen finden sich noch im 16. Jahrhundert.

Häufig sehen wir im Alpachtal, Passeier- und Sarntal, Pfitsch, Kastelruth und anderten Orten noch viel gebräuchlich die Weiber mit einem Überkleid angetan, das genau den Schnitt der Männerjuppen hat, auch aus demselben Stoff gefertigt wird. Es wird da nicht, wie man etwa glauben möchte, ein zufälliger Gebrauch gemacht von dem wärmehaltigeren, wasserdichteren Gewand der Eheherren und Buben, diese Überwürfe sind eine wohlberechtigte Weibermode, und



Fig. 128. Lechtalerinnen. (Nach einem alten Aquarell.)

eine sehr hochgeborene obendrein. Am Hofe Karls IX. von Frankreich finden wir sie aber auch in deutschen Reichsstädten, und eine Zeitlang scheint eine Geschlechterin oder sonst vornehme Ehefrau nicht aus dem Hause gegangen zu sein ohne solch ein Überkleid. Sie erhielten sich auch, als schon die viel reizenderen Trachten, die eine Marion de Borne und eine Ninon l'Enclos zu ordnen wußten, die bereitwilligsten Nachahmerinnen fanden, und in den Kantuschen, Saloppen, Krispinen etc. darf man kühn nur Abarten dieser zahlreichen Familien der Juppen erkennen. Noch immer haben die Frauen ein Vorrecht auf diese Tracht, Mädchen wählen sie nur ausnahmsweise. Im Sarntal gilt ein schlichtes braunes, grün

gerändertes Hemd als Trauerkleid. Grün mit den zierlichen, helleren Doppelknopflöchern die Jachenauerinnen, rosenfarb besetzt die Kastelruther Hochzeitsmütter. Zu Raitenbuech im Ammergau kommen ähnliche hochrote mit purpurnem Besatz vor, und alle Verlobungstafeln belehrten mich, daß dieses stolze Gewand um 1600 und später von den Weibern der wohlhabigen Lechrainer Bauern kaum schlechter getragen wurden als von den augsburgischen Patrizierinnen. In dem weißen Überwurf der Bschlapserinnen im unwirtlichen Tale Pfafflar erkennen wir ohne Mühe die weißen Hemden der Lechtalerinnen und Bregenzer-



Fig. 129. Pustertalerin und Alpacherin. (Nach einem alten Aquarell.)

wälderinnen wieder, die sie bei ihren Gefechten mit den schmalkaldischen Bündnern und den Schweden trugen (1546 und 1647), welche auch die Erzähler dieser Heldentaten mit kaiserlichen Uniformen in eine etwas unchronistische Ähnlichkeit bringen, vor welcher die Feinde Reißaus genommen hätten. Wann und warum sich diese schneelichten Kittel in das beliebte puritanische Schwarz verdunkelten, ist wohl kaum zu ermitteln, viel scheint der Umstand dazu beigetragen zu haben, daß man in jenen Gegenden sehr lange Zeit für die Verstorbenen »in der Klag« geht, oft ein ganzes Jahr lang. Überhaupt ward um die Mitte des 17. Jahrhunderts besonders in den protestantischen Reichsstädten Schwarz die Staats- und Festfarbe

bürgerlicher Kleidung und kann somit aus den vielen nahen Schwabenstädtlein sich leicht bis in die nachahmungslustigen Dörfer verbreitet haben. Im Münster wie im übrigen calvinischen Engadin mußte alle und jede Farbe weichen vor dieser ernsten Schattentracht.

Suchen wir unsere Juppe allenfalls an der Etsch im Burggrafentamt und da herum, so treffen wir sie verkürzt bis zur Leibesmitte und wohlpassend mit Ärmeln, die bis an die Ellenbogen reichen, unter dem Namen Tschoapp — dem verunstalteten giubba wieder, welch letzteres welsche Wörtlein sich als Taufname für die entgegengesetztesten Stücke mußte verbrauchen lassen, wie schon 1520 dasselbe Weiberrock und Weiberüberwurf (Schaube) bedeutet. Über der Brust im Viereck und im Nacken tief ausgeschnitten, an den Ärmeln mit zurückgeschlagenem Stulp, zeigt sie Modereste aus dem Anfange des vorigen Säkulums. Der Spitzenbesatz und das lose geschlungene schwarz und purpurne Seidentuch, das in koketter Unordnung den vollen weißen Nacken verlockend aufdeckt statt verhüllt, verraten nicht undeutlich die Einflüsse vornehmer Gefallkünste, die aus den zahlreichen Edelsitzen wirksam vorleuchteten, wie sich denn im Grundzug der Putz der Meraner Bäuerinnen durch die seidenen und feintuchenen Stoffe und die ältere Modegewißheit ziemlich »vornehm« darstellt und vielfältig an die Porträts unserer ratsbürgerlichen Ahnfrauen mahnt. Mit ihren Männern haben sie eine lobenswerte Gleichheit selbst in der Farbe gemein, und letztere sind gut gewählt, wie das Violblau oder Braun zum weinroten breiten Besatz an den Tschoappen, der Purpursaum am dunkelbraunen Rock, das hellblaue Band an der weißen Braut- oder dunkelblauen Festschürze.

Bleibt gleich in den nördlichen und westlichen Gegenden das »Weiß-Ärmelt-Gehen«, das ist das Tragen schöner weißer Hemdärmel, sie mögen nun besondere »Ärmel« (wie im Sarntal, Chiemgau etc.) sein oder am gröberen Pfoadstock aus feinerem Leinen angehängt sein, die festlichste Jungfrauentracht, die selbst hie und da die Weiber noch beibehalten, so wird der Janker, die Juppen, Schalk, nicht verschmäht. Im Unterinntal wie im oberen hat er sich vielfach verstädtert, die ältere Form im Schnitt von 1700 etc. tragen nur noch alte Mütterlein, besonders jene mit einem Kräglein, dessen Urbild noch in den Spitzenbesätzen aus den Tagen Ludwigs XIII. zu suchen ist und welche wir an unseren Damen wieder zu Ehren kommen sahen. Wo sich dies Kleidungsstück noch von modehaften Tendenzen rein erhielt, gibt es sich auch in schlichter Form, sehr knapp am Leib, überkurz, an der Brust offen und rund ausgeschnitten, mit engen Ärmeln, die mitunter zum Wintergebrauch bis ans Handgelenk reichen. Die sauberen Kuntinen von Miesbach, Schliers und Tegernsee lieben solch seidene Schälke oder Joppen von hellfarbiger Seide, vielfach violett mit Goldbörtlein oder Rosaband gesäumt und

auf der Brust mit hellblauer Schleife so wenig geschlossen, daß der Fürstrecker und die silbernen Schnürhaken mit dem Schnürriemen sichtbar werden, während ober dem Ausschnitt das rosafarbig gefütterte feine Goller leuchtet und um den Hals der schwarze Flor mit der filigranen silbernen Schnalle sich malerisch windet. Als Knöpfe finden wir oftmals altbayrische Zwölfkreuzerstücke an diesen Schälken.

Die Isarwinklerinnen verwenden auch hier wieder ihre liebe grüne Farbe. Vielfach bedrängt aber auch im Oberland das städtische Korsettlein von grellem Pers, besonders der schon früher beliebte Unterjanker aus Modestoffen (Ärmeljacke unterm Mieder getragen) die alten Schälke. Die Zillerbergerinnen, Wildschönauerinnen, die Duxerinnen und Pusterinnen müssen freilich auch bei dem Gewande wieder nach ihrem heimischen Loden greifen und somit erscheinen sie nicht weniger grau als ihre Männer, weil auch der Kittel daraus geschneidert wird. Entstellend an diesen Schälken und dem Körper ganz seine natürliche Gestalt raubend bleibt die gerade in den genannten Tälern und auch im bayrischen Hochlande übliche übergroße Kürze der Taille. Unsere Mütter treffen wir freilich auch in beliebten Medaillons und Silhouetten mit derselben Modeuntugend behaftet, die mit den Ohnehosen über den Rhein kam, von den Schönen der »Kaiserzeit« in Schutz genommen und selbst dann noch nicht verschmäht wurde, als man sich schon wieder »altdeutsch« gebärdete.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts werden die Leibchen der Kleider allmählich kürzer, halten aber noch immer ein schönes Maß, bis sie immer weiter ausarten, um am Schluß des 16. Jahrhunderts in den Gegensatz, in die steifen, spitzen, langen Tailen, umzuschlagen, die sich ja noch bei den Großmamas tyrannisch um die Rippen zwängten. Die kurzleibigen Mieder und Schälke der Gebirglerinnen sind jedenfalls die ältere Form, wenn wir auch zum Beispiel in Chiemgau, Kastelruth, Deutschnofen oder sonst an grauen Mütterlein und alten Bildern die starren, gestreckten Fischbeinpanzer mit den weitabstehenden Achselbändern sehen, die uns weit eher Rokoko erscheinen als erstere. Über dem kurzen Mieder, dessen prunkreichsten Mittelpunkt der bortenbesetzte Fürstrecker mit dem Schnürriemen ausmacht und darüber den blendenden, oft gefältelten feinclinnten Schalk oder das im Viereck geschnittene, am Halse züchtig sich anschmiegende Goller zeigt, welches Seidenbänder (im Isarwinkel und Achental selbst Kettchen), unter den Achseln durchgezogen, zu beiden Seiten der Brust festhalten, wissen die meisten Gebirglerinnen, zum Beispiel die Wipptalerinnen etc., ihren schwarzen Flor durch einen Ring gezogen, in Fächerfalten die volle Brust zierlich umspannend, ins Ärmelloch zu stecken, eine der malerischsten Gefallskünste der lebfrischen Dirndl.

Der Rock (Kittel), wie er zu allen diesen Oberkleidern gehört, wurde seit älteren Tagen meist aus einem halbleinenen, halbwollenen Stoffe gefertigt, der da und dort Wifling genannt wird, welcher Name sich auf das Kleid selbst übertragen hat. Es versteht sich, daß am Rande bessere Zeuge, gutes Tuch, ja selbst Seide nicht ausgeschlossen blieben. Er wechselt chamäleonisch seine Farbe, mag aber doch als schwarz oder dunkelbraun am gemeinläufigsten sein. Gern ziert ihn dann ein grüner Saum (Kittelbrämplög), bisweilen ein roter; die nächstbeliebten sind wohl die von dem vornehmen Rot, welches die Vintschgerinnen blau, wieder andere gelb berändern, weinbraun gilt er um Bozen. Im Pustertale florieren ja auch gelbe, in der Mitte von einem schwarzen Streifen durchzogen, grüne fehlen nicht, der geblühten und gestreiften neumodischen zu geschweigen. Die Wipp-talerinnen und die um Innsbruck und im Pfitschtale teilen den Wifling und wählen für die obere Hälfte blau, für die untere schwarz mit einem violetten Saume, dem zur besonderen Fürnehmheit einzelne Scharlachflecke eingenäht sind. Spähen wir nach der älteren Form, so sehen wir die Röcke in schwere dicke Falten gelegt, über eine förmliche Wulst an den Hüften hochgebauscht, und brauchen nicht erst zu erörtern, daß hier abermals das gute Beispiel der Herrenleute mit einfloß; zugleich erfreut sich der ältere Kittel vor dem neueren einer so augenfälligen Kürze, daß er mit der heute beliebten Ausdehnung asketischer Tendenzen in den bedenklichsten Widerspruch geraten müßte. Im Etschland wallen die Rockfalten mehr lang ab, wie auf mittelalterlichen Gewändern, die Enge der Röcke am Vorderteil, die besonders im bayrischen Oberlande unschön grassiert, ist ebenfalls weit eher den nach vorne faltenlosen Frauenröcken älterer Tage, als den Zwickelkleidern der Moden der Republik zur Last zu schreiben.

Die Schürze wurde in der ältesten Zeit nie als Putzstück angesehen und diente allezeit als Kennzeichen häuslicher Arbeitsamkeit, erst die Trachtbücher von 1523 und dergleichen zeigen uns ehrbare Bürgerstöchter und Frauen, die zum Staate die schmalen langen Schürzen tragen, im Gegensatze zu den unbeschürzten Edeldamen, und in eben dem Sinne nehmen ja noch heute die Weiber und Töchter gut bürgerlicher Handwerker das seidene Fürtuch als ein bescheidenes Abzeichen gegenüber den gnädigen Frauen und Fräulein im flüchtigen Perskleide. Besonders das 18. Jahrhundert hielt strenge auf diese Schürzenunterordnung und dazumal bildeten sich auch die vielfachen Abstufungen dieses Kleidungsstückes vom aschgrauen rupfenen Spülfürtuch bis zur Spitzenschürze der Braut. Am Lande kennt man sie noch ziemlich genau; ich kannte ein altes Mütterlein, das hatte sogar eine eigene »Apostelschürze«, die sie an den nur mehr halbgiltigen Aposteltagen trug; für jede Abart von Fest- und Feiertagen besitzt wohl jede Dirne ihre Auswahl. Blaue,

oft glänzende Leinwand, lichter und dunkler, ist der verbreitetste Stoff dafür; in Alpach und Wildschönau rahmt sie unter dem Bunde eine breite, nach beiden Seiten ein Stück weit niederlaufende dunklere Borte ein, aus der erst die Falten quellen — eine sehr altertümliche Form. Bei Gelegenheiten, wo es darauf ankömmt, die jungfräuliche Würde geltend zu machen, gilt nur das keusche Weiß, und die Weiber und die Anrühigen sind hie und da strenge an das Blau gewiesen. Himmelblaue, auch rote Bänder prangen dann an den mit Spitzen besetzten Fürtüchern, große Schleifen sind an allen Festschürzen beliebt.

Strumpf und Schuh wird von den Gebirgerinnen nicht minderes Augenmerk geschenkt, als von den putzkundigen Städterinnen. Freilich walten da eigene Begriffe; eine Duxerin, Ötztalerin, Sarnerin hält ihre dicken Ringelstrümpfe für äußerst wirksam, die Miesbacher Dirndl tanzen am Kirchtag und auf der Hochzeit in ihren Lofeln, während eine Etschländerin nur den roten Strumpf zu loben vermag. Wo der feine Weißstrumpf passiert, ist sicherlich ein Hinneigen zum städtischen Kleiderwesen nicht ferne. Jene farbigen aber, besonders der vielverbreitete rote, schreiben sich her aus guten alten Zeiten; noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts prunkten Leibgardeoffiziere in Scharlachstrümpfen, und früher sehen wir sie an den Füßchen von Reichsgräfinnen und Ratsfrauen. Scharlach ist von je die leuchtende Farbe aller Vornehmheit gewesen, und sich damit zu behängen, galt dem Bauer als ein Mittel, sich seinem Herrn gleichzustellen, daher die roten Hemden und jene roten Mäntel, in welchen nach den Überlieferungen meiner lehrainischen Heimat die überreichen hoffärtigen Haslacher Bauern zur Kirche ritten. Daß zum altertümelnden Staatsstrumpf der ausgeschnittene Schuh, oft rot abgenäht und mit rotem Stöckel, beliebt wird, bedarf kaum einer Erwähnung; und wie sehr kontrastiert er bei aller Geziertheit noch immer gegen die raffinierten befransten Stiefeletten der vielbeliebten Zillertalerinnen, die da natur-singen und dergleichen.

Wenn wir den ältesten Kopfschmuck in alter Form zugleich mit dem alten Namen nun zum Schluß noch finden wollen, so müssen wir an den blanken, gepanzerten Häuslein im Bregenzerwald anklopfen und eine Jungfrau heraustreten lassen mit dem »Schappel« im zurückgestrichenen Flachshaar. Wer hat je geblättert in den Büchern unserer »Nachtigallen«, ohne einer schönen Frau zu begegnen mit dem »Schappelin« auf dem lichten Haupt, mit jener Zierde, um welche die Sänger höflich sangen und kühne Degen fochten? Im Nibelungenlied flicht man solche Kränze, in »Tristan und Isolde« verdirbt ein verlorenes Schappel die beiden Liebenden. Und wie gern umwindet nicht, als der Rittergesang verklungen, das Volk in seinen Liedern die Mägdlein mit den frischen Schappelekin, wie werben nicht die Meisterlieder darum, und wird es nicht noch heute auf vielen

Bauernhochzeiten von den Mägdelein den Buben in allen Ehren geschenkt? Schon damals genügten zu dem Putze nicht immer die Blumen und das grüne Laub, wir lesen von goldenen Kränzen mit Edelstein und Perlen umwunden, auch aus Samt und Seide flocht man sie, und auch heute blitzen vom Scheitel der Landmädchen Rubinen und Smaragden und goldenes Geflecht, freilich nur eitel Flitter und Glas. Im späteren Mittelalter erhielten die reichen Schappel, wahrscheinlich im Gegensatz zu den »Kerenzlin« aus natürlichen Rosen und Grün, den Namen »Krönlein«, und also werden sie fast allgemein genannt, wo sie noch vorkommen. Im bayrischen Oberland ist das »Kronl« ein zierlicher kleiner Kronreif, überladen mit Glassteinen und dergleichen, der aufrecht am Haupte steht; im Inntal eine Art von Nest aus denselben Stoffen, das am Hinterkopf mit großen Silbernadeln festgesteckt wird; die Walserinnen und Kastelrutherinnen sah ich förmlich gekrönt einherstreiten mit wunderbar gefertigten hohen fürstlichen Kronen aus Gold- und Silberdraht, Flittern und kleinen Röslein und Sternen mit roten Seidenschleifen daran, die in den Nacken niederfielen. Ausschließlich werden Blumen nicht zu solchem Zierat genommen, Gold und Perlen dürfen nicht fehlen. Hierin folgten die bäuerischen Jungfrauen genau den vornehmeren; denn noch im vorigen Jahrhundert verschmähten die besten Bürgerstöchter zum gepuderten Haar nicht diese flimmernden Ehrenzeichen. Die neuere Zeit bewahrt auch die Kränze, welche sonst wohl öfter zur Schau kamen, nur mehr für die seltene Feier einer Hochzeit oder die Prozessionen.

So ist auch der Gürtel, der früher so allgemein gewesen, wie uns viele Bilder und einzelne Landschaften, wie der Gurt der Bregenzer Mistelgauwälderin und Pusterin noch belegen, zum bräutlichen Abzeichen geworden, das nur einmal im Leben verwendet wird, wie zum Beispiel im Isarwinkel, wo er so malerisch sich um die Hüften schlingt und das feine Spitzentuch tragen muß, und auf Kastelruth, wo er in stählernen Schuppen glänzend echt deutsch Schlüsselbund und Messer trägt. An anderen Orten ersetzt irgendeine seltsame Art von Haube den jungfräulichen Kranz; im Etschland und Vintschgau die sogenannte Heiligengeisthaube aus schwarzen Spitzen in drei große Ecken gebogen — der bäuerischen Phantasie wohl als die symbolische Taube erscheinend — welche aus einem kleinen Samtkäpplein sich ausbreiten, das selber wieder mit einer großen Rose aus roten Bändchen (dem Ridel*) geziert ist und mit einer Nadel befestigt wird. Bei den Weibern überdeckt den Ridel ein kleineres weißes Häubchen. Auch dies reicht in jene Zeiten zurück, wo sich Bürger- und Bauerntracht noch verwandter waren als heute; besonders in den Gegenden, wo von altersher freisames Gebaren und nachhaltige Wohlhabenheit den Bauer nicht unter, sondern neben dem Herrn oder, besser gesagt, ihm

*) Eigentlich: Flechte, Flechtwerk, Wulst.

gegenüberstellte. Alle Traditionen im Etschlande zum Beispiel und vielfältige Vergleiche mit den Porträts herrischer Frauen deuten darauf hin, daß schon am Anfang bis gegen die letzteren Jahre des 18. Säkulums die Bürgersfrauen wenig voraus hatten vor einer reichen Maiserin oder Algunderin. Noch sind ja die wertvollsten Prunkstücke unserer Ahnfrauen bei den Bäuerinnen in Ehren, wie die samtenen, mit Pelzwerk oder Borten besetzten Halbhandschuhe (Armstützerln) im Unterinntal, die Halsschnüre aus Granaten im Klostertal und im Gröden die korallene »Halsnuster«, im Lechrain und Allgäu die Tücher mit Goldspitzen und ähnliches.

Sollen wir nun auch bestimmen, welche Kopfbedeckung unter dem Frauenvolk die üblichste, so könnten wir wohl sagen, daß es ebenso schwer sei, sie unter einen Hut, als unter die Haube zu bringen, wenngleich eine wie die andere mit Macht allerwärts sich der Köpfe bemächtigt haben. Je häßlicher uns jedoch die letztere Art erscheint, desto schneller wollen wir sie in unserer Erläuterung abfertigen. Fast durch das ganze Gebiet unserer Kleiderstudien stülpt ein unerklärlicher Geschmack selbst auf die jüngsten und hübschesten Köpfe jene absurde Art von Wollenmütze in Kegelform, die man von ihrem Fabriksorte Schwazer Hauben, auch Pfötschelhauben,*) blawe Hauben, nennt. Sie sind von dunkelblauer, oftmals gesprenkelter oder auch weißer Wolle dicht und dick gestrickt und rauh geschoren, und mögen sie nun sich höher spitzen, wie im Wipptal, im Etschland, bei Lorenzen im Pustertal, oder breiter auseinanderquetschen, wie im Passeier-, Bregenzerwald und anderen Orten, nicht leicht mag man ein häßlicheres Unding erfinden als diese schweren, lästigen Wollberge. Auch sie hatten aber ihre Glanzperiode, und man weiß, daß adelige Damen der Mäyser Edelsitze noch um 1790 dieselben Mützen, wenn auch etwas kleiner und feiner und schneeweiß, am Werkstage zu tragen beliebten, während sie bei allen Staatsaktionen mit den hohen Schöpfen am Haupte einherrauschten. Ganz klein zusammengeschrunpft zeigen sie sich auch besonders bei alten Weiblein im bayrischen Oberlande, und da meist schwarz gefärbt und glatt. Geht man ihrem Ursprung nach, so möchten sich nach den Trachtbüchern des 16. Jahrhunderts adelige Ahnen dafür finden, das Pelzwerk derselben verwandelte die bäuerische Sparsamkeit in Wolle, wenn sich auch einzelne wirkliche Pudel- und Otternhauben damals schon eingefunden haben, die erst in neuerer Zeit strichweise, zum Beispiel im Oberinntal, an den schwäbischen Marken, im Garmischgau etc., zur allgemeinen Sonntagstracht sich ausbreiteten. Das 16. Jahrhundert liebte es besonders, die Sonderlichkeiten der einzelnen Völker durcheinander zu würfeln, und seit die spanischen Habsburger sich viel mit Böhmen, Ungarn und Polen zu schaffen machten, fand

*) Von »pfötschlen«, wie das Stricken der Hauben in der Volksmundart heißt; von den vielen kleinen Quasten oder Pfötschlen, aus denen die Mütze eigentlich besteht

man am slawischen und magyarischen Kleiderwesen des Nachahmenswerten bis zum Überfluß und unter anderem auch die Pelzmützen; ältere Exemplare mit höherem Rückteile und rundem Boden, auch unter Männern gangbar, lassen den echten ungarischen Züsnitt nicht verkennen. Will man aber mit den Pelzvorbildern für unsere Haubenungetüme sich nicht beruhigen, so treffen wir schon im 14. Jahrhundert, gerade als Margarete Maultasch in Tirol Hof hielt, neben anderem Plunder eine Art von Toque französischen Ursprunges, ein turbanartiges Ding, das freilich aus edlen Stoffen aufgebaut und mit Juwelen behängt, dennoch der Schwazer Mütze zwillingshaft gleicht. Sollte von der guten Gräfin, die in den tirolischen Zuständen allerlei Neuerungen herbeizuführen wußte, auch zu dieser der Anstoß gegeben worden sein, so möchte man ihr dafür noch weniger verbunden sein als für manche andere.

Lassen wir indessen die Maultasch- und die Pfötschelhauben in Frieden ruhen und besehen wir lieber die zweite schönere Kopfbedeckung der Berglerinnen — den Hut. Wir wissen wohl, daß gleichzeitig mit dem Schappel und der Stauche der Hut als eigentümlich weibliche Tracht vorkommt (Schattenhut) und ebenso seine besondere Form hatte neben den Männerhüten; nichtsdestoweniger werden wir nicht irren, wenn wir ihn als vom Haupte des Mannes durch weibliche Selbstherrlichkeit entlehnt betrachten.

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an bis zum Ausgange desselben dürfte die Gleichförmigkeit solcher Kopfbedeckungen am häufigsten bemerkbar sein, besonders im Bürgerstande, und als einzelne Ausnahmen, zum Beispiel wenn man in der Klag ging, auch zum Hochzeitsputz, erhielt sich der Hut noch in den darauffolgenden Zeiten; die Trauerweiber des Münchner Spitals tragen ihn noch heute spitz und breitrandig wie den Unterinntaler Hut. Er erfreute sich, wie ältere Bilder beweisen, am Lande einer weiten Verbreitung und erscheint in einzelnen Nachzügeln da, wo er ganz ausgerottet wurde, wie im Ampergau, Lechrain; im Gebirge hielt er sich tapfer gegen alle Arten von Hauben und wird vom jüngeren Geschlecht in der bildsamen Zillertaler Form häufig angenommen, wo er nie gegolten hat, wie auf dem Inntaler Mittelgebirge, rings um Innsbruck, selbst hart um Schwaz, wo die häßliche Mützenbrut ihr Nest hat. Im Gebirge begegnen uns alle Abarten des Männerhutes auch auf weiblichen Scheiteln, als da sind: der Duxer Hut in seiner Heimat, in Alpach und Wildschönau, ja selbst in Defferegg, das schmalrandige Spitzhütl der Miesbacherinnen mit den Bandrosen und den »Büschel«, der Zillertaler Hut, der mehr gleichweite, mit zierlicher Hängschnur geputzte der Unterinntalerinnen; der den fast ganz ähnlichen, mit großen schwarzseidenen Schleifen behangenen der Chiemgauerinnen und den mit breitem Samtband und Silberschnalle aufgeputzten der Weiber im Allgau um Tölz und Benediktbeuern zu Drillingsbrüdern

hat. Noch wären zu nennen die eine bildsame Mittelform haltenden der Leutascherinnen, dann die schönen hellgrünen, behänderten der Wipp- und Eisacktaler, Rittener und Länggrieser Weiber, die schon den Rand ins Breite dehnen, bis endlich die flachen schwarzen der Sarnerinnen und Ultnerinnen mit den Seidenschleifen, der Berglerinnen um Meran und im Vintschgau das Register in monströser Gestalt abschließen und der chinesisch wunderliche »Knödelhut« der Kastelrutherin nachhinkt. Hier könnten wir auch noch die randlosen schwarzen Kappelmützen der Pfafflarerinnen und Montavonerinnen (Stolz, Mäßle), die denen der griechischen Popen auf ein Haar gleichen, einschalten und tiefsinnige Forscherideen darüber entwickeln, wenn uns nicht allzu geringe Belege oder allzu weit aus romanisch-rhätischen Urzeiten herzuholende Vermutungen, wie auch das Bedenken, des Guten zuviel getan zu haben, davon abhielten.

Werfen wir einen schlichtenden Blick in die Unmasse der aufgezählten weiblichen Garderobestücke und einen vergleichenden auf die oben versuchten Gruppierungen der männlichen, so müßten wir, um ein chronologisches Zusammensehen zu erzielen, das Urhemd neben die Bregenzerwälderinnen-Juppe, die kurzen Schälke in Dux und im Oberland neben das Meraner Hemd u. s. w. hängen und würden am Ende ersehen, daß am nächsten noch immer eine Übereinstimmung männlicher und weiblicher Tracht sich erhalten habe aus dem Beginne von 1700. — Noch eines dürfen wir aber nicht übergehen, ehe wir diesen ordnenden Überblick beschließen: den Haarputz der Weiber, »derjenige Teil der weiblichen Tracht, der am längsten aushält und am sichersten über Verwandtschaft der Gegenden entscheidet,« wie Schott trefflich bemerkt. Er scheidet sie eigentlich in zwei große Stammhälften, denn städtische Nachbareinflüsse dürfen wir nicht beachten. In dem bayrischen Norden flechten Mädchen und Frauen das Haar in zwei Zöpfe, die sie kranzartig ums ganze Haupt winden, eine Art, die etwas durchwegs Edles hat, Krone und Heiligenschein in sich vereinigend und fast jedem Gesicht wohl anstand. Vielfach werden Bänder — im bayrischen Oberland rote, im Pongau blaue, im Unterinntal schwarze — eingeflochten, welch letztere sie noch besonders ums Haupt schlingen. — Im Etschland und Vintschgau und den Nebentälern, vom Oberinn bis hinüber an den Bodensee und oben im Sarntale und den Bergen am linken Etschufer sehen wir jenes aus der Stirne nach hinten zurückgestrichene Haar, das Albert Schott als alemannischen Stammes angibt. Die Zöpfe sind dann verschlungen nach dem Nacken hin mit einer Nadel befestigt, und gerne lassen die Schönen lose krause Löcklein um die Stirne und die Schläfen spielen, eine ebenso verlockende, neckische als schon in alten Tagen wirksame Sitte. Im Lechtal und Pfafflar fallen die langen Flechten frei über den Rücken herab nach burgundischem Brauche, der hier vielleicht als Nachahmung sich erhielt, während unter den

nachbarlichen Walsern die Schwabensitte das Vorbild verdrängte. Keiner dieser Arten möchte man an Alter und Bildsamkeit den Vorzug geben können, denn ebensogut beweisen uns plastische und schriftliche Dokumente das Vorkommen der Kranzflechten wie des zurückgebogenen Haares beinahe durchs ganze Mittelalter, letzteres florierte zumeist im 16. Säkulum und gab die Winke zu den späteren Puderfrisuren. Wenn sie ihre Krönlein tragen, nehmen auch die Mädchen im Oberlande und im Inntal diesen Haarputz ausnahmsweise an, das Vorbild in Stadt und Schloß in besagten Zeiten scheinen ihm einen gewissen Nebenwert von Vornehmheit verliehen zu haben.

Eine alte Schulanekdote und ähnliche Volksgeschichten.

Ein Beitrag zur vergleichenden Märchenkunde von Prof. Dr. Georg Polívka.

Martin Montanus erzählt in seiner »Gartengesellschaft« im Kapitel 10 folgende Geschichte von einem verluderten Studenten:

Der Sohn eines Bauern studierte nichts, sondern vergeudete bloß das Geld seines Vaters. Als er einmal wieder nach Hause um Geld zurückkehrte, wurde der Bauer dessen überdrüssig. Als er eines Tages Mist auflud und der Sohn vor der Tür stand und ihm zuschaute, frug ihn der Vater, wie die Gabel heiße. »Gabelinum,« antwortete der Sohn. »Wie heißt Mist?« frug der Vater weiter. »Mistelinum,« lautete die Antwort. »Wie heißt der Wagen?« frug noch der Bauer. »Wagelinum,« hallte es zurück vom Munde des dreisten Burschen. Entrüstet hieß ihn der Vater, er soll »in tausend Teufel Namen das Gabelinum« nehmen und »das Mistelinum« auf das »Wagelinum« werfen. Die Mistgabel soll fürderhin seine Schreibfeder sein.

Für diese Erzählung konnte der gelehrte Herausgeber der Schwankbücher des Martin Montanus, Joh. Bolte, keine ältere Aufzeichnung nachweisen,^{*)} sondern zeigte bloß darauf hin, daß sie mit einer großen Anzahl anderer Erzählungen von Hulsbusch in dessen *Sylva sermonum iucundissimorum* 1568 ins Lateinische übersetzt wurde.^{**)} In lateinische Verse hat diesen Schwank noch der »poeta laureatus« Joh. Flitner gebracht. Wir lesen sie in seinem Buche: »Nebula Nebulorum hoc est Jocoseria nequitiae censura, qua hominum scelestorum doli, fraudes fallaciae et mores versuti vivis coloribus depinguntur aeri que incisi publico aspectu exponuntur«. Vor mir liegt die Ausgabe Francoforti ad Moenum, sumptibus Georgii Fickwirtii anno 1663. Nach Karl Friedrich Flögels Geschichte der komischen Literatur, III, Liegnitz und Leipzig 1786, S. 194, erschien das Buch zuerst 1620 und dann öfters. In der neunten Ode nun, die »in scholasticos plumigeros vanaque eruditionis opinione inflatos« tituliert

^{*)} Bibliothek des Literarischen Vereines in Stuttgart. Bd. 217, S. XVI.

^{**)} Ib. S. XVIII, 595.

ist, lesen wir S. 55 ff: *Academiam subiverat / Fors rusticelli filius / Et plurimum pecuniae / Pro more sibi consumserat / Tandem reversus ad patrem. / Vitaeque agrestis immemor / Gestus agebat splendor / Sumtus parens non immemor / Quem filio sugesserat / Examinare commodo / Illum volebat tempore / cum, stercorandis arvulis / Fimis onustum redderet / Plaustrum, rogabat filium / Quali Latini nomine / Illud solerent dicere / Quod tres haberet cuspides / et quo fimum sustolleret? / Mox ille: Mistgabelium. / Sed quomodo istud alterum / Stercus revellens funditus / Geminoque dente praeditum? / Responde tulle: Karstium. O impudentem Schelmium! / Parens subinfert illico / vix me, sceleste, continens / Quin huncce Mistgabelium / Grandemque sumam Karstium / Tuumque nequam Schwartzium / crassumque Schelmiruckium / Modis acerbis dedolem / Vix eloqui desiverat / Natum fimeto destinat / Et, quem putarat Musicum / Nunc mandat esse rusticum.*)*

Der von Montanus zuerst, nach unserem Wissen, erzählte Schwank erscheint hier in einer neuen Umarbeitung.

In diesem Buche Joh. Flitners erblickt K. Fr. Flögel eine Übersetzung der »Schelmenzunft« von Thomas Murner und weist darauf hin, daß in der Auflage des »Nebulo Nebulonum« vom Jahre 1663 Murner direkt als Quelle angegeben wird mit den dem Titel angefügten Worten »Annis albinae centum Censore Murnero rhythmis germanicis edita...« Es ist nicht unsere Aufgabe, auf das Verhältnis beider Dichtungen näher einzugehen. Nur soviel will ich bemerken, daß dieser Schwank in dem genannten Werke Murners sich nicht vorfindet, daß in dem neunten Gedichte der »Schelmenzunft« »Ein Schulsackfressen«, das vielleicht Joh. Flitners Vorlage war, nicht einmal eine Anspielung auf unseren Schwank vorkommt und Flitner wohl aus einer anderen Quelle schöpfte.

Weiters finden wir diese Erzählung in einer polnischen Sammlung von Schwänken, die im Jahre 1624 in einer neuen, erweiterten Auflage erschien und unlängst von Prof. Alex. Brückner herausgegeben wurde.**) Die Erzählung wurde da — wir lesen sie daselbst unter Nr. 5 — in Krakau lokalisiert und recht glücklich überarbeitet. Ein Schultheiß ließ sich seinen in Krakau den Studien obliegenden Sohn viel kosten, doch verbrachte der mehr Zeit dort, wo die Gläser klirren, als im Kollegium. Als es ihm an Geld mangelte, zog er zu seinem Vater um weiteres Geld. Der lud einmal Dünger auf den Wagen und der Student gaffte bei der Tür. Die Szene ist dieselbe wie bei

*) Aus dem Werke Flögels schöpfte A. N. Pypin die Kenntnis dieser Bearbeitung und führte sie als Quelle des russischen Schwanks an, wobei er irrthümlich Murners Schelmenzunft als solche hielt. *Očerki literaturnoj istorii starinnych povestej i skazok russkich*. St. Petersburg 1857, S. 267.

**) *Facecy polskie z roku 1624*. Biblioteka pisarzy polskich No. 47 Kraków. Akad. 1903.

Montanus, doch etwas erweitert. Der Vater fragt ebenfalls, wie *widły* (Gabel), *gnój* (Mist), *wóz* (Wagen) lateinisch heißen, und hört vom Burschen: *widłatus*, *gnojatus*, *wozatus*. Erzürnt spricht nun der Bauer selbst in diesem Latein: *weźmiesz* (nehme) *widłatus* *w rękatus* (in die Hände), *nakładaj że* (lade auf) *gnojatus* *na wozatus*, *niechajże już* (auf daß schon) *widłatus* *będzie* (werde) *twój* (deine) *piórkatus* (Schreibfeder). Bei Montanus spricht der Bauer dasselbe Urteil über seinen faulen Studenten, doch latinisierte er selbst nicht weiter, wie dieser polnische Schultheiß.

Die erste Auflage dieses polnischen Schwankbuches fällt höchstwahrscheinlich in die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts. *) Dessen Quelle war unter anderem die lateinische Schwanksammlung des Hulsbusch, welche kurz nach ihrem Erscheinen nach Polen eindrang. Denn es benützte dieselbe noch Rey kurz vor seinem im Jahre 1569 erfolgten Ableben für die zweite Auflage seiner Fazetien »Figliki albo rozlicznych ludzi przypadki dworskie...« **)

Das polnische Schwankbuch wurde weiter die Grundlage der russischen Bearbeitungen, die bereits in ihrem Titel auf die polnischen »Facecye ili żarty« als ihr Original hinweisen. Den uns interessierenden Schwank lesen wir in ganz gleichem Wortlaute in einer handschriftlichen Sammlung des 17. Jahrhunderts.***)

In Polen selbst wurde unser Schwank ziemlich bald populär, in einem Buche aus dem Jahre 1621 wird er zitiert, †) wobei freilich nicht ganz ausgemacht ist, ob eben diese Bearbeitung dessen Quelle war.

In tiefere Volksschichten scheint dieser Schwank in dieser Form nicht gedrungen zu sein, wenigstens kommt er in den Sammlungen der Volkstraditionen nicht vor, bis auf einen einzigen Fall, einen bei den Siebenbürger Sachsen aufgezeichneten Schwank. ††) Abweichend von dem alten Schwank, führt der Bauer seinen Sohn zuerst zu dem Pfarrer und dann zum Notarius und wird wütend, daß keiner ihn brauchen kann. Dann folgt erst die altbekannte Szene, doch etwas abgeändert. Der Bursch hat zu sagen, wie auf lateinisch heiße Ochse, Rock, Gabel, Mist, und antwortet, am ganzen Leibe zitternd: *Ochsus*, *Rockus*, *Gablistus*, *Mististus*. Nun erteilt der Bauer ihm den bekannten Befehl in seinem ganzen Satz, wie in der polnischen Bearbeitung erweitert: »sonst hiewen ich diesen *stockus*, en hân dich *iwert krucifixus*...«

Es wird noch ein anderer ähnlicher Schwank erzählt, »Der lateinische Junge,« †††) doch der hat kaum etwas gemein mit dem

*) Pamiętnik literacki II, 662.

**) Ign. Chrzanowski Facecye Mikołaja Reya. Rozprawy Akad. Umiej. filolog. Ser. II, t. VIII, p. 360 sq.

***) Pamjatniki drevnej piśmennosti. St. Petersburg 1878/79, S. 109.

†) Facecye polskie z r. 1624, S. 12; Pamiętnik literacki II, 662.

††) Jos. Haltrich: Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, 4. Aufl. S. 202 ff. Nr. 52.

†††) Ib. S. 200 ff. Nr. 51.

Bauernsohn des Montanus. Der Knabe wird von seiner verwitweten Mutter in die Stadt zu einem Studenten gebracht, daß er ihm in einigen Tagen die lateinische Sprache lehre. Dem Jungen werden einige quasi lateinische Brocken beigebracht, gleichfalls latinisierte deutsche Wörter, und ihm eingeschärft, ja nicht anders durch acht Tage zu sprechen, denn sonst könnte er die lateinische Sprache vergessen. Nach drei Tagen führte die Witwe ihren Burschen jubelnd weg, brachte ihn ebenfalls zuerst zum Pfarrer, aber der fand ihn »zu gelehrt«, als daß er ihn brauchen könnte. Als dann der Knabe fortwährend sein »Latein« wiederholte und nichts anderes sprach, wurde die Frau ganz untröstlich. Erst den neunten Tag rief er einige Worte in seiner Muttersprache, als Schweine in die Scheune, wo er drosch, eindringen, und da schluchzte die Mutter vor Freuden, daß er kein Gelehrter mehr ist.

Noch weniger hängt ein französischer Schwank »Le faiseur de latin«^{*)} damit zusammen. Auch da schickte ein Landmann seinen Sohn in die Schule und der lernte nichts. Als er nach Hause zurückkehrte, half er sich mit lateinisch aussehenden französischen Wörtern: *Veau mort corrompu pua* — *Vomor corrompu a*; *dix verres et six tasses* — *diversitas u. s. f.* Sein Vater kam bald darauf, was das für ein Latein ist, begann mit ähnlich verstümmelten Wörtern und Sätzen seinen Sohn zu foppen und zu frozzeln, schickte ihn weg, zu erfahren, was wäre *abiscouti blés monti*. Doch der erkannte es bald. *Habit s'cout-il? Le blé s'mont-il.* Als er dann sich überzeugt hatte, daß er niemanden mehr mit dieser Sprache überraschen könne, ließ er davon ab und wurde so ein Bauer wie sein Vater.

Ein anderer französischer Schwank^{**)} erzählt von einem Bauernsohn, der Priester werden wollte, die Dorfschule bestmöglich absolvierte und in die Stadt ging, die Prüfung abzulegen. Da frugen sie ihn, ob er Lateinisch könne, sie möchten wenigstens einen Satz von ihm hören, und schickten ihn fort, einen zu lernen. Er erlernt wirklich einige ihm lateinisch scheinende Brocken, sagt sie acht Tage nachher vor seinen Examinatoren her, die nie so ein Latein gehört haben. Sie wollten aber nicht erkennen lassen, daß ihnen diese schöne Sprache unbekannt wäre, und approbierten daher den Kandidaten.

Ziemlich ähnlich erlernte »Lateinisch« der Bauernbursch in einem böhmischen Märchen.^{***)} Er gab acht, was ein Herr spricht, sobald er einem begegnete, denn er dachte, daß es Lateinisch sei. Vom ersten Herrn hörte er »*Sud kula tý*«, von einem anderen »*rys tu pi je*«, von einem dritten »*tu je ká ra*«, von einem vierten »*ten to*«

*) *Revue des traditions populaires* XVI, S. 137 ff.

**) *Ib.* S. 238 ff. »*Le latin de village*«.

***) Božena Němcová *Národní báchorky a pověsti*, II (Sebrané spisy VI, 1880), S. 336 ff. ed. V. Tille IV, 49 ff. Jos. St. Menšík *Moravské nár. pohádky a pověsti*, S. 142 ff. Nr. 45.

ryje«. Er wiederholt fortwährend diese Wörter und glaubt schon genug Lateinisch zu können, der Herr Lehrer wisse nicht mehr und sei dennoch ein Herr. Er kehrte also eilig nach Hause zurück, und da sprach er nichts anderes, als sein »Lateinisch«. Da faßte die Mutter die Meinung, es sei nicht richtig mit dem Burschen, beriet sich mit dem alten Hirten, es wäre am besten, plötzlich kaltes Wasser ihm auf den Kopf auszuschütten, dann würde es ihm gleich vergehen. So führte es auch die Bäuerin durch, der Bursch sprang auf, faßte sich beim Kopf und schrie: »Mutter, Vater, helft, mein Kopf!« Der Bauer lachte, wie rasch er wieder Böhmisch erlernt habe, er hätte geglaubt, daß der Bursch es schon ganz vergessen habe. Von der Zeit wollte er nicht mehr Lateinisch lernen.

Etwas mehr Lateinisch, wenigstens soviel wie der Bauernsohn bei Montanus, kannte ein Bettler in einer mährischen Erzählung,*) er sang wenigstens unter anderem auch ein lateinisches Liedchen. Einmal stahl er in einem Bauernhof eine Axt, versteckte sie unter dem linken Arme und begann ein lateinisches Liedchen: »sekerátum vzátum, pod halenu datum«. Die Leute glaubten, einen unglücklichen studierten Menschen vor sich zu haben und beschenkten ihn reichlich. Dann begegnete er einem alten Mütterchen, begann ein anderes Lied, vergaß hierbei auf die Axt, ließ sie los, sie fiel hinunter auf seinen Fuß und durchschlug ihn.

Etwas besser hat sich der alte Schwank bei den Weißrussen im Norden des Gouvernements Grodno**) erhalten. Auch da wollte ein Bauer aus seinem Sohne einen Priester machen, doch der wollte nicht lernen, sondern lief immer nach Hause. Einmal forderte ihn der Vater auf, Lateinisch zu sprechen, und der Bursche begann: »Uciekantus iz skalantus, siadantus u kanaplantus, marchwiantus skrabantus jadantus.« Dann erblickte er noch Truthühner (indýki) und Ziegen (kozy) und setzte fort: »Jendykum kuldikum, kozum brykum, a z komina dyma kurys.« Der Vater war ganz zufrieden mit dem Latein. Dann kamen beide zu einem Rechen, der an die Mauer mit den Zähnen abwärts angelehnt war. Der Knabe trat auf die Zähne (nastupiu na zuby) und der Rechen (hrabli) schlug ihn in den Kopf (pa łóbi). Der Vater frug: »und wie heißt dies lateinisch?« — »Nastempus na grebus, tak datus pa lebus.« Dann führte der Vater den Knaben zum Pfarrer nachfragen, ob aus ihm ein Priester wird. Der Knabe begrüßt den Pfarrer »lateinisch« »Latał Jezus Chrystus«, und der Pfarrer jagt beide weg, »Du bist ein Dummkopf samt deinem Sohne.« — Die oft wiederkehrende Szene mit dem Rechen ist hier nicht motiviert, noch die erste Szene. Etwas besser erzählt ein anderer weißrussischer Schwank aus derselben Gegend.***) Der Knabe tritt gleich nach seiner Rückkehr aus

*) B. M. Kulda Moravské národní pohádky a pověsti IV., S. 235 ff. Nr. 16.

**) Federowski Lud białoruski, III., S. 202 ff., Nr. 391.

***) Ib. S. 72 Nr. 149.

der Schule auf den Rechen, geht dann in den Garten, nimmt sich (wýrwau) eine Mohrrübe (morkwu), verkriecht sich (uléz) in ein Hanffeld (u kanópli) und verzehrte (zjeu) sie. Als er dann nach Hause kam, spricht er ähnlich Lateinisch wie in der vorhergehenden weißrussischen Version »Nastòmpus na hrèbus, dastàntus pa łebus, wyrwàntus markwiàntus, u lèstus u kanaplàntus i źjéutus«. Sein Vater glaubte, er könne schon Lateinisch und will ihn vom Pfarrer prüfen lassen.

An Haltrich Nr. 51 erinnert ein polnischer Schwank aus dem Krakauer Lande. *) Ein Mann wollte hier gleichfalls, daß der Lehrer seinem Sohn etwas in einem Tage lehrt. Und so brachte der Lehrer dem Knaben einen Satz bei: »Sed dymes z kómines, a ja totezas spriatałsia pod bez; kurus, gagurus, ja idu, a tot ryjet; krowantum, rogantum suchom drostom oko predierot.« Als der Knabe nach Hause zurückkehrte, war die Mutter ganz glücklich, daß er so gut gelernt hat, er singt ja Lateinisch wie der Pfarrer in der Kirche. — Interessant ist in dieser Erzählung, daß neben »latinisierten« polnischen Worten noch russische vorkommen. Teilweise erinnern diese Worte an das »Latein« des böhmischen Schwankes.

Weiter treffen wir in einer Reihe besonders slawischer Erzählungen statt des Latein das Deutsche.

So in einer kaschubischen aus dem Kreis Karthaus. **) Eine Mutter schickte ihren Sohn in die Schule, daß er Deutsch lerne. Der verpraßte aber alles Geld in der Schenke. Am Wege nach Hause zurück dachte er sich drei »deutsche« Wörter aus: Krajnostu, Endykus, Republaton, sprach sie fortwährend am Wege und zu Hause. Die Mutter war nun ganz unglücklich, daß sie ihren Buben nicht mehr verstehen kann. Sie schreckte ihn ähnlich auf wie im böhmischen Schwanke, nur daß sie ihm siedendes Wasser auf die Hand goß.

Kleinrussische Schwänke aus Galizien erzählen ähnliches von einem Soldaten, der, nach Hause vom Urlaube zurückgekehrt, vorgibt, nur mehr Deutsch zu können. Nicht einmal mit seiner Mutter, die ihn zärtlich bewillkommt, will er anders sprechen als »Deutsch«. Die Frau ruft den Juden um Rat, und der sagt ihr, sie soll ihm nichts zu essen geben, dann wird er schon Russisch sprechen. Und richtig, als so der Soldat bis abends ohne Essen saß, meldete er sich endlich in seiner Muttersprache: »Mutter! gebt mir etwas zu essen!« — »Ach, lieber Sohn!« rief die arme Mutter, »warum hast Du das nicht früher gesagt?« — »Weil mir das deutsche Kommando im Kopfe war,« antwortete der Soldat. ***)

*) Stanisław Ciszewski Krakowiacy I, S. 223 Nr. 172.

**) Gotthelf Bronisch: Kaschubische Dialektstudien II. S. 71 Nr. 1.

***) Sadok Barącz Bajki, fraszki, podania, przysłowia i pieśni na Rusi. Drugie wydanie. S. 246.

Noch auf eine andere, viel drastischere Weise wird der Soldat kuriert. So fragt in einer Version aus dem Bezirk Drohobycz *) die Mutter den Urlauber: »Kann ich Dir ein Huhn (kuročku) braten?« — »Nicht kukurikus!« antwortete der Sohn. — »Vielleicht ein Entchen (kačočku)?« — »Nicht kwakus!« — »Vielleicht ein Gänschen (husočku)?« — »Nicht gegus!« Da weint nun die Frau vor den Nachbarn, daß ihr Sohn Russisch vergessen hat und nur Deutsch spricht. Ein Zigeuner verspricht Abhilfe. Er bindet an den Gipfel einer Eiche Äpfel an und sagt dem Soldaten, auf der Eiche seien Äpfel gewachsen; er führt ihn zur Eiche und der Soldat kriecht hinauf. Der Zigeuner bricht nun die unteren Zweige ab und entflieht. Der Soldat kann nun nicht von der Eiche herunter, und da er eben seine Mutter unten erblickte, ruft er ihr schon russisch zu: »Mutter, stell die Leiter an!« Von der Zeit an sprach er immer Russisch.

Dasselbe Mittel wurde noch in einer anderen Erzählung aus dem Bezirk Buczacz **) angewendet, hatte aber nur einen augenblicklichen Erfolg. Als der Soldat nach Hause kam, sprach er wieder so, daß ihn niemand verstand; er wurde zum Pächter geführt, zum Richter, der verschiedene Sprachen kannte, endlich zum Gutsherrn, niemand verstand ihn. Erst als der Gutsherr ihm eine Mauschelle gab, sagte er: »Gib Ruh', Herr, warum schlägst Du mich?« Seitdem sprach er Russisch. — In einer anderen Erzählung aus dem Bezirk Drohobycz ***) endlich behandelte das Gemeindeamt einen ausgedienten Soldaten noch radikaler, als er seiner Mutter nichts anderes sagte als: »Nicht verstanden.« Der Dorfvorsteher ließ ihn in das Wirtshaus rufen und von den Gemeindemitgliedern solange durchbleuen, bis er vor Schmerzen russisch aufschrie.

Auch in Rußland werden ähnliche Schwänke erzählt, natürlich ist da bei den Kleinrussen an die Stelle des Deutschen das Großrussische getreten. Da will der Soldat nicht anders als Großrussisch sprechen und verschmäht seine kleinrussische Muttersprache. Hier finden wir auch wieder das Motiv mit dem Rechen, welches wir in den zwei weißrussischen Versionen antrafen. In der einen Erzählung aus Kanev †) ruft der Vater den Soldaten, er soll ihm beim Dreschen helfen, den Rechen ihm reichen. Der Soldat antwortet spöttisch, er wisse nicht, was der »Rechen« sei, stößt aber dabei mit dem Stiefel an den Rechen, tritt auf die Zähne, so daß der Rechenstiel ihn auf den Schädel schlägt. Jetzt wußte er recht gut, was Rechen heißt. Dann dreschen sie; der Soldat ist so ungeschickt, daß die Dreschflegel übereinander kommen und der Soldat einen Schlag in den Schädel bekommt. Nun erinnert sich der Soldat plötzlich seiner Muttersprache, zur großen Freude seines Vaters.

*) Wołosymyr Hnatjuk Halyčko ruški anekdoty. Etnograf. Zbirnyk VI, S. 18 Nr. 58.

**) Ib. S. 17, Nr. 57.

***) Ib. S. 16 Nr. 56.

†) B. D. Hrinčenko, Etnografičeskiye materialy II. S. 206 ff. Nr. 148.

Eine andere kleinrussische Erzählung*) ist viel näher dem alten Schwanke. Ihr Held ist wieder ein Student, Bauernsohn, der in seiner Kiewer Schule den heimatlichen Dialekt vergessen hat und nur in der Schriftsprache reden will. Als er einmal so mit seinem Vater am Hof herumgeht, sieht er einen Rechen liegen und fragt, wie das heißt. Hierbei trat er auf die Zähne und kaum gab ihm der Vater die Antwort, so schlug der Rechenstiel so heftig das Herrchen ins Gesicht, daß er sich gleich des Namens erinnerte.

Ganz gleich, auffallend gleich ist eine am Marchfelde aufgezeichnete Geschichte,**) mit dem einzigen Unterschied, daß statt des Studenten die städtisch erzogene Dorfbürgermeisterstochter auftritt, welche neben allerhand nützem und unnützem Zeug auch »nobel« sprechen gelernt haben wollte. Wie der Kiewer Student aufschrie: »Aj, bisovy hrably!« (»O, du Teufelsrechen!«) schrie das Dorffräulein: »Du verfluchter Rechen, du!«

Die Fäden, welche diese einzelnen Erzählungen in die minutiösesten Details manchmal zusammenbringen, trotzdem sie auf weit entfernten Orten aufgezeichnet werden, zu verbinden, aufzudecken, ist kaum möglich. Manches mag auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, manche Ähnlichkeit mag wohl auf Zufall beruhen und vielleicht mag bloß der Anlaß zu einem solchen Schwanke von der alten Erzählung herrühren. Einzelnes wird gewiß als selbständige Erfindung anzusehen sein. Gewiß ist auch nicht die Hoffnung ausgeschlossen, daß in den alten Schwanksammlungen irgendeine ähnliche oder gar gleiche Erzählung verborgen ist.

Prag, im Dezember 1904.

Volkstümliches im „Freischütz“.

Ein Beitrag zum Jäger-Aberglauben.

Von Alois John, Eger.

In einer Zeit, wo die Sagenforschung und volkscundliche Forschung so hoch entwickelt ist, muß es eigentlich auffallen, daß man die angebliche »Sage« vom Freischütz nicht schon längst ein bißchen schärfer auf Dichtung und Wahrheit untersucht und die Frage aufgeworfen hat: Ist denn auch alles so echt und volkstümlich, wie wir es heute noch im »Freischütz« auf der Bühne sehen und wie es Richard Wagner in Paris so schwärmerisch als ein »Gedicht der böhmischen Wälder« gepriesen hat? Die nachstehende methodische Untersuchung dürfte wohl manches daran richtigstellen, vor allem aber möchte ich damit die Anregung bieten, dem bisher noch kaum beachteten Aberglauben des Jägers und des Weidwerkes etwas mehr Aufmerksamkeit

*) Atlianasjev, Narodnja ruskija skazki III (Moskva 1857), S. 100 Nr. dd.

**) Zeitschrift des Vereines für Volkskunde VII, S. 326.

zu schenken als bisher, damit das schwankende Bild des »Freischütz« auch volkscundlich etwas fester auf den Füßen steht. Weiters aber möchte ich damit den Versuch verbinden, die Heimat des Freischützstoffes für Böhmen sicherzustellen.

Die älteste bis jetzt aufgefundene Quelle des Freischütz ist das Buch: »Monatliche Unterredungen von dem Reiche der Geister.« (Leipzig, Sam. Benj. Walther, 1731.) Der Verfasser dieser Unterredungen (der sich in der Form eines Zwiegespräches unter dem Pseudonym Pneumatophilus mit einem gewissen Andrenio unterredet) behauptet, folgende wahrhafte Geschichte selbst aus den Gerichtsakten gezogen zu haben. Im Jahre 1710 habe in einer gewissen Stadt des Königreiches Böhmen ein junger Mensch namens Georg Schmid, Schreiber, 18 Jahre alt, ein großer Liebhaber von Scheibenschießen, sich mit einem Bergjäger dasiger Herrschaft eingelassen, der allerlei Weidstückchen und -Künste verstand. Von blindem Eifer nach Geldgewinn erfaßt, folgte Schmid gerne dessen verführerischem Rat, am 30. Juli, als am Abdonstage, bei der Nacht mit ihm zu gehen, um Kugeln zu gießen. 63 Kugeln solle er erhalten, von denen 60 alle treffen, bloß drei nicht. Nun folgt die Schilderung des nächtlichen Kugelgießens auf einem Kreuzwege. Der Bergjäger zog zunächst mit dem Weidmesser einen Kreis und setzte gewisse Charaktere auf den Rand ringsum. Dann stellten sich beide nackt in denselben, indem sie Gott und die heilige Dreifaltigkeit verleugneten. Von 11 bis 12 Uhr, sagte er, müssen alle 63 Kugeln gegossen sein, fehle auch nur eine, so seien beide des Satans. Nach einer Ermahnung, sich durch etwa kommende Erscheinungen nicht schrecken zu lassen, machten sie einen gedoppelten Adler (das heißt, sie stellten sich mit den Rücken gegeneinander) und warteten, bis es 11 Uhr schlug, dann begannen sie mit dem Kugelguß. Aber kaum hatten sie wenige Stücke fertig, kamen seltsame Erscheinungen auf sie und den Kreis los: ein altes Weib, von lauter hölzernen Kochlöffeln umhangen, mehrere bespannte Kutschen, dann die wilde Jagd mit einem Stück Wild, zahlreichen Reitern und kläffenden Hunden, zuletzt langsam ein Reiter auf schwarzem Roß, der sie um ihr Tun befragte und auf ihre Weigerung, ihm die Gießkolben samt Kugeln herauszugeben, etwas auf sie warf, das einen solchen Gestank verbreitete, daß der Schreiber halbtot hinsank. Nur der Bergjäger kam bald wieder zu sich, nahm die gegossenen Kugeln und ging dem nächsten Dorfe zu, wo er erzählte, daß draußen am Wege ein armer, kranker Mensch liege. Er selbst verlor sich auf abgelegenen Wegen gegen das salzburgische Gebirge zu. Der halbtote Schreiber aber wurde in die Stadt geschafft, vor dem geistlichen und weltlichen Gerichte verhört und dann in gerichtliche Haft gebracht. Nach seiner Genesung wurde er nochmals verhört und dann der Prozeß über ihn eröffnet. Das Urteil lautete auf Hinrichtung mit dem Schwerte und danach Verbrennung seines Körpers.

In Anbetracht seiner Jugend und auf zahlreiche Fürbitten hin wurde aber die Strafe gemildert zu sechsjährigem Kerker mit harter Handarbeit. (Dr. Gräße: »Die Quelle des Freischütz.« Dresden 1876, S. 9.)*

Dies ist die älteste und ursprünglichste Fassung des Freischütz. Wir haben es, wie deutlich hervorgehoben ist, mit keiner Sage zu tun, sondern mit einer wahrhaften Begebenheit, die sich im Jahre 1710 irgendwo in Böhmen (Böhmerwald) zugetragen hat, also mit einem Stück Volksaberglauben, mit Zauberei und Beschwörung, die zur gerichtlichen Verurteilung eines gewissen Georg Schmid und zur Begnadigung desselben zu sechs Jahren Kerkers führte. Die ganze Sache ist einfach ein Gerichtsfall und die Begebenheiten sind den Gerichtsakten entnommen.

Im Jahre 1810 erschien ein Buch, betitelt »Gespensterbuch«, herausgegeben von August Apel (geb. 1771, gest. 1816) und Laun (Pseudonym für den Romanschreiber Fr. Schulze), dessen erste Erzählung »Der Freischütz. Eine Volkssage(!)« man lange Zeit für die eigentliche Quelle des Freischütz betrachtete. In Wirklichkeit ist sie aber eine novellistische Ausschmückung und Ausführung des in den »Monatlichen Unterredungen« erzählten Gerichtsfalles. Ein alter Förster erzählt darin den Fall Georg Schmid, der infolge der schrecklichen Erscheinungen bewußtlos wurde und erst unter den Händen der Ärzte in Prag erwachte und kurz darauf, nachdem er vor Gericht sein Erlebnis ausgesagt hatte, starb. Er erzählt dieses Begebnis als abschreckendes Beispiel und warnendes Exempel seinem jungen Forstgehilfen Wilhelm, der sich aber, »weil ihm ein Weidmann gesetzt ist« (das heißt, weil er Pech im Schießen hatte), trotzdem zu dem gleichen Experiment entschließt. Das Lokal ist, wie oben, auf einem Kreuzwege, auch er gießt 63 Kugeln, auch ihm erscheint ein Reiter auf schwarzem Roß u. s. w. Kurz, Apel und Launs Darstellung geht in den Hauptzügen sicher auf die erte Quelle zurück und umschreibt dieselbe nur in novellistischer Erzählungsform. (Jetzt bequem nachzulesen in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 1791—1795.) Neu ist eigentlich nur die ganze novellistische Liebesgeschichte, der Probeschuß und die Nachricht, daß jener gewisse Georg Schmid in Prag gestorben sei.

Die Fassung von Apel und Laun, in dieser Form geboten, tat sehr gute Wirkung und erregte bereits 1810 die Aufmerksamkeit Karl Maria v. Webers, der sie bei seinem Freunde Alex. v. Dusch auf dem Schlosse Neuburg bei Heidelberg kennen lernte und rasch

*) Wie Reinhold Köhler (in seinen »Kleinen Schriften«, herausgegeben von Dr. J. Bolte, Berlin 1900, III. Bd., S. 200) nachgewiesen hat, ist der Entdecker dieser Quelle nicht Dr. Gräße, sondern sie war schon vor Gräße bekannt. Prof. H. Meynert in Wien hat schon in der »Österr. Wochenschr. f. Wiss. u. Kunst«, neue Folge, I., S. 379—383 nachgewiesen, daß die »Monatlichen Unterredungen« von Apel und Kind benützt wurden. Vergl. auch: »Ambros' Bunte Blätter«, Leipzig 1874, S. 93 (hier die vollständige, aber modernisierte Wiedergabe der »Unterredungen«), Wustmann im »Grenzboten« vom 13. März 1874.

ein Szenarium entwarf, das aber liegen blieb. Im Jahre 1813 erschien bereits eine Oper »Freischütz« von Karl Neuner, im Jahre 1816 ein Schauspiel »Der Freischütz« von Alois Gleich, das am 28. Dezember 1816 zum erstenmal im Josefstädter Theater in Wien aufgeführt wurde. Beide Stücke gehen im Text auf Apel und Laun zurück. Erst 1816 kam K. M. v. Weber wieder auf den Freischützstoff zurück, als er auf der Durchfahrt durch Dresden am 10. Oktober 1816 Joh. Fried. Kind (1768—1843) kennen lernte und die Verwertung dieses Stoffes zu einem Operntext mit ihm verabredete. Bereits Ende Februar 1817 war der Text von Kind vollendet, am 22. April desselben Jahres begann Weber die Komposition und vollendete sie am 13. Mai 1820. Die erste Aufführung des »Freischütz« fand in Berlin am 18. Juni 1821 statt und erregte einen ganzen Freischütztaumel, eine nie gewesene Begeisterung in ganz Deutschland.

Betrachten wir nun den Operntext Kinds, so finden wir, daß er wohl im volkstümlichen Kern ebenfalls auf Apel und Laun zurückgeht, aber mit soviel neuen, erdichteten und willkürlichen Erfindungen ausgeschmückt ist, daß man von einer Neudichtung sowohl dem Stoffe als den Personen nach reden könnte. Insbesondere sind gegenüber den älteren Quellen folgende Züge gänzlich erfunden: 1. Der Name »Wolfsschlucht« (wobei Kind wohl an die gleichnamige wilde Gegend bei Hohnstein in der sächsischen Schweiz dachte); die ursprünglichen Quellen gaben als Lokal immer nur Böhmen und einen Kreuzweg an. 2. Reduzierung der Kugelzahl von 63 auf 7, von denen nur eine als trügerisch bezeichnet wird. 3. Der Name »Samiel«, der übrigens schon bei Apel und Laun sich fand, den Kind angeblich in deutschen Jagdstückleinbüchern gefunden, respektive aus denselben entlehnt haben will. Ein solcher Name findet sich in keiner »Freischützssage«. 4. Die Zurückversetzung der ganzen Begebenheit in die Zeit des dreißigjährigen Krieges, während die ursprünglichen Quellen das Jahr 1710 ansetzten; erfunden sind ferner die Namen der Försterstöchter, die Einführung des Eremiten, das Vorspiel mit der weißen Rose und die versöhnende Schlußszene. An die böhmische Heimat erinnert lediglich noch der Name des Fürsten Ottokar.

Nach dieser Vorgeschichte über die Quellen des »Freischütz« kann es gar keinem Zweifel mehr unterliegen, daß wir es hier mit keiner Sage zu tun haben. Eine »Freischützssage«, wie Apel und Laun ihre Novelle benennen, gibt es einfach nicht. Der ganze Inhalt des »Freischütz« beruht vielmehr auf dem Jäger- und Volksaberglauben in Verbindung mit einer Beschwörungsszene, wie sie so oft im Zauberglauben vorkommt. Der unglückliche Ausgang der letzteren führt zu einer gerichtlichen Untersuchung und Verurteilung. Diesen einfachen Inhalt, den Kern des Ganzen, umrankt dann das luftige und zarte Phantasiegebilde der Dichtung und Erdichtung, die

Liebesszenen im Forsthouse, wie es von Apel und Laun und von Fr. Kind besonders üppig ausgebildet wurde.

Prüfen wir nun vom Standpunkte der Volkskunde diese volkstümlichen Elemente im »Freischütz« etwas näher, denn meines Wissens hat man sich bisher noch gar nicht damit beschäftigt, und dann beruht ja doch das Tragische des »Freischütz« in der Hauptsache auf diesem volkstümlichen Untergrunde und dem alten Zauberglauben.

Einem einen Weidmann setzen.

Dieses Moment bildet so recht eigentlich den Anfang und Ausgangspunkt der tragischen Freischützbegebenheit. Es ist die treibende und peinigende Ursache, die den unglücklichen Forstgehilfen zum Zauberglauben führt.

In den »Monatlichen Unterredungen« finden wir diesen Jägerausdruck noch nicht. Der Schreiber ist dort nur »ein großer Liebhaber im Scheibenschießen, suchte aber allzeit dabei seinen Vorteil und Gewinn zu befördern . . . er war vom blinden Eifer, Geld zu gewinnen, derart eingenommen, daß er kaum den Tag (des Kugelgießens) erwarten konnte«. Also Gewinnsucht, Geldsucht ist ursprünglich allein das treibende Moment.

Aber schon bei Apel und Laun finden wir den »Weidmann«. »Ich bleibe dabei,« sagte Rudolf, der Jägerbursch, eines Abends, »es hat jemand dem Wilhelm einen Weidmann gesetzt, denn mit natürlichen Dingen geht das nicht zu, und den muß er erst lösen« (S. 10 bei Reclam). Der Ausdruck »Weidmannsetzen« wird aber ebendasselbst folgendermaßen erklärt: »Seit dem Verlobungstage hatte Wilhelm ein ganz eigenes Mißgeschick auf der Jagd. Bald versagte ihm das Gewehr, bald traf er statt des Wildes einen Baumstamm. Kam er nach Hause und leerte seine Jagdtasche, so fanden sich statt Rebhühner Dohlen und Krähen und statt des Hasen eine tote Katze.« Auch im Operntext von Fr. Kind findet sich dieser Ausdruck. Gleich nach dem ersten Auftritt, in welchem Kilian und der fröhlich neckende Chor dem unglücklichen Pechvogel, dem Forstgehilfen Max, so recht sein Mißgeschick im Schießen klar machen, spricht Kaspar zu Max: »Glaube mir, Kamerad, es ist, wie ich gesagt habe. Es hat Dir jemand einen Weidmann gesetzt, und den mußt Du lösen oder Du triffst keine Klaue.« Und später sagt Kuno: »Nimm Dich zusammen! Der Weidmann, der Dir gesetzt ist, mag die Liebe sein.« (I, 2.)

Überlassen wir den Pechvogel Max seinem durch diese Zureden wild aufgeregten Innern und untersuchen wir seinen Zustand etwas näher.

»Einem einen Weidmann setzen« ist ein alter Jägerausdruck, der in der heutigen Jägersprache wohl kaum mehr bekannt ist, aber in früheren Jahren etwa den Sinn hatte, daß einem Jäger oder Schützen

durch irgendeine bezaubernde oder ihm feindlich-dämonische Macht das Gewehr verhext werden kann, daß ihm etwas »angetan« und »bewiesen« worden ist, so daß er nichts trifft und alles fehlt — also Jagdpech in aller Form.

Dieser außergewöhnliche Zustand kann nun nach dem alten Volksglauben und Aberglauben (und im Jägerstande herrschte bekanntlich viel Aberglaube) wieder nur durch ein außergewöhnliches Mittel, also ein Zaubermittel, behoben werden. Es ist genau dieselbe naive Auffassung, wie beim Beschwören der Krankheiten, die sich das Volk personifiziert als dämonische Wesen dachte. Wir stehen also mitten im Zauberglauben! Daß das Volk ganz und gar nicht verlegen ist, solche üble Zustände durch probate Mittel zu heilen, die böse Macht zu bannen, ist bekannt.

Im nachstehenden seien nun einige solcher Mittel verzeichnet, die man anwendet, um den bösen Zauber eines Weidmannes hinfällig zu machen, und zum Beweis, daß sie auch bei uns im Egerländer (nordgausischen) Sprachgebiete sehr wohl bekannt waren. Ich entnehme sie einem handschriftlichen Zauberbuche, dessen Verfasser unbekannt ist, der aber, nach manchen Anzeichen zu schließen, sicher dem Egerlande angehörte:

Hilfe wann einem ein Weidmann ist gemachet — oder das Rohr verderbet worden.

Nim ein sauber Tuchlein, und wische die Flinte oder das Rohr von oben bis unten aus dem Grund recht sauber aus, hänge den Fleck an einen Aspernbaum, so wird der Büchse wieder geholfen.

Hilfe wann dir ein Weidmann ist gesetzt worden.

Gehe an einen Freitag ante Ortum Solis hinaus, wo ein Eichbaum stehet der zwey Zwieseln hat, und von den Zwieseln einer gegen Mittag, der andere gegen Mitternacht zu steht, so stecke die Püchsen erst gegen den Morgen mit den Kolben durch, und dieß dreymal; sprich aber dabey: Ey da hast du das Verdorbene, Gieb mir das Verlohrene. Im Namen Gott des Vaters † Gott des Sohnes † und Gott des heiligen Geistes † Amen.

Wann dir ein Weidmann einer gemacht hat, und wissen willst wer es gethan hat und wer es gewesen sey.

Thue ihm also. Gehe und fordere um Gottes Willen ein bischen Heffen, mache das Zündloch feste zu, und güße die Heffen in den Lauf, dann mache oben zu, laß es eine Weile stehen, daß die Heffe gähret und über sich gehet, so wird der Thäter in dein Haus kommen.

Hilfe, wann Einem das Gewehr verdorben worden.

Gehe in einen Wald zu einen Aspenbaum, an einen neuen Sontag (das ist wann der neue Mond an einen Sontag fällt), mache drey Kreise in denselben Aspenbaum, stelle dich zwischen den ersten und zweyten Kreis, schüsse dein Gewehr gegen den Aspenbaum hin, nim den Spund wie derselbe und das Gewehr noch rauchet, und spünde solchen in den Aspenbaum.

Kaspar in Kinds »Freischütz«, der dämonische Vertreter des alten Heiden- und Zauberglaubens, war in diesen Mitteln offenbar erfahrener als der unglückliche Max, dem vor dieser Zauberkunde ein Grauen ankommt. Trotzdem verfällt er ihr unter dem drückenden Zwange seines Jagdpeches. Ihm ist eben ein Weidmann gesetzt worden und der muß durch irgendein Mittel gelöst werden. Seine Existenz, seine

Liebe, seine Zukunft hängt an der Behebung und Lösung dieses Zustandes, und so verfällt er denn dem Zuspruche Kaspars, dem bösen Prinzip, und damit den Mächten des alten satanischen Heidenglaubens. Darin liegt das psychologische und das tragische Moment im »Freischütz«. Und dies Moment ist kein sagenhaftes, sondern dem Aberglauben des Volkes entnommen.

Freikugeln gießen.

In den »Monatlichen Unterredungen« verspricht der Bergjäger dem Schreiber Kugeln zu gießen, von denen er 63 bekommen würde. 60 von ihnen würden treffen, drei aber müßten notwendig fehlen. (Gräße, S. 10.) Ähnlich Apel und Laun: Schmid habe vor seinem Ende ausgesagt, »daß er mit einem alten Bergjäger habe Freikugeln gießen wollen, die allezeit treffen, und weil er etwas dabei versehen, habe ihn der Teufel so zugerichtet, daß er es mit seinem Leben bezahlen müsse«.

Die Sitte, Kugeln zu gießen, die gewiß, die sicher treffen, ist auch im Volksaberglauben des Egerlandes nachzuweisen; Wuttke (Der deutsche Volksaberglaube, 3. Aufl., S. 261) gibt mehrere Beispiele aus anderen Gegenden Deutschlands und Österreichs (Schießen nach einer Hostie, nach Sonne und Mond; ohne ein Teufelsbündnis wird jemand ein Freischütz, der nackt unter Gebeten und Beschwörungen vom Altmeister und zwei Freischützen dazu geweiht wird. Ebds. S. 262). Auch in Sachsen ist der Freischuß bekannt (Dr. Meiches Sagenbuch, S. 583).

Nachstehend seien nun einige Mittel aus meinem Egerländer Zauberbuche veröffentlicht, die ohne Kreuzweg (»Wolfsschlucht«) und Teufelsbeschwörung stattfinden.

1. Ein böhmisches Jägerstück schüssen und treffen, wornach man zieht.

Nim Füchten-Tanzapfen, der oben allein stehet, und Königszapfen heißt, brich solchen jedoch nicht mit bloßen Händen sondern mit Handschuh ab, lege ihn auf ein Papier auf den Ofen, wann er dürr ist, klopfe den Saamen fleißig aus, höbe ihn auf zum Gebrauch, doch daß du nur nicht den Saamen mit bloßen Händen angreifst; Nach diesen mache Kugeln, wann der Schütz 3 Tage nach einander in Kalender stehet, in der Mittagsstunde zwischen 11 und 12 Uhr, diese Kugeln müssen alle Tage umgossen werden nämlich die am 1 Tag des Schützens gegossen worden, müssen wieder am 2ten und 3ten Tag des Schützens übergossen und am letzten Tag des Schützens ganz verfertigt werden.

Anmerkung. Man muß aber am 3ten Schütztag in einer jedweden Kugel mit einer neuen Schuhahle ein Löchlein bohren und von diesen vorgemelden Saamen ein Körnlein davon hineinthun, du kannst das Löchlein wieder zumachen oder zuklopfen, du triffst nach was du begehrt zu ziehen.

2. Gewieß zu schüssen.

Wann du mit deinen Gewehr allemal willst einen gewießen Schuß haben, so nim am Maria Verkündigungstage vor Sonnenaufgang, von den Saamenstingeln, die übern Winter in den Keller verwahrt gewesen, und schon ausgeschlagen oder ausgekronet sind, zum erstenmal 9 Krönlein und sage 27, zum andermal nim wieder 9 Krönlein und

sage 27. Zum drittenmal nim wieder 9 Krönlein und sage 27. Diese 27 Krönlein thue in ein solch kleines Flecklein, das von einem Jungfernhemde (die ihre Menst. das erstemal bekommen hatte) und Blut in dem Hemdfleck zu sehen ist, wickle es fest zusammen und verwahre dieses hinten in den Schaft unter der Anschlagsverkleidung. Du wirst keinen Schuß fehlen.

3. Zwey Stücke, daß dein Gewehr gut feuere und keinen Schuß fehlest.

Erstes Stück.

Nehme in einen neuen Sontag, (das ist, wann der neue Mond an einen Sontag fällt) Bürkenschwam, räuchere dein Gewehr aus, so wird es gut feuern.

Zweites Stück.

Nimm von einer Wachskerzen, welche die Gevattersleuthe bey der Taufe eines Kindes halten, aus der Mitte derselben Wachskerze zwicke ein bißl Wachs heraus und räuchere damit das Gewehr wohl durch.

4. Gewieß zu schüssen.

Ziehe in einen Garten einen Stamstock (das wird eine Gartensäule sein) nim etwas von der Spitze so in der Erde steckt, und stelle sie wieder so ein, wie solche gestanden ist, dann schüsse eine Hetze, gebe diese Hetze und die Spitze von der etwaigen Gartensäule in einen neuen Topf, brenne beides zu Pulver und mische es unter das Schußpulver.

5. Daß du Scheibe an besten triffst.

Nehme von einem Wachslicht, welches bey einem Toden beym Kopf gebrennet hat, das abgeschmolzene Wachs, wie nun die Reihe zum schüssen an dich kommt, so klebe ein bißl von den bezielten Wachs auf das Zentrum, du wirst am besten schüssen.

6. Daß du im schüssen treffen must.

Bestreiche die Kugel mit Maulwurfblut, so schüssest du gewieß.

oder

So sich die Sterne reinigen, nim dasselbige und mache ein Loch in die Kugel, thue ein wenig darein, so kannst du nicht fehlen.

Ein Kleidchen von einem Kind unter den Lauf gelegt, ist gut.

Wann man in ersten Märzen eine Krötte findet, so nim eine Nähenadel mit einen Carmesin rothen Seidenfaden, und stich sie durch die Augen, dann ziehe den Faden durch, und wann du Kugeln güß, so thue ein wenig in die Kugeln, du triffst gewieß.

oder

Ein Nabel von einem Knäbchen auf oder unter das Korn der Flinte gemacht, ist probirt.

7. Die Scheibe ins schwarze zu treffen.

Nim eine lebendige Fledermaus und thue solche mit Bley in einen Topf, mache den Topf oben fest zu (daß du aber dieselbe Fledermaus nur nicht schreyen hörst) setze solche zum Feuer, wann das Bley schmelzet, so güß Kugeln daraus, du triffst das Schwarze in der Scheibe.

Nim eine Krötte und brenne sie in einen Topf zu Pulver; mit diesen Pulver bestreiche das Ziehl der Scheibe, schüß darauf, du triffst das Ziehl, und dich wird keiner abschüssen.

8. Zu treffen wornach man schüßet.

Nim das Herz und Leber von einer Fledermaus, thue es wann du Kugeln güssest unter das Bley, so kannst du treffen wornach du schüssest.

Nim Wiedhopfen aus dem Nest wann sie noch Jung und noch nicht auf die Erden kommen sind, dann Jungferblut, laß es dürr werden, mache beedes zu Pulver, thue es in einem Topf, und gebe von dieser Vorbereitung $\frac{1}{4}$ ℥ unter 5 ℥ Schußpulver, so triffst du gewiß wornach du schüssest.

Trage ein Fledermaus- und ein Wiedhopfenherz samt derley Zungen bey dir.

Nim ein Fledermausherz und derley Leber, pulverisire es und thue solches zum Schußpulver und thue auch was davon unter die Kugeln.

So du in Merzen die erste Heidellerche siehest, so trachte solche zu fangen, schneide ihr den Kopf ab, und thue den Kopf in einen Topf, und thue 3 Erbsen darzu in den Topf, hernach thue frische Erden darein ganz voll, hernach laß die Schotten reif werden, dann nim sie an einem Freytag früh vor Sonnenaufgang heraus, schüßest du mit Schrott, so thue 3 Stück von denen Erbsen darzu, schüßest du mit der Kugel, so mußt du etliche Erbsen zu Pulver stossen und in Bley thun, wann du Kugeln güssest.

Bestreiche die Kugeln mit Taubenblut.

Nim eine Otterzunge von einer Waldotter, die vor Walburgis lebendig ausgerissen wird und lasse die Otter wieder lauffen, diese Zunge lege forne unter das Rohr eingetaßt so kann kein Schuß fehlen.

Nim ein Herz von einen Wieselein und Bärenschmalz darzu, du triffst gewieß wor-nach du ziehlest.

Nim Tauben- und Laubfroschblut, damit ein wenig die Büchsen bestrichen.

Wenn der Hahn auf die Henne steigt, so lasset er eine Feder fallen, die binde an den linken Arm.

Brenne Regenwürmer zu Pulver, das thue in die Kugeln und in das Schußpulver.

9. Gewieß zu schüssen und alles zu treffen.

Schüß einen Guckuck, und ziehe ihm 3 Federn aus den rechten Flügel, schneide ihm seine rechte Seite auf, und reiß ihm das Herz heraus, weil der Vogel noch warm ist, stecke die Federn durch das Herz, thue es in einen leinwandenen Tüchlein, lege darzu Weyrauch, und hänge es wie solches zusammen gemachet ist, in eine Feueresse, daß ist Rauchfang, nach 9 Tagen nehme man dieß wieder herunter, und hänge oder binde es an den rechten Elbogen, so wirst du gewieß schüßen.

Nim einen Nabel von einen neu- und erstgebohrenen Sohn, laß ihn wohl drucken werden. Darnach ein Gesicht auf das Rohr gemacht, so kannst du schüssen und alles treffen.

Nim eine Seife, damit ein neu- und erstgebohrner Sohn das erstemal ist gewaschen worden, mit dieser Seife beschmire das Gewehr.

10. Das Scheibenziel zu treffen, daß dich keiner abschüsse.

Im Frühling nim die erste Krötte, brene sie in einen neuen Topf zu Pulver, bestreiche damit das Ziel und schüsse, du triffst das Centrum, und wird dich keiner abschüssen.

11. Hilfe, wann aus einem Feuergewehr nichts sterben will.

Schüsse ein Alaster (Elster) oder einen Raben, mit einem solchen Blut wische das Gewehr wohl aus, es hilft gewieß.

12. Gewieß zu schüssen.

Nim Jungferwachs und drey Herzen von jungen Rauchschnalben, du mußt aber die Schnalben mit dem Schnupftuch anbacken und damit die Rauchschnalben zereissen, als dann mußt du die drey Herzen in das Jungferwachs wickeln und es in dein Schußgewehr unter der Schwanzschrauben einmachen.

Nim das Herz von einer Fledermaus und thue es unter das Bley, du kannst nicht fehlen.

Trage eine Otterzunge bey dir, du wirst gewieß nicht fehlen.

Nim einen Maulwurf wann du ihn immer bekommen kannst, und beiße ihn ein Pfödehen ab, und trage es bey dir, es hilft.

13. Einem gewiesenen Schuß zu haben.

Nim drey junge Schnalben, ehe sie noch reif geworden sind, reise sie von einander und nim die Herzen davon, und henge sie kreuzweis an einen rothen Seidenfaden gegen Sonnen Aufgang, und aufn Abend wann die Sonne untergegangen nehme sie wieder ab, und reibe sie zu zarten Pulver. Dann nehme einen rechten Flügel von einen Wiedhof, der aber mit keiner bloßen Hand angegriffen worden, diesen Flügel zerschneide eben so klein, als es möglich ist, und mische dies klein geschnittene unter das Bley, und güsse Kugeln. Probatum est.

Wann du eine Schlange (das ist eine Natter) vor Georgentag bekommst, so nehme ihren Kopf, und stecke selben auch die Augenhöhlen voller Erbsen, dann vergrabe denselben in ein fett Erdreich einer Spanen tief, und verwahre denselben, daß Niemand davon etwas nehmen kann. Wann nun die Erbsen gewachsen und nach der Zeitigung eingesammelt seyn, dann lege bey dem Kugelhüß solch Erbsen in Kugelform so, daß allezeit eine Erbse in Mittl der Kugel komme. Mit solchen Kugeln lade dein Gewehr, du wirst nicht fehlen. Probatum est.

14. Mit Kugeln zu treffen, wohin du ziehst.

Nim junge Wiedhopfen, die noch auf keine Erde gekommen sind und nehme das Gehirn davon, mit diesen Hirn schmiere die Kugelpflaster, so schüssest wohin du ziehst.

15. Zwey Stücke, daß dein Gewehr gut feuere, und keinen Schuß fehlest.

Trachte daß du vor Georgi eine Schlange (dieß wird eine Natter seyn) bekommst, dörre dieselbe in einen neuen Topf, gebe selbe in das Pulver, so wirst du gut feuern.

Wann du vor Georgi einen Kukuck bekommst, so reiße ihn den rechten Flügel aus, von denselben Flügel nim eine Feder, und wische oder räume das Zündloch aus, du wirst gut feuern und niemals fehlen.

16. Schüssen und alles treffen.

a) Nehme eine Fledermaus, schneide solcher den Bauch auf, dunke drey Kugeln in denselben ihren Leib, wann du mit diesen Kugeln schüssest, so triffst du gewiß alles.
oder

b) Nim Schwalbenblut, dörre es, misch solches unter das Schießpulver, schüsse auf was du willst, du wirst alles treffen.

17. Kugeln zu machen, die gewieß schüssen.

Nim einen Otterkopf den ersten vor Walburgistag, stecke drei Erbsen darein, und vergrabe ihn den Walburgistag ante Ortum Solis in einem Scherben, und beobachte, daß der Hintertheil des Otterkopfs unter sich in die Erde komt, dann werden die Erbsen zum Maul herauswachsen, merke die Stunde wann du dieses hast eingegraben, so werden die Erbsen wachsen, diese brich am St. Johannistag in der nemlichen Stunde, wann solche eingestecket worden, wieder ab, hernach nim ein Stücklein gebrochenen Stab, wo einer gerichtet worden, und laß dir dasselbige in denen Anschlag einsetzen, daß es auf das Schloß zugehet, darnach gehe 3 Feiertage ante Ortum Solis zu drey Martersäulen, und nim das Moos davon und stosse es auf das Pulver. Hernach güß Kugeln, und von den oben erwähnten Erbsen lege allezeit eine in die Form, und güß das Bley darüber hinein, hernach schüsse mit solchen Kugeln, du mußt aber nach Fleisch schüssen, sonst triffst du dich selbst.

18. Sympathetische Kugeln zu machen womit der Nagel in der Scheibe getroffen wird.

Mache einen guten Magnetstein zu Pulver, dann Wißmutherz und Auripigmentum jedes gleich viel, mische alles wohl untereinander, und thue diese drey Stücke in granulirtes Bley, lasse das Bley in ein Tiegel zergehen, und trage obige drey Materien darein, lasse alle miteinander eine gute Stunde schmelzen oder glühen, güß Kugel daraus. Merke aber: daß das geschehen muß, wann der Mond 3 Tage in Schützen ist, absonderlich wann an einem Dinstag der erste Schütz eintritt.

Man ersieht aus diesen Proben, daß der Volksaberglaube in diesem Falle nahezu das ganze Tier- und Pflanzenreich aufbietet, um das angeblich verhexte Gewehr und seine Bestandteile, den Rohrlauf, den Schaft, das Zündloch, das Pulver, das Korn und die Kugeln, zu kurieren, damit man sicher trifft. Bald muß der Jäger dies, bald jenes an sich tragen oder an das Gewehr anbinden, um gewiß zu schießen.

Was im besonderen das Kugelgießen anbelangt, so kommen bei uns im Egerland drei Formen der Zubereitung vor: a) In die Kugel werden Löcher gebohrt und Samenkörner von Fichten- und Tannenzapfen oder Erbsen darin verspundet. b) Gewisse Tiere oder tierische Teile (Fledermausherzen, Wiedehopfflügel, Regenwürmer) werden pulverisiert und beim Guß unter die Kugeln gemischt. c) Die Kugeln werden in Blut getaucht (Fledermausblut) oder mit Tierblut (von Tauben oder Maulwurf) bestrichen. Der Glaube, treffsichere Freikugeln von besonderer Tugend machen zu können, gehört also in den Zauberglauben des Volkes. In keinem dieser Mittel aber finden wir je ausgedrückt, daß nur eine gewisse Zahl dieser Kugeln trifft, die anderen aber fehlen oder einer bösen Macht verfallen. Diese Angabe, welche auf die »Monatlichen Unterredungen« zurückgeht und von Apel und Laun und Kind aufgenommen wird, scheint also eine Erfindung, eine Erdichtung zu sein. Nachweisen läßt sie sich vorläufig aus dem wirklichen Volksglauben nicht. Dieser Ansicht ist übrigens auch Dr. Gräße, wenn er S. 14 seiner Schrift diesen ganzen Teil der Vorgänge beim Kugelgießen und von den treffenden und äffenden Kugeln für dichterische Erfindung hält, da in keiner einzigen der von ihm in seinem »Jägerbrevier« (Wien 1869, 2. Aufl., S. 145, 194) veröffentlichten Freischützsagen auch nur der geringste Anklang daran entdeckt werden konnte.*)

Die Beschwörungsszene (die Zauberhandlung).

Nachdem Max von Kaspar nach langem inneren Kampfe gewonnen ist, wird nun die Beschwörungsszene in der Wolfsschlucht ausgeführt. Die wildesten Schauer des nächtlichen Waldes, der Natur, des Unwetters werden aufgeboten, um diese an entsetzlichen Eindrücken reiche Szene so erschütternd als möglich zu machen. Dichter und Komponist lassen alle Mittel und Hexenkünste der Sprache und der Musik spielen, um die Wildheit und die Schrecken dieser Nacht zu schildern.

Betrachten wir die Sache nach den Quellen und vom volkskundlichen Standpunkte aus, so stellt sich das Ganze als eine Beschwörung dar mit allen bei derartigen Zauberhandlungen genau vorgeschriebenen Vorbedingungen. Zu diesen Vorbedingungen, welche erst die eigentliche Kraft und Wirkung des Zaubers verbürgen, gehören:

1. Die Beachtung der Zeit. In den »Monatlichen Unterredungen« verlangt der Bergjäger, daß Schmid am 30. Juli (1710) als am Abdonstage in der Nacht mit ihm die Kugeln gieße. Der Abdonstag findet sich verhältnismäßig selten im Volkskalender. »Was man am St. Abdon Tag ‚abtut‘, abhaut, wächst nicht mehr.« (Höfler

*) Dr. Gräße's »Jägerbrevier« (jetzt in 3. Auflage, Berlin 1885; die 1. Auflage erschien 1857 in Dresden bei Schönfeld) enthält zahlreiche »Jägersagen« von Schützen, die immer treffen. Vergl. Reinhold Köhler, »Kleine Schriften«, III., 491 und Wagners Archiv, I, 138.

in der Zeitschrift für Volkskunst und Volkskunde, München, I., 76.) Abdon und Sennen waren zwei als Märtyrer gestorbene persische Prinzen, deren Gebeine der Abt des Benediktinerklosters Arles von Rom erhielt. Auf der Heimkehr heilte er zwei blinde Kinder, denen er Wein zu trinken gab, der in einer Tonne neben den Reliquien stand. (Kerler: Patronate der Heiligen, S. 11, 48, 88, 195.) Bei Apel und Laun wird ein Monatstag überhaupt nicht genannt, fest bestimmt ist daselbst bloß die Nachtzeit von 11 bis 12 Uhr, bei Kind die Zeit von 12 bis 1 Uhr nachts.

2. Die Stellung der Planeten, der Gestirne oder des Tierkreises, der Sonne, des Mondes u. s. w. Hierüber findet sich weder in den »Monatlichen Unterredungen« noch bei Apel und Laun eine Angabe. Wohl aber bei Kind. Hier spricht (I., 6.) Kaspar zu Max: »Drei Tage hintereinander steht jetzt die Sonne im Schützen, und heut' ist die mittelste; heut', wenn sich die Tage scheiden, gibt's eine totale Mondfinsternis. (Lebhafter und zuredend): Max! Kamerad! Dein Schicksal steht unter dem Einfluß günstiger Gestirne!« Im Schützen! Das stimmt ja genau mit dem ersten Kugelrezept des Egerländer Zauberbuches, wo es heißt: »wann der Schütz drei Tage nacheinander im Kalender stehet«. (Siehe oben Nr. 1 und 18.) Kind hat also diese Angabe aus wirklichem Volksglauben geschöpft.

3. Der Ort der Zaubehandlung. Übereinstimmend geben die beiden ältesten Quellen des »Freischütz« einen Kreuzweg als Ort der Beschwörung an. Dies stimmt vollkommen mit dem Volksglauben überein, der an Kreuzwege fast alle derartigen Zaubehandlungen verlegt. »Auf Kreuzwegen haben die bösen Geister ihr Spiel, da kann man sie auch rufen und mit ihnen verkehren, da waltet der Zauber.« (Wuttke.) Auch die Hexen sammeln sich im Egerlande auf Kreuzwegen. In der Thomasnacht geht man gerne auf Kreuzwege »horchen«, um die Zukunft zu erfahren. Nur Kind verlegt den Schauplatz der Beschwörung in eine verrufene Waldschlucht, die er ganz willkürlich Wolfsschlucht nennt, wo angeblich der wilde Jäger sein Wesen treibt ein (wie bereits hervorgehoben) ganz erdichtetes Moment.

Alle diese Vorbedingungen: Der Dreißigste des Monates Juli (der Abdonstag), die Stunde vor oder nach Mitternacht, die Mondfinsternis, die Sonne im Zeichen des Schützen, der einsame, verrufene Kreuzweg, gehören zur Wirksamkeit einer echten und rechten Zaubehandlung; sie sind durchwegs echt volkstümlich und dem Zauber- und Aberglauben des Volkes entnommen.

Die eigentliche Beschwörungsszene. Sie bietet nichts Besonderes und verläuft wie alle derartigen Geisterbeschwörungen und Zaubehandlungen. (Vergl. Scheibles Kloster, Bd. V.)

Das Ziehen des Zauberkreises geschieht in den »Monatlichen Unterredungen« vom Bergjäger mit dem Weidmesser. Er setzt

auch gewisse Charaktere auf den Rand ringsherum, welche aber der Schreiber nicht lesen konnte. Dieselbe Quelle berichtet auch, daß beide nackt in den Kreis traten, zugleich Gott und die heilige Dreifaltigkeit verleugneten und sich später mit den Rücken gegeneinanderstellten (einen gedoppelten Adler machten). Bei Apel und Laun wird bloß das Ziehen des Zauberkreises erwähnt und daß ringsumher Schädel und Totenbeine gelegt wurden. Bei Kind zieht Kaspar den Zauberkreis aus schwarzen Feldsteinen, in der Mitte liegt ein Totenschädel. »Er ist eine eiserne Mauer gegen Geistergewalt vom Firmament bis zum untersten Abgrund,« sagt er zu Max.

Das Gebot des Schweigens und Ruhigseins, wird, was immer sich auch ereignen und kommen möge, in allen drei Quellen mit gleicher Eindringlichkeit betont und gehört mit zum Gelingen der Zaubervirkung.

Die Erscheinungen. Während des nun beginnenden Kugelgießens treten, wie immer bei derartigen Beschwörungen, gespenstige Erscheinungen auf: 1. Ein altes Weib, mit lauter hölzernen Kochlöffeln umhängen, bietet ihre Ware an und verschwindet. Bei Apel und Laun spricht sie:

Gib mir die Knöchelchen, ich geh' Dir ein Löffelchen,
Gib mir die Schädel, was soll Dir der Bettel?
Kann Dir nichts frommen, wirst nicht entkommen,
Mußt mit zum Hochzeitreih'n, lieb Bräutigam mein.

Schaudernd erinnert sich Wilhelm, der Beschwörer, daß sie bei Lebzeiten eine irrsinnige Bettlerin gewesen. 2. Die zweite Erscheinung besteht in mehreren heranfahrenden Kutschen; beim Kreis angelangt, streichen sie wie ein Sturmwind darüber weg. Bei Apel und Laun ist dies besonders gespenstig ausgemalt. 3. Die wilde Jagd. Voran das Wild (ein Eber, Bache), viele Reiter und Jäger zu Pferde, Hunde. Zuletzt sprechen die zwei ältesten Quellen von einem Reiter auf schwarzem Roß und einem Zwiegespräch zwischen ihm und den Beschwörern. Bei Apel und Laun und Kind führt er den erdichteten Namen Samiel. Es bleibt unentschieden, ob diese Gestalt als wilder Jäger oder Seelenjäger oder als der Teufel aufzufassen ist. Ein Zusammenhang des Freischütz mit dem wilden Jäger muß, trotz A. Kuhns Nachweis einer Verwandtschaft (vergl. Höfners und Zachers Zeitschr. f. deutsche Philologie, Halle 1868, Bd. I, S. 89 und Dr. Gräße, S. 14, 15), bezweifelt werden. Gerade diese wirksamste und wildeste Szene der Oper steht volkshundlich am schwächsten und dürfte lediglich Erfindung sein, ähnlich wie die Kugeln, die treffen und äffen, die durch kein Beispiel aus dem wirklichen Volksglauben bisher nachweisbar sind.

Ich möchte die ganze Beschwörungsszene, der lediglich noch die »Abdankung« des zitierten Geistes zur Vollständigkeit fehlt, als den mißglückten Versuch einer Nachahmung der Geisterbeschwörungen halten, wie sie in Scheibles »Kloster« zahlreich angeführt sind. Die daselbst

sich einstellenden Geister heißen Aziel, Ariel, Marbuel, Sadael, und es ist leicht möglich, daß nach diesen Namen auch der Name »Samiel« ganz willkürlich von Kind erdichtet wurde.

Die beiden ersten Erscheinungen aber haben offenbar auch keinen tieferen Sinn und kommen in diesen oder anderen schreckhafteren Formen eben überall bei derartigen Beschwörungen vor. Man vergleiche das Egerländer Horchengehen auf Kreuzwegen am Thomastage; auch da wird ein Kreis gezogen, Ruhe geboten und eine Menge schrecklicher Gestalten stürmt nun gegen den Zauberkreis heran und darüber hinweg.

Damit wären die hauptsächlichsten Elemente des »Freischütz« angedeutet, die nachweisbar auf echtem, wirklichem Volks- und Zauberglauben beruhen. Erwähnt könnte lediglich noch werden das bei Apel und Laun und Kind verwendete Motiv der sogenannten Anzeichen (Todesboten oder Unheilskündungen), bestehend im plötzlichen Herabfallen eines Bildes von der Wand (Apel-Laun S. 14, Kind II., 3 und III., 8), endlich die Verwechslung des Brautkranzes mit einer Totenkrone (Apel-Laun S. 31, Kind III. 8). Dieser Glaube findet sich noch heute im Egerland. Auch Totenkronen (Kränze in Gestalt einer Krone von Golddraht und mit Glasscherben besetzt, Seb. Grüner, S. 61) waren ehemals im Egerland üblich. Der große Erfolg der Oper »Freischütz« beruht außer der unvergleichlichen Musik Webers und dem geschickten, volkstümlichen gewandt benützenden Text Kinds auf dem volkstümlichen, volkskundlichen Grunde des Zauberglaubens.

Als Ergebnisse dieser Untersuchung wären folgende Sätze festzuhalten:

1. Es gibt keine Freischütz sage.
2. Was bisher als Freischützsage bekannt war, ist nichts anderes als ein Stück Aberglaube, wie er in früheren Zeiten überall im Stande der Jäger, Förster und des Weidwerkes verbreitet gewesen ist und wie er sich heute noch im Zauberglauben des Egerlandes nachweisen läßt. (Vergl. die beigebrachten Zeugnisse.) Die älteste und einfachste Darstellung dieses Aberglaubens findet sich in den »Monatlichen Unterredungen« aus dem Jahre 1731 in Form eines Gerichtsfalles. Alle übrigen Darstellungen sind novellistische Ausschmückungen, die ganze Liebesgeschichte im Forsthause, der Probeschuß, Samiel, die Wolfsschlucht, ist dichterische Erfindung Apel und Launs und Kinds.
3. Was die Heimat des Freischütz und der Wolfsschlucht betrifft, so hat man bisher verschiedene Orte angenommen, die angeblich Weber angeregt haben sollen (so Orte in der sächsischen Schweiz, die Stolpischschlucht bei dem Kurort Liebwerda in Nordböhmen und andere). Mit besserem Rechte könnte man aber Westböhmen als Ursprungs- und Ausgangsort dieses Jägeraberglaubens annehmen, da die ältesten Quellen bestimmt auf das Städtchen Taus weisen, wo

auch die Verhöre und Gerichtsprotokolle über den Fall Schmid aus Prag vom 30. Juli 1710 stattfanden. Würden die Gerichtsakten dieses Schmidchen Verhöres in Taus noch ausfindig sein, so wäre ein sicherer Anhaltspunkt gegeben und man könnte dann den Ausgangspunkt des »Freischütz« auf nordgauisches Gebiet verlegen, da die deutsche Umgebung von Taus noch ins nordgauische Sprachgebiet gehört.*)

II. Kleine Mitteilungen.

Zwei Weihnachtslieder aus Tirol.

Von E. K. Blümmel, Wien.

Unter den zahllosen Weihnachtsliedern nehmen die Herberglieder und die damit verwandten Lieder, welche das Vorausgehende schildern, der Zahl nach einen sehr kleinen Platz ein, so daß jede neue Mitteilung solcher auf Interesse Anspruch erheben dürfte. Aus der Gemeinde Niederrasen (Bezirkshauptmannschaft Bruneck, Gerichtsbezirk Welsberg) sind nun zwei Lieder, von denen das eine die Vorbereitung zur Reise, das andere die Ankunft in Bethlehem selbst schildert, erhalten, welche der Vorsinger Johann Plankensteiner in seinem geschriebenen Liederbuch**) (um 1850) aufbewahrte und die im nachfolgenden zum Abdruck gelangen.***)

I.

Nun muß man sich wohl aufmachen,
Weil man muß gehorsam sein
Und z'sammpacken seine Sachen,
Allerliebste Jungfrau mein;
Man muß sich beschreiben lassen,
Man muß reisen weite Straßen
Und mitnehmen, was man hat
Zur Geburts- und Vaterstadt.

Ach, mein Josef, tue mir sagen,
Wo willst Du jetzt gehen hin,
Willst in fremdes Land Dich wagen,
Daß ich ganz verlassen bin,
Nach des Höchsten sein' Verlangen
Hab' ich einen Sohn empfangen,
Es kommt jetzt schon an die Zeit,
Ich kann reisen nicht so weit.

O Maria, tu es nur fassen,
Augusto befohlen hat,
Jeder sich soll b'schreiben lassen
In Geburts- und Vatersstadt,
Darum mußt Dich auch bequemen,
'Wöll' wir alles mit uns nehmen,
Ochs und Esel, die zwei Tier,
Will ich nehmen auch mit mir.

Ach, wie kann denn dies geschehen,
Ich kann reisen nicht so weit,
Kann vor Kält' und Schnee nicht gehen,
Weil ich bin groß an der Zeit;
Nach des Höchsten sein' Begehren
Einen Sohn soll zur Welt gebären,
Wo wird man ein Herbrig nehm',
Unbekanntes Wethlehem.

*) Von geschätzter Seite wird mir auf meine Anfrage über die Gerichtsakten von Taus aus dem Jahre 1710 mitgeteilt, daß diese weder beim Gerichte noch im städtischen Archiv sind, das vor 80 Jahren zur Gänze beim Brande des Rathauses vernichtet wurde. Ob die Akten bei diesem Brande vernichtet oder vorher schon nach Prag abgeliefert waren, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. In Taus sind lediglich Gerichtsmanuale vom Jahre 1711 noch vorhanden, die ich leider nicht einsehen konnte.

**) Im Besitze des Herrn Kustos F. F. Kohl (Wien), der mir dasselbe freundlichst überließ.

***)) Eine größere Anzahl von Weihnachtsliedern aus Tirol veröffentlichte ich in „Der Katholik“. 3. Folge. XXXII (1905) 306 ff., 372 ff.

Nicht, Maria, tue Dich sorgen,
Herbrig wird zu finden sein,
Morgen oder übermorgen
Werden wir dort kehren ein;
Wann's im Gasthaus nicht kann g'schehen,
Werd' ich zu mein' Freunden gehen,
Die werden erbarmen sich
Und aufnehmen mich und Dich.

Ach, mein Josef, tue nicht bauen
Auf die Freund' auf dieser Welt,
Die auf arme Leut' nicht schauen,
Wo kein Reichtum oder Geld;

Alles tut nach Reichtum trachten,
Arme Leut' tut man verachten,
Jene sind die besten Freund',
Wo nur Gold und Silber scheint.

Gib, o Gott, uns Kraft und Stärke
Diesen Weg zu überste'h'n,
Deine Vorsicht kommt zum Werke,
Ach, bewege Wethlehem,
Eine Herbrig zu bescheren,
Deinen Sohn soll zur Welt gehären;
Gib uns Deine Vatershuld,
Wöll' wir gehen mit Geduld.

II.

Immer näher rückt die Stunde,
Die der Welt den Heiland schenkt,
Da erscholl im Land die Kunde —
Wie der Herr doch alles lenkt —
Alle Menschen aufzuschreiben,
Kam von Rom der Reichsentschluß,
Sich zur Steuer einzuschreiben,
Forderte des Kaisers Schluß.

Josef und Maria gingen
Auch zur Davidsstadt hinan,
Dort in Wethlehem, dort fingen
Herrlich Gottes Wunder an;
Davidsstadt frohlock', dich freue,
Auserwählte Stadt des Herrn,
Freue dich, es geht aufs neue
Aus von dir ein neuer Stern.

Klein bist du in Judas Städten,
Unansehnlich Davidshaus,
Ach, der wird mein Volk erretten,
Geht aus deinen Mauern aus,

Er wird alle Feinde schlagen,
Seine Macht von Anbeginn,
Von der Ewigkeiten Tagen
Dauert in Ewigkeiten hin.

Er wird über Feinde siegen,
Er wird unser Friede sein,
Ihm muß alles unterliegen,
Fürsten, Völker, groß und klein;
Seine Macht wird ewig währen,
Den die Mutter ohne Fehl
Und als Jungfrau wird gebären,
Er ist Gott in Israel.

Schon erscheint die gnadenvolle
Mutter dort in Davids Stadt,
Die der Herrscher uns zum Wohle
Wunderbar gesegnet hat;
Bald wird Gottes Sohn geboren,
Sehen wird die Welt ihr Heil,
Muttergottes auerkoren,
Lob und Dank sei dir zuteil.

Zum Klosterneuburger Dreikönigsspiel.

Von Edwin Zellweker, Leipnik.

Durch Zufall wurde ich auf ein Dreikönigsspiel geführt, welches Anhaltspunkte über die Herkunft des Klosterneuburger Spieles gibt. An verborgener Stelle, nämlich in dem von Josef Ambros herausgegebenen Jahrbuch für Österreichs deutsche Jugend „Grüß Gott“, Wien o. J., bei A. Pichlers Witwe, teilt August Hofer auf p. 33 ff. ein Dreikönigsspiel aus Langenlois mit, welches teilweise wörtlich mit dem Klosterneuburger übereinstimmt.

Zunächst kündigt im Langenloiser Dreikönigsspiel ein Hirte — der sonst gebräuchliche Diener ist also zum Hirten geworden — die drei Könige in sechs Zeilen dem König Herodes an, welche Anmeldung im Klosterneuburger Dreikönigsspiel fehlt. Die folgenden zwei Verse des Herodes sind im Langenloiser und Klosterneuburger wörtlich gleich. Dann aber wendet sich im Langenloiser der König an die Dienerschaft und befiehlt, die drei Könige zum Eintritt einzuladen, was der Hirte in den nächsten drei Zeilen besorgt, im Klosterneuburger tut es Herodes selbst.

Statt der nun im Klosterneuburger folgenden — offenbar auf Verderbtheit des Textes schließen lassenden — Prosastelle folgen im Langenloiser in Versen die einmal von Herodes unterbrochenen Selbstvorstellungen der drei Könige. Daran schließt sich im Langenloiser die im Klosterneuburger an späterer Stelle folgende Rede des Herodes, die in der Drohung:

„Keiner soll über mich werden,
Jeder muß des Todes werden.
Bringt mir sie nur herbei,
Ich hau alle entzwei!“

gipfelt. Man vergleiche die parallele Stelle im Klosterneuburger. Das folgende Anbetungslied, König Kaspars Worte, die die Reiseabsicht, König Melchior's Worte, die die Absicht zurückzukehren ausdrücken, fehlen im Klosterneuburger. Die darauffolgende Rede des Herodes umfaßt neun Verse und schließt wie im Klosterneuburger mit der Aufforderung:

„Fort mit Euch, sucht nach dem Kinde!“

Das Schlußlied vom Langenloiser ist aus den beiden ersten Liedern der drei Könige im Klosterneuburger:

„Wacht auf, Ihr Christenmänner!“

und

„Was, Du willst die Unschuld morden?“

zusammengezogen.

Der Schluß vom Klosterneuburger:

„Adje, Herr König, wir reisen,“ etc.

fehlt hinwiederum im Langenloiser.

Die teilweise wörtlichen Übereinstimmungen zeigen, daß die lokal nahestehenden Spiele auch stofflich und formal Beziehungen zueinander haben. Da nun bedeutende Teile in je einem der Spiele fehlen (die Hirtenszene im Klosterneuburger, das Schlußlied im Langenloiser), läßt das auf keine Subordination eines der Lieder schließen, sondern nur auf eine beiden gemeinsame Urform. Im Laufe der Zeit, durch das Leben im Volksmunde, verloren sie diese ihre ursprüngliche Form, wobei das Klosterneuburger zu Beginn (die Prosastelle!), das Langenloiser am Ende (es fehlt das hübsche Schlußlied) härter mitgenommen wurde, während das Langenloiser die Hirtenszene am Anfang und die durchgehende Versifikation, das Klosterneuburger das Abtrittslied bewahrte. Die nächste Aufgabe wird es nun sein, die beiden Spielen gemeinsame Urform nachzuweisen.

Dorotea-Singen.

Von Dr. Edwin Zellweger, Leipnik.

Am 6. Februar ziehen zwei Knaben mit einem Mädchen, welches eine Krone aus Goldpappe am Haupte trägt, in Hlinsko bei Leipnik umher und singen folgendes Lied, und zwar zuerst die beiden Knaben:

[: Byla jedna Dorota
nábožného života. :]
[: Měla si vzít za muže
jedno pohanské kníže. :]

(Es gab einmal eine Dorothea, die ein frommes Leben führte. Sie hätte sich zum Mann einen heidnischen Fürsten nehmen sollen.) Dann singt das Mädchen:

[: Nechci, králi, nebudu,
slibila jsem jinému. :]
[: Slibila jsem jinému
Ježíškovi samému! :]

(Ich will keinen König, ich hab' mich mit einem andern verlobt! Ich hab' mich mit einem andern verlobt, mit dem Herrn Jesus selbst.)

Darauf schließen die beiden Knaben:

[: Čarovnice, čarovná,
podvodnice, podvodná! :]
[: Král se na ni rozhněval,
na olej ji smažit dal. :]
[: Čím se děle smažila
tím jest krásnější byla! :]

(Zauberische Zauberin, betrügerische Betrügerin! Der König erzürnte darob und ließ sie in Öl braten. Je länger man sie briet, desto schöner wurde sie.)

Nach dem Absingen werden die Kinder gewöhnlich beschenkt.

Zum Stephan-Singen.

Von Dr. Edwin Zellweger.

Verblaßt, aber doch deutlich läßt sich in einem kleinen tschechischen Lied, das in der Gegend von Leipnik gesungen wird, der alte, dem Odinskult*) parallele slawische Brauch erkennen, aus dem das heutige Stephan-Singen hervorging.**)

Am 26. Dezember ziehen Knaben mit einem Krug umher und singen das folgende Bettlied, dessen alte mythologische Einschlüsse unverkennbar sind:

Štěpáne, Štěpáne
co to neseš ve džbáně?
Koledu, koledu
upadl jsem na ledu, ***)
5 psi se ke mně sběhli
koledu mi snědli.
Já jsem malý koledníček
přišel jsem si pro trojniček.
Trojniček mi dejte
10 ni se mi nesmějte.
Šak já s vozem nejedu
suchou řepu nevezu.
Co mi dáte, to vezmu.
Pan Bůh vám to zaplatí
15 na zahradě, na poli.

(Stephan! Stephan! Was trägst Du im Krüge? — Geschenke! Geschenke! Ich bin aufs Eis gefallen. Hunde kamen über mich und fraßen mir die Geschenke auf! Ich bin ein kleiner Bittgänger und kam um einen Heller. Gebt mir den Heller und lacht mich nicht aus! Ich fahre ja nicht mit einem Wagen und führe keine trockenen Rüben. Was Ihr mir geben werdet, das nehme ich an. Gott wird es Euch bezahlen, in den Gärten, auf den Feldern.)

In Hlinsko sind folgende Varianten gebräuchlich: Vers 1. „Koleda, koleda Štěpáne!“ (Bittgänger, Bittgänger Stephan!). Vers 13 fehlt, und statt Vers 14 und 15 folgt die Drohung:

Jest-li nic nedáte,
tak se spodíváte,
všechny hrnce vám potřískám
co v polici máte.
Báji tu velikou misu
co na ní jídáte.

(Falls Ihr nichts gebet, werdet Ihr schauen! Alle Töpfe werde ich Euch zerschlagen, die Ihr im Schranke habt. Auch die große Schüssel, aus welcher Ihr esst.)

Darauf werden die Verse 1 bis 3 von dem bettelnden Jungen wiederholt.

*) F. Nork: Der Festkalender (in „Das Kloster“, herausgegeben von J. Scheible VII.), Stuttgart 1847, p. 778.

**) Vergl. für Skandinavien: W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I², p. 402 ff.

***) Dialektisch, eigentlich ledě.

Aus dem südböhmischen Volksleben.

Vom Lehrer Franz Andress, Dobrzan. *)

Nahrungsmittel.

Die Nahrungsmittel unserer heimischen Bewohnerschaft, welche mit geringen Ausnahmen stets zu grösstem Sparsinne hinneigte, bestanden vor einem halben Jahrhundert noch meist aus Pflanzenkost, wurden in der sogenannten schwarzen Küche am Herde **) zubereitet und waren recht einfach; dennoch mundeten dieselben den damals unversehrten und wacker arbeitenden Leuten sehr gut und waren dem Wachsthum, der Kraftentwicklung und dem allgemeinen Wohlbefinden überaus zuträglich.

Als Frühstück hatte man entweder eine Erdäpfel-, Bröckl- ***) Brot- oder gestürzte †) Suppe; nur an Sonntagen vergönnnten sich besonders vermögende Leute auch einen Kaffee, welcher mit Syrup versüsst wurde.

Das Mittagessen bestand zumeist aus Pflanzenkost; Fleischspeisen waren nur an Sonn- und Feiertagen üblich.

Ausser den bereits erwähnten Suppen gab es noch folgende: Eingebrennte (Mehl, Schmalz, Zwiebel, Kümmel und Wasser); eingerührte (Milch, Mehl und Wasser); abgeriebene (Wasser und zerriebener Teig); Bedlsuppe oder Bedlbrei (Wasser, Brot und Schmalz); Kraftsuppe (Schmetten, Eier, Wasser und Brot); Biersuppe (Bier, Eier und Zucker); ferner Milch-, Nudel-, Gries-, Graupen-, Reis-, Nockerl-, Fleckl- und Wurstsuppe.

Auch aus dem Knödelwasser, das als Zugabe etwas Salz, Schmetten und Schmalz erhielt, wurde häufig Suppe bereitet. Als Grünzeug verwendete man Zwiebel und Petersilie oder Schnittling.

Weitere Speisen waren: Dampfbucheln in der Milch gebacken, zerrissen und abgeschmalzen; gelegte Bucheln (zwei übereinander) mit Schmalzbrei bestrichen; Germ- oder Hefenknödel sowie auch feste Knödel aus schwarzem Mehl mit Semmel- oder Brotstückchen und Zwiebel-, Dillen-, Schmetten- oder Schwämmesauce; Därwitscha mit Dorschenbrühe; eingebrennte Erdäpfel; Erdäpfelflecken (geriebene Erdäpfel gesalzt, geknödet, gewalzt, gebacken und mit Milch bestrichen); Tolgen mit Käse, Zucker und Zimt oder Zwetschkenschmiere; blinde Motzen (in Fett ausgebackene Tolgen); gegossene Tolgen (Liwazen); Käsknödel (Mehl, Käse, Eier und Milch); Montschknödel (gekochte Erdäpfel und Mehl zu dickem Brei gestampft, mit einem Löffel herausgestochen, geschmalzt und mit Käse, Mohn und Zucker bestreut); g'schwinds Knödel (sauere, beziehungsweise geronnene Milch und gesottene Därwitschastückchen in Mehl abgerührt, herausgestochen, geschmalzt und mit Käse bestreut); gerührte Eier (zerquirelte Eier in heissem Schmalz gerührt und mit Schnittling bestreut); Eierschmarrn (Eier, Milch und Mehl); saure Eier (Eier in kochende Brühe von Schmetten, Mehl und Essig eingeschlagen); Sauerkraut, Erdäpfel und Brot; Buttermilch und Erdäpfel; Erbsen oder Linsen, Erdäpfelbrei mit geröstetem Zwiebel; Gries-, Reis-, Graupen- oder Hirsegasch mit Schmalz Zucker und Zimt; abgeschmalzene Nudeln und Kugelhupf.

Eine sehr willkommene Sonntagsspeise waren die verschiedenen Fleischbraten sowie auch Knödel aus grünen oder gekochten Erdäpfeln mit Kraut und geräuchertem Fleisch; auch Blut- und Leberwürste waren stets beliebte Speisen.

*) Dieser Ort, welcher schon im Jahre 1259 urkundlich als Städtchen mit Bürgern bezeichnet wird, liegt an der Radbuza und ist von der Industriestadt Pilsen 10 km entfernt. Durch feindliche Einfälle während des Hussiten- und Dreissigjährigen Krieges wurde Dobrzan in den Jahren 1421, 1618, 1632 und 1645 wiederholt geplündert, verwüstet und durch Feuersbrünste zerstört, so dass damals eine grosse Verarmung unter der Bevölkerung eingetreten ist.

**) Auch am Dreifuss im Gutza wurden Speisen gekocht. Das Kochgeschirr bestand aus irdenen und eisernen Töpfen, welche unten eng und oben breit waren und mittelst einer Ofengabel in das Feuer gebracht wurden.

***) Mehl wurde mit heissem Wasser eingemacht, etwas gesalzen und abgetrieben; sodann wurden von dem Teige mit der Hand kleine Stückchen abgerissen und in kochendes Wasser geworfen.

†) Gekochtes Wasser mit geröstetem Zwiebel, Pfeffer und länglichen, dünnen Brotschnitten.

Als besonderer Leckerbissen galt auch das Wildpret. *)

Aus der gelben und klebrigen Milch, die man von der Kuh gleich nach dem Abkalben erhält, bereitete man unter Zugabe von Mehl und Eiern ein kugelhupfartiges Gebäck (Hupf in d' Hoich).

Als Salat nahm man Brunnenkresse, welche mit heissem Wasser abgebrüht, und mit Salz, Essig, Schmetten oder Schmalz übergossen wurde.

Manche Speisen wurden an gewissen Festtagen mit besonderer Vorliebe gegessen, was auch heute theilweise noch der Fall ist, zum Beispiel: Kirchweihkuchen mit Mohn-, Käse- und Zwetschkenschmiere, Martinhörnl und Martinigans, Allerseelerln, Neujahrswecken, Faschingskrapfen, Charfreitag-Maultaschen, Osterlaibl und Kindstau-Butterbrezen.

Erwähnenswerth wären noch die ortsüblichen Zöpfe, ein zopfförmiges und mit Mohn bestreutes Weissgebäck à 6 Heller und die Sonntagsbrezen, ein ringförmiges Weissgebäck mit Mohn und Salz à 4 Heller.

Zur Jause (Watschina) genoss man süsse, saure oder Buttermilch und schwarzes Brot, das zuweilen mit Butter oder meist beissendem Käse belegt wurde. Letzterer bestand aus zerriebenem Käse und erhielt eine Beimischung von Schmetten und Bier und wurde mit Salz, Kümmel und Paprika gewürzt.

Zur Schnitt- und Erntezeit, **) wo die Leute vom frühesten Morgen bis zum Sonnenuntergange auf den Feldfluren beschäftigt waren, wurde auch Bier getrunken; die Männer erhielten $\frac{1}{2}$ Mass = 0.85 l und die Weiber 1 Seidel = $\frac{1}{4}$ Mass = 0.47 l.

Auch frisches Obst sowie getrocknete Birnen (Hutzeln), Apfelschnitte (Spalgh) und gedörrte Zwetschken ass man mit besonderer Vorliebe.

Recht einfach gestaltete sich auch das Nachtmahl, das grösstentheils nur aus gekochten Erdäpfeln, aufgewärmten Mittagsspeisen oder auch aus Brot und Milch bestand.

Hart gekochte Eier und Hausbrot mit Käse oder Butter bildeten meist die Mittagskost für die im Walde mit dem Fällen der Bäume beschäftigten Leute.

Powidel wurde aus den Beeren des schwarzen Hollunders durch Verkothen des Saftes hergestellt und bei Unwohlsein in kleinen Portionen als medicinisches Hausmittel genossen.

Blüthenhonig, ***) welchen man von den Bienen aus den zahlreich vorhandenen Klotzbeuten erntete, ass man sehr gerne, da er als vorzüglicher *Nährstoff* und als wahre *Naturarznei* galt; ferner verwendete man dieses köstliche Product als Versüssungsmittel in Milch, Thee und Kaffee und bestrich auch gebackene Kuchen damit. Mit Honig übergossene Hefenknödeln wurden überaus gerne gegessen. Meth aus Honig, Wasser und Gewürz wurde seltener erzeugt.

Ein süssliches Getränk (*Bierwasser*) bereitete man noch vor dreissig Jahren aus reifen Wacholderbeeren. Letztere wurden in einem Holzgefässe gestampft oder durch Mühlsteine zerrieben und mit kaltem Wasser übergossen. Nach ein bis drei Tagen wurde dieses stark duftende Bierwasser, welches als sehr gesunder Trank galt und sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, schon genossen. Mancher Bürger betrieb die Herstellung dieses Getränkes sogar gewerbmässig und erzeugte täglich bis drei Eimer à 42 $\frac{1}{2}$ Mass Bierwasser, welches um einen Kreuzer (Scheingeld) per Seitel ($\frac{1}{4}$ Mass) verkauft wurde.

Das Trinken des *Branntweines* war nicht sehr verbreitet; allein trotzdem gab es auch schon manche Männer, welche statt des üblichen Frühstückes ein oder sogar auch mehrere Gläschen Kornschnaps und eine Semmel (Zöpfel) genossen haben.

*) Das Weidwerk wurde seit jeher stark betrieben; auch die Gilde der Schlingsteller und Raubschützen stand hier in grosser Blüte. Das Jagdrevier, welches an Waldungen, Wiesen und Ackerland 2435 ha umfasst und gegenwärtig in vier Theilen um einen Gesamtbetrag von K. 1104 verpachtet ist, lieferte vor vierzig Jahren der Stadtgemeinde durch mehrere Jagdperioden nur einen jährlichen Pachtschilling von fl. 80 = K. 160.

**) Die Arbeiter (Tagelöhner) erhielten ausser einer kargen Kost, die meist nur aus Brot und dicker Milch oder Erdäpfelsuppe und Brei bestand, einen Taglohn von 10 Kreuzern.

***) Der Verfasser empfiehlt als Bienenzüchter und Wanderlehrer für Bienenzucht Jedermann den Honig als *hochgeschätztes Heil- und Nahrungsmittel*.

Das Trinken von Wein hat sich hier niemals stark eingebürgert; dagegen ist das Biertrinken*) schon eine alte und verbreitete Gewohnheit, obwohl sich in der letzten Zeit auch manche Personen dem Genusse von alkoholfreien Getränken zugewendet haben.

Ueberaus karg waren die Mahlzeiten nach Missjahren,**) da oft selbst die Besitzer der grössten Wirthschaften nicht einmal so viel Getreide ernteten, als sie zu ihrem Hausbedarf und zum Anbau ihrer Aecker bedurften. Oftmals musste sogar auch das zur Feldwirthschaft nöthige Vieh wegen Futtermangel geschlachtet werden.

Eine ausserordentliche Theuerung herrschte auch im Jahre 1846, da die Preise für Getreide und Lebensmittel nach einem Missjahre sehr hoch stiegen.

	1846	1904
1 Strich Weizen (93·6 l)	fl. 23.—	Kr. 17·50 pro 100 kg
Korn	20.—	13·50 „
Gerste	15.—	15.— „
Hafer	12.—	12·80 „
1 Centner Heu (50 kg)	6.—	8·40 „
1 Schock Stroh (600 kg)	40.—	4.— „
1 Pfund Rindfleisch ($\frac{1}{2}$ kg)	—20	1·36 pro 1 kg
1 Pfund Butter ($\frac{1}{2}$ kg)	—50	2·40 „
1 Mass Bier (1·9 l)	—12	—24 pro 1 l
1 Strich Erdäpfel	6.—	4·80 pro 1 hl

Kartoffeln bildeten in vielen Familien fast die einzige Nahrung. Brot mangelte ihnen während der Winterszeit oft mehrere Monate.

Wie sparsam man auch in späteren Jahren mit den Kartoffeln umging, beweist, dass man beim Legen derselben (Kartoffelstossen) oft nur die herausgeschnittenen Augen als Aussaat benützte, die übriggebliebenen Theile aber mit Asche bestreute, um sie so vor Fäulniss zu bewahren und dann nach und nach zur Bereitung von Speisen verwenden zu können.

Zur Zeit der Noth wurden auch Blätter von manchen Unkräutern genossen, zum Beispiel die Blätter des Sauerampfers wegen des säuerlichen Geschmacks; ferner die Blätter der Melde (vulgo Levada), welche mit heisser Milch abgebrüht oder auch gekocht und zu einem Brei zubereitet wurden. Auch Runkelrüben (Futterrüben) sind häufig gegessen worden.

Eine Aenderung in der einfachen Lebensweise***) unserer Bevölkerung†) trat seit den letzten drei Jahrzehnten ein; denn durch die Errichtung der Eisenbahn, k. k. Landesirrenanstalt und k. u. k. Cavalleriekaserne sowie durch die Eröffnung der umliegenden Bergwerke mit ihren reichen Steinkohlenlagern kam auch in unser Städtchen ein regeres Leben, welches den Wohlstand der Bevölkerung vermehrte und einen nennenswerthen Aufschwung der Stadt hervorrief, wodurch bessere Lebensbedingungen geschaffen wurden.

*) Die hiesige bürgerliche Brauerei wurde schon im Jahre 1378 gegründet. Nach einem im Jahre 1652 von der Obrigkeit ausgestellten Privilegium durfte die Bürgerschaft von Galli bis Georgi Bier brauen; ferner konnte jeder Bürger oder jede verwitwete Bürgerin anlässlich der Verheirathung der Söhne und Töchter so viel brauen, als ihnen in Ansehung der Person zuerkannt wurde. Vor fünfzig Jahren wurden monatlich je zwei Gebräu à 20 Fass = 3200 Mass erzeugt. Gegenwärtig beträgt der jährliche Bierausschuss über 25,000 hl.

**) Durch anhaltende Trockenheit und übermässige Hitze hervorgerufene Missjahre gab es 1834 bis 1836, 1842 und 1846. Im Jahre 1844 herrschten übermässige Nässe und Ueberschwemmungen.

***) Trotz der grössten Sparsamkeit gelangten aber die Bürger dennoch nicht zu grosser Wohlhabenheit. Der Grund hierzu lag einerseits in der unrationellen Dreifelderwirthschaft, bei welcher jeder Acker nach dem zweiten Jahre unbebaut (brach) bleiben musste, andererseits in dem Mangel an Düngemitteln; auch die vielen Furchen bei den in kleine Beete geackerten Feldern trugen zu einer geringeren Fechtung bei.

Heute aber, wo mehrere hundert Hektar bestes Ackerland für den Bahn-, Irrenanstalts- und Kasernenbau abgegeben wurden, wird dennoch mehr Getreide eingeheimst, so dass die

Volkstümliche Überlieferungen aus Nordböhmen.**1. Häusertypen. Von Robert Eder, Mödling.**

(Mit 2 Textabbildungen.)

Als Type eines alten Kretschamgebäudes bringen wir die Abbildung des Kretscham zu Heinersdorf (Friedländer Bezirk), der schon vor längerer Zeit einem modernen Bau weichen mußte. (Fig. 130.) Derselbe diente als Wohnung des Schulzen und als Gasthaus, denn die Schankberechtigung war mit dem Kretscham verbunden. Allerdings bestand unter anderen Verpflichtungen auch die, herumziehendes Volk, als Zigeuner, Kesselflicker, Bettler u. s. w., über Nacht zu beherbergen und fanden diese Leute in den Stallungen Unterkunft. Die innere Einteilung des Gebäudes war folgende: Rechts vom Eingange befanden sich die



Fig. 130. Kretscham zu Heinersdorf.

Küche und die Gesindestube, links die große Gasthausstube; zwei mächtige Balken zogen sich als Stützen an der Decke hin, ein gewaltiger Kachelofen, von außen zu heizen, stand in einer der Ecken des Gemaches, umgeben von der Ofenbank; sonst waren noch einige Nebenkammern, Vorratskammern, Räucherstube und die Kammer zum Würstchenmachen etc. im

Scheuern, welche doch im Laufe der Jahre bedeutend vermehrt wurden, trotzdem immer gefüllt sind.

Wie gross zum Beispiel der Geldmangel in den Jahren 1860 bis 1870 war, geht daraus hervor, dass Bürger trotz ihres guten Namens und Besitzes von unverschuldeten Wirthschaften im Bedarfsfalle nur mit grosser Mühe Geldbeträge von einigen hundert Gulden aufzutreiben vermochten.

†) Die Stadt zählte im Jahre 1850 nur 2170 deutsche Einwohner, gegenwärtig aber 3005 Deutsche und 2178 Czechen.

unteren Geschoß. Im oberen Stockwerk waren die Wohnräume für den Schulzen untergebracht sowie sich hier ein großer Flur und verschiedene finstere Vorratskammern für Flachs, Pferdegeschirre und andere Gegenstände befanden. Auch die Mägdekammern waren hier eingebaut. Unter dem hohen, spitzen, mit Stroh gedeckten Dache waren Getreidevorräte aufgeschüttet.

Das Wohngebäude umgab ein Vorhof mit dem Eingangstor und daran schloß sich der große Wirtschaftshof, umrahmt von den übrigen Gebäuden, und zwar reihten sich an das Wohngebäude der Pferdestall, der Kuhstall, die große Scheuer zum Dreschen, der Kartoffelkeller, dann daran wieder eine Scheuer, ebenfalls zum Dreschen bestimmt, und das große Tor, das auf die Felder führte und nach rückwärts den Abschluß bildete; auf der anderen Längsseite stand der Schafstall, für zirka fünfhundert und mehr Schafe berechnet



Fig. 131. Wohnhaus in der Friedländer Gegend.

(später zu anderen Zwecken benützt), ferner mehrere Wagenremisen, dann der steinerne Oberbau des Bier- und Weinkellers und schließlich lange Holzschuppen und ein Zimmermannsplatz. Alle Arbeiten, als: Schindel machen, Reparaturen an Pferdegeschirren, an Wagen und Schlitten u. s. w., wurden im Hause selbst durchgeführt und kamen zu diesem Behufe Professionisten ins Haus, wo sie dann auch beherbergt und verköstigt wurden.

Die zweite Abbildung (Fig. 131) zeigt den Typus eines Wohnhauses in der Friedländer Gegend, wie solche früher allort zu sehen waren. Der Blockhausbau schließt die Wohnstube und das „Nebestübel“ in sich ein; Flur, Kuh- oder Ziegenstall, Nebenkammern für Vorräte befinden sich im Steinanbau. Das über den ganzen Bau in einem sich hinziehende Strohdach ist ziemlich hoch angelegt. Im Flur führt eine Holzstiege auf die „Biene“, den Bodenraum, wo sich Schlaf- und Vorratskammern befinden, dann führt eine Stiege in den Kartoffelkeller hinab. Bei jedem Hause schließt sich rückwärts ein kleiner Obstgarten (meist Apfelbäume) an.

Allerlei Glaube und Gesage aus dem Angeltale.

Mitgeteilt von Josef Blau.

1. Man glaubt, daß man anderen das Leben abbeten könne. („Mordbeter.“)
2. Man glaubt, daß man sich kugelfest machen könne.
3. Man glaubt, daß es Leute gibt, die böse Augen, einen bösen Blick haben, die einen „übersehen“ können, so daß derselbe krank wird; auch Pflanzen und keimenden Saaten können sie mit ihrem Blick schaden. (Vergl. Urquell I. 270.)
4. Man glaubt, daß wenn jemand das Salz auf dem Tisch verschüttet, dieser in Unannehmlichkeiten kommen werde, in einen Streit oder gar in ein Handgemenge.
5. Man glaubt, daß der Brauch, dem Niesenden „Helf Gott!“ zu sagen, aus der Zeit der Pest stamme. Damals habe man immer gerufen, wenn einer nieste: „Helf Dir Gott!“ Heute ist das Niesen eine scherzhafte Bestätigung der Wahrheit; denn wenn jemand etwas erzählt, und wenn es auch nicht wahr ist, und es niest einer dabei, sagt man: „Helf Gott, daß es wahr ist!“
6. Man glaubt, daß derjenige, der es errät, welches Ohr dem anderen klingt, denselben Tag noch etwas erfahren werde.
7. Man glaubt, daß wenn es jener nicht errät, welches Ohr klinge, diesem etwas Übles nachgeredet wird.
8. Man glaubt, daß das Ohrenklingen plötzlich aufhöre, wenn man an den Richtigen denkt, der von einem Übles redet.
9. Man glaubt, daß ein Komet Krieg, Krankheit oder Hungersnot und teure Zeit bedeute.
10. Man glaubt in dem Kometen die Strafrute Gottes am Himmel zu sehen.
11. Man glaubt, daß der Mairegen den Haarwuchs günstig beeinflusse. Die Mädchen setzen sich diesem aus und rufen dabei:

„Mojregn, Mojregn,

Moch ma mane Häär lon(g), dick und ebm!“

Die Kroaten in Themenau glauben, daß solchen Kindern, welche ohne Kopfbedeckung im Regen herumlaufen, die Haare recht wachsen werden. (U. Z. VII. 234.)

12. Man glaubt, daß die Kinder nachts recht schreien werden, wenn man Windeln im Winde draußen trocknet. Dasselbe glaubt man auch in Themenau. (U. Z. VII. 234.)

13. Man glaubt (wie auch in Themenau, U. Z. VII. 236), daß Morgenregen nicht lange dauern: „Die frühen Regen und die späten Bettelleut' verrennen sich bald.“ Im Tschechischen heißt es: „Ranni dešť, ženský pláč,“ (Morgenregen, Weiberweinen.) Wie in Themenau (a. a. O.); dort übersetzt aber der Berichterstatter pláč mit Scherz.

14. Man glaubt, daß rothaarige Menschen böse, auch jähzornig seien.

„Wos rout is, is Fux,

Und des ist nix nutz.“

In Themenau gelten solche Leute für zornig. (U. Z. VII. 236.)

15. Man glaubt, daß Schwangere die Arme nicht hoch heben sollen, um zum Beispiel eine Wäscheleine zu erlangen, da sich die Nabelschnur dem Kinde um den Hals schlingen würde. (Ähnlich im Erzgebirge. Mitt. d. Anthr. Ges. XXII. Peiter.)

16. Man glaubt, daß man den Kindern die Kopfschuppen nicht vor einem Jahre heruntergeben solle, da das Köpf noch zu schwach sei und es die Schuppen fester machen. Das Kind müßte sonst sterben. Letzteres glaubt man auch in Bayern, Kreis Schwaben. (Zeitschr. f. Vk. VIII. Raff.)

17. Man glaubt, daß getrübbtes Flußwasser bald wieder rein werde:

„Rinnt 's Wasser über neun Stein,

Ist's wieder rein.“

Vergl. Lilek, Volksleben in Bosnien. (U. Z. VI. 167.) „Wenn Wasser über vierzig Steine geflossen, ist es wieder rein.“ (Auch Steinchen ins Wasser werfen, damit es rein sei.)

18. Man glaubt, in dem Neste des Zeisigs sei ein Steinchen, mit welchem man sich unsichtbar machen könne. (Josef Weber, Sternhof.)

Vergl. hierzu: 1. Dörler, Zaubersprüche und Sympathiemittel aus Tirol. (Zeitschr. f. V. II. 153.) Blendstein; mit diesem machen die Zeisige ihr Nest unsicher, er ist daher schwer aufzufinden; der „Wies-Joggel“ könnte sich mit einem solchen unsichtbar machen.

2. Grimms Deutsche Sagen, Nr. 122, Das Vogelnest. (Mit weiteren Verweisen.) Das Zeisignest wurde nur durch seinen Schatten entdeckt.

19. Man glaubt (in Rittsteig, Bayern, Grenzdorf), daß es Steine gebe, welche Bisse von wütenden („winigen“) Hunden heilen. Ein solcher Stein heißt „Winstein“. Ein Mann bei Lam in Bayern besitzt einen solchen und heilt damit Bisse von wütenden Hunden.

Vergleiche hiermit den Stein des heiligen Paul gegen Schlangenbisse. Hovorka; Aus dem Volksglauben. Von Sabioncello. (U. Z. III. S. 56, Fußnote.)

20. Kinder glauben (auch bei den angrenzenden Tschechen), daß ihnen recht harte und feste Zähne nachwachsen werden, wenn sie den ausgefallenen oder gerissenen Zahn über den Kopf aus auf die Ofenplatte werfen und dabei sagen:

„Mäusl, Mäusl, da hast ein Beinl,
Gib mir ein Steinl!“

Vergleiche den ähnlichen Brauch bei den Rumänen in der Bukowina. (U. Z. III. 185.) Das Kind wirft den Zahn auf den Hausboden und sagt dabei: „Mäuschen, ich gebe dir einen Zahn aus Bein, gib du mir einen aus Stahl!“ Über Beziehungen der Mäuse zu den Zähnen und der Seele, Heiligen: J. Grohmann, Apollo Smintheus, Prag 1862; Rochholz, 3 Gaugöttinnen 185 ff; Zeitschr. d. V. f. Volkskunde VII. 103; V. 421; Wuttke, 308.

21. Man glaubt, es seien gute Träume:

Wenn man hellauf brennen sieht.

Ein Traum von einer Leiche bedeutet eine Hochzeit.

Ein Haufen Dreck: Man bekommt viel Geld.

Wenn man vom Teufel träumt: Geld, Glück.

Läuse und Schwämme bedeuten Geld; Läuse bedeuten in der Herzegowina Verarmung. Wiss. Mitt. aus Bosnien u. Herzeg. VI. 624.

22. Man glaubt, es seien böse Träume:

Von Eiern: Zank, a Gránads. (Die Rumänen in der Bukowina glauben, man solle nie Äpfel oder Eier auf eine Reise mitnehmen, denn sonst müßte dieselbe unglücklich enden. [U. Z. III. S. 20.]) In der Herzegowina: Böse Nachrede. (Wiss. Mitt. aus Bosnien u. Herzeg. VI. 624.)

Von einer Hochzeit: ein Begräbnis, „a Laicht“.

Viel Rauch bedeutet „nichts Gutes“.

Grünes Obst: ein Todesfall in der Freundschaft.

Zahureißen: dasselbe.

Träume von den Zähnen: „Nichts Gutes.“ (Vergl. U. Z. VII. 234. Kroaten von Themenau: Ein Traum von ausfallenden Zähnen bedeutet den Tod in der Ferne.)

Wäsche ausfladern, tiefes Wasser, trübes Wasser: Schlechtes.

23. Man sagt, daß, wenn man zu Neujahr Geld hergebe, man das ganze Jahr Geld hergeben müsse.

24. Man glaubt, am Neujahrstage solle man nichts unternehmen.

Bleibt man an diesem Tage liegen, so werde man das ganze Jahr im Bett liegen müssen.

25. Man glaubt dasselbe vom Nähen und Waschen an diesem Tage.

26. Man sagte auf den Dörfern den Buben, sie sollten am Faschingdienstag vor Sonnenaufgang die Bäume schütteln, dann würden sie das ganze Jahr viele Vogelnester finden. (Sternhof.)

Vergl. hierzu: 1. Planer Gegend: Schütteln der Obstbäume, um die Hasen zu verjagen, am Karsamstag während des ersten Läutens. (U. Z. III. 112.)

2. Zur selben Zeit: Znaimer Gegend. (U. Z. II. 309.) Deutschböhmen. (Lippert, S. 91.)

3. Derendingen in Schwaben: am Johannistage die Weinstöcke zu schütteln. (Urquell IX. 183.)

4. Tschechen in Böhmen. Am Weihnachtsabend: Orakel der Mädchen. (Urquell III. 309.)

5. Bei Höfler: „Das Jahr“ fand ich das Baumschütteln weder am Karsamstag noch am Fasching erwähnt.

27. Man sagt den kleinen Buben, sie sollten am Faschingdienstag schnitzeln, dabei aber im Hemd („pfojdlte = pfaideltig, in der Pfaid) rund ums Haus laufen; dann würden sie viele Vogelnester finden. (Muckenhof, Hammern.) In Waier bei Bischofteinitz sagt man den Buben, sie müssen zu diesem sich im Hemde unter den Tisch setzen. (John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. S. 41.)

28. Man sagt: Am Feistpfinztag (Donnerstag vor Fastnacht) beginnt der Fasching. Da muß man am Mittag Fleisch haben. Hat man keines, so reckt man den nackten Hintern zum Fenster hinaus. (In Neuern tat es einer wirklich nach dem Essen, weil sein Weib nicht an diese Regel gedacht. [Wolfgang Peller, Schlosser, Neuern.]])

29. Man glaubt, die Menschenhaut wäre früher ganz so hart gewesen, wie die Fingernägel heute noch sind. (Erzählt von Wenzel Kautnik, Silberberg, am 22. März 1901. Er hat das von seiner Mutter und diese hat es wieder von ihrer Mutter in ihrer Kindheit gehört. Auch er wird es seinen Kindern mitteilen.)

30. Man glaubt in Klentsch (Cz.), daß einem etwas Unangenehmes passieren werde, wenn die Nase juckt.

31. Man glaubt vom Bovist (Lycoperda, Volksname „Gaglfist“), daß sein Stauh blind mache. Dasselbe glaubt man auch auf Island. (Zeitschr. f. Vk. VIII, Lehmann-Filbés.)

32. Man glaubt, daß das Schlucken von drei geweihten Palmkätzchen gegen Halsweh schütze. Am Palmsonntag vor dem Mittagessen allgemeines „Bolnkatzschlicka“.

33. Man glaubt hie und da in der Gegend, daß durch das Annageln eines Geldstückes an der Türschwelle Glück ins Haus komme. Man wird stets Geld haben. Dasselbe bei den Rumänen in der Bukowina. (U. Z. II. 286.)

34. Man glaubt, daß das Vieh auf alle gelben Blumen recht viel fette Milch gebe, und heißt daher die gelben Korbblütler und die Hahnenfüße „Schmolzblejmla“.

35. Man glaubt, daß die Hauswurz auf dem Dache vor Blitzschlag schütze. In Bosnien auch noch vor Diebstahl. (U. Z. VI. 169.)

36. Man glaubt, daß die geweihten Palmzweige, unters Dach gesteckt, vor Blitzschlag schützen, ebenso die kleinen Birkenkränzchen vom Fronleichnamstage, die man an die Fenster hängt.

37. Man glaubt, wenn ein Gewitter naht und man noch Glut im Ofen hat, so müsse man ein Stück vom geweihten Kranz oder geweihte Palmzweige darauf legen, um den Blitz abzuhalten. Man verbrennt auch ein Stückchen vom Kranz auf der geweihten Kerze oder dem Wachsstock.

38. Man glaubt, drei Einbeeren, über das Kreuz in die Ecke gehängt, schützen vor der Pest.

39. Man glaubt, das Steckenbleiben eines hinabgefallenen Instruments in der Erde bedeute einen sicheren Besuch noch für diesen Tag.

40. Man glaubt an Diebssegen, die vor Dieben schützen; daß man einen an einem beliebigen Ort anfrieren lassen könne; daß man sich kugelfest machen könne; daß es Schützen gebe, die noch Lerchen treffen, die einem anderen vor Höhe nicht sichtbar sind.

Vom Teufel.

41. Man sagt: In den drei Faschingstagen soll kein Förster oder Heger in den Wald gehen, weil da „der Böse“ Holzjoer ist. (Holzoja = Heger; joja = hajen, hegen.)

Der Teufel ist in den Faschingstagen Holzojer. Inmänner gingen in den Wald, um eine Buche abzuschneiden, weil sie wußten, daß da kein Förster im Walde ist; wie sie so schnitten, warf ihnen jemand auf die Säge. Sie sahen sich um und erblickten einen Förster ohne Kopf. Sie liefen davon.

In Eisenstein hat im Fasching einer mit einem Geißfuß mit den zwei „ärgsten“ Mädchen recht viel und ausgelassen getanzt. Als er entdeckt wurde, verschwand er. Das war der Teufel. Vergl.: Poděbrader Gegend. Český Lid IX, S. 223. Wird am Faschingsdienstag bis nach 12 Uhr getanzt, so zeigt sich zwischen den Tänzerinnen ein Jäger — der Teufel.

Von einem grünen Jägerlein erzählen die alten Leute, daß sie dieses öfters im Wald und besonders im Umkreise der Ruine Bayreck gesehen hätten.

42. Man glaubt, daß jeden, der falsch schwört, der Teufel hole.

43. Man sagt, daß der Eid ungiltig sei, wenn man dabei die Eidfinger der linken Hand abwärts halte. In Český Lid, XIII, S. 283. Bericht über eine Gerichtsverhandlung aus der Angelgegend, bei der diese Praktik angewendet wurde.

Von den armen Seelen.

44. Man glaubt, daß zu Allerseelen von 12 Uhr Mitternacht bis zur nächsten Mitternacht alle Seelen aus dem Fegfeuer befreit seien, nachts ihre Gebete in der Pfarrkirche verrichten und auf dem Friedhofe ihre Gräber besuchen. Dann müssen sie wieder ins Fegfeuer zurück.

Dasselbe glauben die Slowenen in Steiermark. (U. Z. IV. S. 146.) Vergl. Grimms Sagen. (221, Die Geisterkirche.)

Orakel.

45. Man glaubt, durch folgendes Orakel den künftigen Beruf der Kinder zu erraten. Wenn sie ein Jahr alt sind, legt man ihnen drei Dinge vor: Einen Rosenkranz, ein Geldstück und ein Buch. Worauf sie zuerst greifen, das ist für ihr weiteres Leben vorbildlich. Greift das Kind auf den Rosenkranz, wird ein Bethrunder oder Pfarrer aus ihm; das Buch bedeutet einen studierten Mann, der Gulden einen Sparmeister oder einen Dieb.

46. Man glaubt von den einzelnen Wochentagen:

Sonntag. Kinder, die an einem Sonntage geboren werden, sind von aller Zauberei und Hexerei befreit. Ein Sonntagskind sieht keine Gespenster; diese haben keine Macht über dasselbe, können ihm also auch nicht erscheinen.

Dienstag. Mundartlich Irta. An diesem Tage findet bei uns „im Deutschen“ keine Hochzeit statt. Man würde an diesem Tage irgehen, glaubt das Volk. (Vergl.: Im „Böhmischen“ ist es gerade Brauch, am Dienstag Hochzeit zu halten. Auch in vielen deutschen Gemeinden Böhmens. Die Rumänen in der Bukowina (U. Z. IV. 213) glauben, man solle sich an Sonn- und Donnerstagen trauen lassen; an anderen Tagen sei es nicht glücklich. Bei uns wird wie im angrenzenden Bayern am Montag oder Mittwoch geheiratet. Im Rheingau glaubte man: Was Dienstag begonnen, gerät nicht. Mittwoch ist ein verworfener Tag, aber alles im Handel gedeiht wohl. (Zeitschr. f. Kulturgeschichte, Steinhäusen, II. Bd.)

Freitag. Am Freitag geht man in keinen Dienst, begibt man sich nicht auf eine Reise in die Fremde. Am Freitag bäckt man kein Brot: „Frättabrout is net ohne Nout.“

47. Man sagt, eine Schwangere stehe mit einem Fuße im Grabe. Die Zipser Sachsen sagen das von der Sechswöchnerin. (U. Z. VIII. 27.)

48. Man glaubt, daß die Kinder das Reden gut lernen, wenn ihnen die Mutter nach der Geburt ein Vaterunser ins Ohr betet. (Neuern.)

Vergleiche den Brauch bei den Zipser Sachsen. (U. Z. VIII. 25.)

49. Man glaubt, eine Hausfrau, die am heiligen Abend Milch oder Eier aus dem Hause gibt, gebe für das ganze Jahr das Glück und den Segen aus dem Hause. In der schlesischen Lausitz glaubte man dies vom Vorabend des Johannistages.

Windfüttern. (Vergl. U. Z. II. 307, IV. 48.)

50. Man sagt, wenn der Sturm recht heult und pfeift, das sei die Melusina. Sie gilt als Windmutter. Kinder geben Mehl und Brotbröseln auf einen Teller und lassen sie vom Winde wegblasen. Das heißt das Windfüttern. Dazu betet man ein Vaterunser zur heiligen Melusina. Nur wenige Leute hie und da wissen die Geschichte von der Melusina aus irgendeinem alten Volksbuche.

Natternkönig.

51. Man glaubt allgemein an den Oda(r)nkini. Viele haben eine Natter Oda(r)n mit einem glänzenden Krönlein gesehen. In jedem Hause befindet sich unter dem Fußboden eine Hausotter. Wenn man sie deutlich „schlagen“ hört, bedeutet es den Tod eines Gliedes der Familie.

52. Man erzählt: Wenn im Friedhofe irgendwie ein Toter ausgegraben wird — in 15 oder 20 Jahren werden ja die Gräber ghebt oder bhebt, wie sie in Neuern sagen; das heißt, es wird an derselben Stelle wieder jemand anderer begraben — und die Totenbeine hängen zusammen, sie gehen nicht auseinander, so sagt man, das sei ein heiliger Leib. Wenn der Totengräber darauf kommt, so zeigt er es dem Pfarrer an und der Leichnam bleibt ruhig liegen, bis keine nähere Verwandtschaft mehr da ist, die ein Recht auf den Leichnam hätte. Ein solcher heiliger Leib kommt oft heraus und sie geben ihn in eine Kirche oder sonstwo hin. In Neukirchen liegen unter Glas bei den Seitenaltären mehrere solche heilige Leiber mit goldenen Gewändern. (Erzählung von Wenzel Kautnik, Silberberg.)

Über einen unverwesten Leichnam siehe Urquell 1898, S. 244—45. Niederländische Sage aus der Chronik von Friesland. Die Leiche des Verführers verweste nicht, solange ihm die Verführte nicht verzieh.

Die Tschechen bei Wamberg (Český Lid, XI, 439) glauben, daß unverweste Leichname solchen angehören, deren Haut bei Lebzeiten fest, das heißt unverwundbar war. Aus „fest“ machten sie „fext“. Vergl. auch Český Lid, XIII, 286 ff.

Der Totengräber von Elbekosteletz (Český Lid, XIII, 382) sagt, die Fexte verfaulen deshalb nicht, weil sie in einer eigenen Hauteinküllung auf die Welt gekommen seien. Solchen Leuten schadete keine Kugel. Letzteres glauben auch die Mohammedaner in Bosnien. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und Herzegowina, VI, 612 und VII, 342. (Im Angeltale heißt diese Hauthülle das Ewlhäuwl [Nebelhäubchen] und bringt dem Kinde Glück.) Über Festmachen siehe Unser Egerland, IV, 33, Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, XIX, 78. (Sage aus Moldautein.) Zeitschrift des Vereines für Volkskunde V, 411. (Steiermark.)

In einem alten handschriftlichen „Artzney Buch“, das ich besitze, ist folgender hierher passender Spruch (bei den Aderlaßtagen) enthalten:

„Am 31. January Vigilia Tag
Wer an dem Tag wirdt gebohren man spricht,
Der verfaulet nach seinem Tode nicht
Liegt also in dem grab geschlicht
Undt ruhet biß zum Jüngsten Gericht.“

In Rußland ist zu einer Heiligsprechung die Erhaltung des Leibes im Grabe eine erste Bedingung. Nach Ansicht der strenggläubigen Russen können nur solche Leute wirklich Heilige sein, deren Leichen infolge der Heiligkeit vollständig unverwest geblieben sind. Beispiel: Die feierliche Heiligsprechung des heiligen Seraphim im Kloster Ssarow, Gouvernement Tambow in Rußland am 1. August 1903. Auch die Leichname mehrerer katholischen Heiligen sollen längere Zeit nach dem Tode unverwest aufgefunden worden sein. Zum Beispiel St. Wunibald, Genovefa, die Zungen der Heiligen Joh. von Nepomuk und Antonius von Padua.

53. Man sagt, eine Wöchnerin dürfe zu keiner Tanzmusik gehen, sonst werde gerauft. (Neuern.) Zeigt sie sich im Freien, so kommt gern ein Gewitter. „Die Sechswochen

zieht die Wedern her.“ Die Slowenen in der Steiermark sagen: Geht die Wöchnerin vor der Einsegnung über die Schwelle, brennt das Haus ab, schlägt Hagel die Felder, die Quelle, über die sie geht, versiegt. (U. Z. IV. 150.) Auch mit dem Kinde darf man nicht vor der Einsegnung in ein fremdes Haus oder auf die Gasse gehen.

54. Man sagt, eine Wöchnerin solle man nicht allein daheim lassen, sonst treiben mit ihr böse Geister ihr Spiel. Darüber werden viele Geschichten erzählt.

55. Der Mann sagt manchmal nachgebend zur Frau, die irgend etwas von ihm verlangt: „Nun, so werde ich es halt tun (oder ich werde es mitbringen), daß das Kind nicht um den Kopf kommt;“ oder auch: „daß das Kind einen Kopf kriegt;“ oder: „sonst krieget ja 's Kind kein Kopf nicht.“ Das ist eine bloße Redensart. Vielleicht gründet sie sich auf denselben oder einen ähnlichen Glauben, wie den, der in unserer Zeitschr. III. 117 von Dan von den Rumänen in der Bukowina mitgeteilt wird: Wenn eine schwangere Frau jemanden essen sieht und auch selbst diese Speise möchte, sie aber nicht bekommt, so wird sie ein totes Kind gebären. Ebenda VII. 257.

56. Man glaubt, wenn eine schwangere Frau etwas sehnsüchtig wünschet und dabei irgendeinen beliebigen Teil ihres Körpers berührt, so wird das Kind an derselben Stelle, wo sie sich berührte, ein Muttermal haben, und zwar von der Gestalt des gewünschten Gegenstandes. (Ebenso bei den Rumänen in der Bukowina. U. Z. VII. 255, im Erzgebirge: Mitt. d. Anthr. Ges., Wien, XXI. Peiter.)

57. Man glaubt, daß man beim Namengeben im Kalender nicht zurückgehen solle, sonst würde das Kind bald sterben.

58. Man glaubt, daß man Buben beim aufnehmenden, Mädchen beim abnehmenden Monde entwöhnen solle.

59. Man glaubt, daß man sich bei abnehmendem Monde nicht die Haare schneiden lassen solle.

60. Man glaubt, auf gelbe Rüben bekomme man eine gute, auf Nüsse eine rauhe Stimme. Ein Silberberger erzählte mir aber, man müsse, damit die Kinder einst gute Sänger werden, deren erste drei Läuschen auf dem Boden eines Seitelbechers zerdrücken und sie ihnen zwischen zwei Brotstückchen zu essen geben. Er habe das schon bei drei Kindern gemacht.

61. Man glaubt, ein Kind, das keine Läuse habe, sei nicht gesund.

62. Man glaubt, wie in Themenau (U. Z. VII. 234), wenn ein Kind eine leere Wiege hin- und herbewege, so würde das Kleine nachts nicht schlafen können. Tut dies der Knabe vom Hause, so sagt ein zufällig anwesender Fremder: „Gelt, Du wiegst noch ein Schwesterl?“ (Und umgekehrt.)

63. Man glaubt, daß man den Kindern die Fingernägel nicht abschneiden, sondern abbeißen solle, da sie sonst Diebe werden würden. Einige sagen das nur vom ersten Kindesjahre. (Dasselbe in Bayern, Kreis Schwaben. Zeitschr. f. Vlk. Berlin, VIII. Raff.)

64. Man glaubt, dort, wo man Besen aus den Ruten des Besenstrauches (Besenginsters) verwendet, halte sich kein Ungeziefer.

65. Man glaubt, die Zahnschmerzen rührten von kleinen Würmern her, die in den Zähnen fressen.

66. Man glaubt, daß Kinder, die auf dem Kopfe einen Stern (Haardrehel) haben, sehr begabt seien.

67. Man sagt von Leuten, deren Reichtum zunimmt und die in allem Glück haben, sie hätten einen Strick vom Gehenkten.

68. Man sagt, wenn der Sturmwind recht böse heult, da habe sich einer erhängt.

69. Man glaubt, der Blitz sei eine Kugel, weil gewöhnlich runde Löcher an den beschädigten Stellen wahrgenommen werden.

70. Man glaubt, daß weiße Flecken auf den Fingernägeln Gutes bedeuten. (Vergl.: U. Z. III. 21. Dan, Rumänen in der Bukowina.)

71. Man glaubt, daß eine aufgefranste und schmerzende Nagelwurzel Feinde bedente.

72. Man glaubt, daß goldene Ohrgehänge ein gutes Mittel gegen böse Augen seien.

73. Man sagt den Kindern, wenn es donnert: „Ejtz tout da Himltada schentn.“ (Jetzt zankt der Himmelvater.) Vergl. hierzu: U. Z. III. 163, zum Folgenden S. 161 ebenda.

74. Man sagt auch, wenn es zu Peter und Pauli donnert, daß da die Heiligen im Himmel oben Kegel scheiben. Ein übermütiger Bursche sagte das einmal auf einer Kegelbahn während eines heftigen Gewitters an diesem Tage. Da erschlug ihn der „Himatza“ (Blitz). Zu Peter und Pauli muß immer ein „Wetter“ sein.

75. Man glaubt, die Bienenschwärme, die zu Peter und Pauli fallen, seien die besten. Sie sterben nicht ab. Man sagt von solchen: „Der Schwarm ist König.“

Raufringe im Salzburgischen.

Von Dr. M. Haberlandt, Wien.

Im laufenden Bande XI dieser Zeitschrift habe ich auf Seite 81 ff. eine Reihe von Raufwerkzeugen der Innviertler Bauernburschen besprochen und im Bilde mitgeteilt. Seither danke ich der Freundlichkeit des Herrn Fachschullehrers Karl Adrian in Salzburg die Mitteilung, daß sich auch im städtischen Museum Carolino-Augustum zu Salzburg eine Sammlung von 20 Schlagringen befindet, davon 5 aus Messing, 4 aus Eisen und 11 aus Blei. „Der Schlagknopf derselben hat entweder die Form eines vier- oder achtseitigen Prismas, eines Pyramiden- oder Kegelstutzes, auch eines Zylinders mit Höhen von 1 cm bis 2.5 cm. Einer davon hat nur eine flache, quadratische eiserne Platte, deren Ecken zu Spitzen aufgebogen sind.“ Ein weiterer Schlagring aus Blei zeigt als Gravierung die Anfangsbuchstaben eines Namens, darunter ein pfeildurchschossenes Herz, im Felde desselben 3 eingeprägt („das treue Herz“), über dem Ganzen ein fliegender Vogel; zu erwähnen ist auch ein Antoni-Raufring aus Silber mit deutlichem Prägebild des heiligen Antonius auf dem Schlagknopf. Endlich ist aus dieser Serie hervorzuheben ein sogenanntes „Gwaff“, das ist ein aus einem 2 cm breiten, 3 cm hohen Bleiprisma herausgearbeiteter Ring, von dem eigentlich nur der innere Bügel vorhanden ist. In dem „Gwaff“ sind sechs Reste von Messingklingen eingelassen. Von weiteren Raufwerkzeugen erwähnt mein Gewährsmann einen Totschläger (vergl. l. c. Fig. 25) und drei Raufeisen (wie l. c. Fig. 27—30). Die meisten dieser Raufwerkzeuge stammen aus dem Gerichtsbezirk Werfen (Pongau), einige aus der Gegend des Salzburger Vorlandes (Straßwalchen?) und sind wahrscheinlich vor 1850 durch den damaligen Pfleger an das Museum abgegeben worden.

Leichenbretter.

Von K. A. Romstorfer, Salzburg.

Anschließend an meine in dieser Zeitschrift, Band XI, Seite 116, gebrachte Beschreibung von Leichenbrettern in Saalfelden teile ich mit, daß ich kürzlich Bretter von einer abweichenden Form und Ausführung in Hammerau (Bayern) bei Reichenhall, dann in Henndorf am Wallersee gesehen habe. Am Rande eines kleinen Gehölzes, durch welches der Feldweg von Hammerau nach St. Johanns-Högl führt, befinden sich drei Totenbretter in aufrechter Stellung. Ihre Form schmiegt sich der Körperform an, das heißt die Bretter sind am Kopfende über 20 cm, in Höhe der Schultern über 30 cm breit, während sie nach unten hin wieder schmaler werden, um am Fußende eine Breite von ungefähr 20 cm zu erlangen. Sie sind gehobelt und an beiden Enden durch Abfassungen, welche die Form einer geschlängelten Klammer besitzen, verziert. In Brusthöhe tragen sie die Anfangsbuchstaben der Namen, über welchem ein kleines Kreuz und unter welchem das Sterbejahr angebracht ist. Sie stehen am Rande des Weges, die Vorderseite gegen letzteren gekehrt. Die Buchstaben zeigen die Form der alten Frakturschrift. Auf dem ersten Brett sind es die mit roten Farben gemalten Buchstaben A E und die Jahreszahl 1884, auf dem zweiten Brett A G mit der Jahreszahl 1885. Knapp an das erste Brett angelehnt befindet

sich ein bloß halb so großes, einem Kinde zugehörendes Brett mit den grün gemalten Buchstaben F E und der Jahreszahl 1885.

Auf dem Wege zwischen Henndorf und Seekirchen fand ich ein rechteckig gestaltetes Brett, das bankartig auf vier schwachen, runden, am Feldrande eingegrabenen Füßen horizontal aufgelagert ist. Es ist marmorartig in Grau und Weiß gestrichen und trägt am Kopfende die schwarz aufgemalten verzierten Frakturbuchstaben P W, darunter die Jahreszahl 1903. Den übrigen Teil nimmt ein aufgemaltes schwarzes Kreuz ein mit sehr langem Schaft. Die Balken endigen in rhombenförmigen Blättern, während die Verbindungsstellen der Balken zu einem Quadrat erweitert erscheinen.

Umfrage über kriminellen Aberglauben.

Mit einem Thema aus der Volkskunde, nämlich mit dem kriminellen Aberglauben, beschäftigte ich mich speziell und habe darüber schon eine Reihe von Studien in juristischen Zeitschriften veröffentlicht. Zahlreiche Gelehrte unterstützen mich, so Krauß, Kaindl, Hoffmann-Krayer, Bolte, Strack, de Beaurepaire-Froment und andere. Sehr wertvoll wäre es mir, wenn auch Sie mir das Ihnen etwa persönlich oder aus Lektüre Bekannte gütigst mitteilen und womöglich auch in einer Vereinssitzung oder in Ihrer Zeitschrift auf diese Probleme aufmerksam machen wollten.

Besonders lebhaft interessieren mich zurzeit folgende Fragen:

1. Ist Ihnen der Glaube bekannt, ein Meineid werde bei Vornahme gewisser abergläubischer Zeremonien nicht entdeckt, zum Beispiel wenn man beim Schwören den linken Arm auf dem Rücken halte oder die Innenfläche der Schwurhand dem Richter zukehre oder einige Worte der Eidesformel auslasse u. s. w.?

2. Kennen Sie den Brauch der Diebe, den Tatort durch ihre Exkremente zu verunreinigen? Weshalb geschieht das? Nur von Gewohnheitsverbrechern? Kennen Sie den Ausdruck „Wächter“, „Nachtwächter“, „Posten“, „Schildwache“, „Mist“ oder einen ähnlichen für menschliche Exkremente? Aus welcher Gegend? Was ist der Sinn?

3. Ist das 6. und 7. Buch Moses oder ein sonstiges Zauberbuch im Volk verbreitet? Glaubt das Volk daran? Ist dadurch schon Unheil angerichtet?

4. Kennen Sie einen Volksglauben, der zu einem Diebstahl führen könnte?

5. Ist durch den Glauben an die „Prophezeiungen“ der Wahrsager und Kartenlegerinnen schon Unheil angerichtet?

6. Glaubt das Volk, daß die Zigeuner Kinder rauben? Ist so etwas etwa wirklich vorgekommen?

Auch alle etwaigen sonstigen gütigen Angaben werde ich unter Nennung meines Gewährsmannes mit Dank in späteren Abhandlungen verwerten.

Dr. Albert Hellwig, Perleberg (Westprignitz).

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Ausstellung österreichischer Hausindustrie und Volkskunst im k. k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie.

Von Dr. M. Haberlandt.

Nachdem im Frühling des ablaufenden Jahres als Einleitung zu der großen Volkskunst- und Hausindustrierausstellung, welche das k. k. Österreichische Museum für den Herbst 1905 geplant hatte, die Ausstellung der österreichischen Spitzen- und Weißstickereien stattgefunden hat (über welche ich in dieser Zeitschrift Bd. XI, S. 129 f., berichtet habe), ist es erst auf Grund einer von der Sachlage geforderten friedlichen Vereinbarung zwischen der Direktion des k. k. Österreichischen Museums einerseits und dem Museum für österreichische Volkskunde andererseits zu der — wir dürfen es mit Genugtuung voranstellen: — glänzend gelungenen gemeinsamen Durchführung

der geplanten Ausstellung seitens beider Museen gekommen. Das k. k. Österreichische Museum, welches bereitwillig anerkannt hat, daß sich unser Institut bereits seit mehr als zehn Jahren mit bedeutenden Erfolgen in den Dienst der Sache gestellt hat, hat in der loyalsten Weise dem Museum für österreichische Volkskunde bei der volkskünstlerischen Abteilung der Ausstellung die Führung überlassen und mich eingeladen, die Durchführung dieser Veranstaltung zu übernehmen. Indem ich die Sammlungen unseres Museums in ausgiebigster Weise heranzog — über 2000 Objekte von den 3000 Ausstellungsgegenständen stammen aus unseren Sammlungen — habe ich in Verbindung mit den von den Landes- und Ortsmuseen sowie einzelnen Sammlern eingesendeten Serien eine Darstellung der Erzeugnisse des österreichischen Hausfließes und der Volkskunst aufbauen können, welche allseitig den lebhaftesten Beifall der berufenen Fachmänner wie der großen Öffentlichkeit gefunden hat. Außerdem habe ich dazu in der knappen mir zur Verfügung gestandenen Zeit den ausführlichen, jeden Gegenstand beschreibenden Katalog angelegt, der in Verbindung mit den ländersweise beigebrachten Ausführungen allgemeiner Art über Österreichs Hausindustrien und Volkskunst, wie sie von verschiedenen ersten Fachmännern beigeleitet wurden, darauf Anspruch erheben darf, als eine höchst nützliche und wichtig orientierende Arbeit zu gelten.

Am 9. November wurde die Ausstellung im Beisein zahlreicher offizieller Persönlichkeiten durch den Herrn Leiter des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht Seine Exzellenz Dr. Richard Freiherrn v. Bienerth feierlich eröffnet, wobei unser Museum durch den Herrn Vereinspräsidenten Erlaucht Grafen J. Harrach, Ausschußrat Prof. Dr. P. Kretschmer und den Schreiber dieser Zeilen vertreten war. Seine Exzellenz Dr. Freiherr v. Bienerth dankte vor allem namens der österreichischen Unterrichtsverwaltung Herrn Grafen J. Harrach und Direktor Dr. M. Haberlandt für die so belangreiche Mitwirkung des Museums für österreichische Volkskunde an der Ausstellung und für die liebevolle Durchführung der volkskünstlerischen Hauptabteilung derselben. Seither erfreut sich die Ausstellung der lebhaftesten Teilnahme der kunst-sinnigen und wissenschaftlichen Kreise der Residenzstadt wie der breitesten Öffentlichkeit überhaupt. Ich behalte mir vor, auf dieselbe in ausführlicher Würdigung zurückzukommen, die allgemeinen Gesichtspunkte, von welchen ich mich bei der Durchführung derselben leiten ließ, darzulegen, sowie auch die Zwecke, welche das k. k. Österreichische Museum in erster Linie dabei verfolgt, von unserem Standpunkte aus zu erörtern. Es ist aber schon heute innigst zu hoffen, daß die Ausstellung in der Durchführung der uns gestellten Aufgabe eine entscheidende Etappe darstellen und vielleicht einen Wendepunkt auch in den äußeren Schicksalen unseres Museums bedeuten wird.

16. Musealverein für Waidhofen a. d. Ybbs und Umgebung. In Waidhofen a. d. Ybbs hat sich unter dem oben angeführten Titel ein Musealverein gegründet, der sich die Erwerbung, Sammlung und Ausstellung von Gegenständen, welche von allgemein kulturhistorischem oder von lokalgeschichtlichem Interesse sind, die Erhaltung und stilgemäße Wiederherstellung künstlerisch interessanter Baulichkeiten in Waidhofen a. d. Ybbs sowie im allgemeinen die Pflege und Förderung der Kenntnisse über die Heimat, deren Vergangenheit und Denkmäler zur Aufgabe stellt. Die Konstituierung des Vereines ist bereits erfolgt. Wir wünschen dem jungen Verein, indem wir ihm die besondere Pflege der volkskundlichen Interessen ans Herz legen, die besten Erfolge.

17. Vorführung von Volksspielen und volkskundliche Schaustellungen in Salzburg. Anlässlich der gemeinsamen Tagung der Deutschen und der Wiener anthropologischen Gesellschaft in Salzburg (27. August bis 1. September d. J.) fand eine Reihe von Vorführungen im Kaiser Franz Josef-Park zu Salzburg statt, welche verschiedene alte volkstümliche Spiele und Vorkommnisse des bäuerlichen Lebens in den Salzburger Gauen zu Gegenstände hatten, um deren Zustandekommen sich der inzwischen verstorbene Direktor Dr. A. Petter sowie die Herren Karl Adrian und Sebastian Greiderer (Mitglieder des volkskundlichen Museumsausschusses) die größten Verdienste erworben haben.

Es waren zu sehen: 1. ein Pinzgauer Hochzeitszug mit den Wagen der Brautleute, der Beistände, den Hochzeitsreitern und Musikanten und dem Bräutwagen mit der Brautausstattung nebst zahlreichen Volkstypen, die sich an dem Hochzeitszug beteiligten; 2. die Pongauer Perchten (Spiegel- und Vogelperchten), die „schiachen“ Perchten (14 teils mit Larven verummte Gestalten); 3. Pinzgauer Perchten; 4. Aperschnalzer; 5. alte Flachgautrachten (9 Personen); 6. Grödiger Schützengarde; 7. Obendorfer Schiffergarde (7 Personen); 8. Aigener Prangerstutzenschützen (9 Personen); 9. die Habergeiß; 10. Vorführungen verschiedener Spiele und Tänze (Rangeln, Bandltanz, Halleiner Schwerttanz, Lungauer Reiftanz).

Zur Erläuterung dieser Vorführungen hat Karl Adrian*) auf geschichtlicher Grundlage eine sehr lehrreiche Schilderung dieser Volksbelustigungen und Spiele im Salzburgerischen geliefert, worüber man unten Seite 205 dieser Zeitschrift vergleiche.

Ein Wort bedenkllichen Zweifels sei hier aber nicht unterdrückt, ob man, speziell in volkskundlichen Kreisen, gut daran tut, solche Vorführungen zu veranstalten oder zu ermutigen, die eigentlich nur im vollen Leben, wo sie spontan entstehen, ihren richtigen Platz haben. Es ist allerdings „interessant“ und belehrend für die Zuschauer, wenn sie auf so bequeme Weise gleichsam eines volkskundlichen Anschauungsunterrichtes teilhaftig werden können; vermögen es aber Volksforscher und Volksfreunde vor ihrem wissenschaftlichen Gewissen zu rechtfertigen, wenn sie aus den intimen Lebenszügen der bauerlichen Bevölkerung (zumal die Vorführung wirklicher Bauernhochzeiten ist in diesem Sinne nicht unbedenklich) ein Theater machen? Ethnographie à la Hagenbeck ist vielleicht bei Ceylonesen und Indianern erträglich, denn wir können nicht alle nach Ceylon und nach Amerika reisen; aber in die Täler unserer Alpen können wir wallen und finden dort genug Gelegenheit, wenn wir nur wollen, das natürliche Volksleben, die Bauern unter sich zu belauschen. Es sei hiermit die ganze Frage zur Diskussion gestellt; unseren vorsichtigen Standpunkt haben wir uns verpflichtet gefühlt, vorläufig wenigstens anzudeuten.

Dr. M. Haberlandt.

18. Das Krahuletz-Museum in Eggenburg. Das Verdienst Johann Krahuletz' um die Entstehung der reichen Sammlung vorgeschichtlicher Gegenstände in Eggenburg ist bekannt und in anthropologischen Schriften nach Gebühr gewürdigt worden. Im selben Hause ist auch eine Sammlung volkskundlicher Gegenstände aus Niederösterreich von Dr. Eugen Frischauf in Eggenburg untergebracht, welche geeignet ist, in mehrfacher Hinsicht unser lebhaftes Interesse wachzurufen. Unser mit Museen in Wien so reich versehenes Kronland ist gerade in diesem Zweige am schwächsten vertreten. Selbst das sonst so reiche Museum für österreichische Volkskunde enthält von allen anderen Ländern reichere Bestände.

Die zur Sicherstellung des Krahuletz-Museums gebildete gleichnamige Gesellschaft hat soeben einen reich mit Abbildungen und Beilagen ausgestatteten Führer herausgegeben, welcher nebstbei auch das Interessanteste über die Stadt und ihre Bauten in Wort und Bild bringt. Dies dient zum Anlaß, uns mit der volkskundlichen Seite des Eggenburger Museums näher zu befassen.

Die Sammlung Frischauf ist vollständig der Tatkraft ihres Gründers zu danken und durch seine Mittel geschaffen worden. Die verständige Art, mit der er die einzelnen Stücke eigenhändig am Ursprungsort gelegentlich seiner amtlichen Tätigkeit in verschiedenen Gegenden, insbesondere des mittleren, südlichen und nordöstlichen Niederösterreichs erworben hat, ohne daß durch die Einschlebung von Händlern Zweifel an der Echtheit des Gegenstandes oder dem Orte des Vorkommens erwachen können, die wissenschaftliche Einsicht, mit der er Herstellung, Gebrauch und Benennung jedes Stückes am Orte der Herkunft feststellen konnte, sind besondere Vorzüge seiner Sammlung. Wir haben hier durchaus Gegenstände von zweifelloser Echtheit und Bodenständigkeit vor uns. Manche davon sind Unika oder von großer Seltenheit, welche uns den Schluß gestatten, daß unser jetzt scheinbar aller Volkskunst und ursprünglichen Arbeit entbehrendes Kronland in seinen

*) Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze, Salzburg 1905.

verkehrsreicheren Teilen einfach nur um hundert und mehr Jahre früher in jenen Zustand getreten ist, der sich gegenwärtig auch in weiter abgelegenen Ländern allmählich verbreitet.

Um die alten Sitten Niederösterreichs zu würdigen, wird man Eggenburg nicht umgehen können. Der größte Teil der dortigen Bestände ist heute bei uns an Ort und Stelle kaum noch aufzutreiben. Es handelt sich hier nicht um das Bedauern über die zweifellos unbequeme Sache, Studien in mehreren kleinen Provinzmuseen machen zu müssen, was viel bequemer in einem Landesmuseum in Wien geschehen könnte. Aber das letztere wurde seinerzeit nicht geschaffen, und die emsigen Privatsammler haben uns doch große Bestände erhalten, die sonst heute verloren wären. Diese sind nun größtenteils in die Hand von Gemeinden gekommen, welche daraus bedeutenden Gewinn durch den vermehrten Fremdenbesuch haben.

Der Inhalt der Sammlung soll im nachfolgenden angeführt werden, wobei ein Eingehen in Einzelheiten zumeist vermieden werden muß.

1. Heizungs- und Beleuchtungsgegenstände. Verschiedene Arten von Spanlichthaltern, Öllampen, Leuchtern, Feuerhunden, Geräten zum Feuermachen, Bratern, Pfannhaltern und anderen Küchengeräten, Öfen und ein Ofenwagen.

2. Werkzeuge und Gerätschaften für Hirten, Waldarbeiter, Handwerker, Modell einer Weinpresse, Färbermodelle.

3. Beschläge, Schlösser, Schlüssel, alte Feuerwaffen, Glockenzüge, ein eisernes Läutebrett zum Zusammenrufen der Arbeiter vom Felde, eine eiserne Truhe.

4. Ein Wirtshauszeichen und ein Schlosserschild.

5. Eine Bauernstube aus dem Eggenburger Bezirk mit durchaus örtlichen Bestandteilen und einer Stubendecke aus dem 17. Jahrhunderte.

6. Ein bürgerliches Zimmer einer Landstadt des nordöstlichen Niederösterreichs.

7. Zahlreiche Gegenstände der Bauernkeramik, meist aus dem 17. Jahrhundert. Weiters Glas- und Zinngeschirr.

8. Bauernstickereien sind reich vertreten. Dieselben sind um so wertvoller, als diese Technik in Niederösterreich seit hundert Jahren verschwunden ist. „Die meisten Muster sind in Flachstich ausgeführt, enthalten die bekannten Tier- und Pflanzenmotive (Einhorn, Hirsch, Hund, Adler, Pfau, Wiedehopf, Rose, Granatapfel, Nelken, Glocken- und Kornblumen) und reichen in sehr frühe, vermutlich in die vorgeschichtliche Zeit zurück (?)“

„Bemerkenswert sind die an die Bettläden befestigten sogenannten Vorstecktücher, die längs des ganzen Manhartsberges von Krems bis Retz gebräuchlich waren, außerdem Handtücher, Leintücher mit interessanter, sonst nur in Kärnten vorkommender Wollstickerei, Hausaltardecken und Versehtücher.“ Außerdem finden wir Erzeugnisse der Weberei aus dem Waldviertel. Diese ist als Heimarbeit dort sitzen geblieben.

9. Von Trachten sind Stücke vorhanden, zahlreiche Goldhauben verschiedener Form aus vielen Gegenden Niederösterreichs, Stoffhauben, Männergürtel mit Kielstickerei.

10. Stickmuster, Frauenkämme, Knöpfe, Schnallen, Gürtel, Ringe, überhaupt Schmuck, Siegel, Spielzeug, Taschenuhren.

11. Verschiedene Gegenstände religiöser Art, als: Opfertiere, wächserne Votive, Heiligenbilder, Taufmünzen, Amulette, Anhängsel, Krampfketten und eine Weihbrunnkesselsammlung.

Auch Krahuletz hat eine volkskundliche Sammlung angelegt, welche hübsche Schmiedestücke, alte Uhren, Gerichtswerkzeuge, Beleuchtungsgegenstände, Innungsladen, Keramik und Trachten enthält.

Anton Dachler.

Direktor Dr. Alexander Petter †. Am 14. November ist in Salzburg der kaiserliche Rat und langjährige Direktor des städtischen Museums Carolino-Augusteum Dr. A. Petter im 74. Lebensjahre gestorben. Als Mitbegründer der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, deren Arbeiten er durch volle 45 Jahre gefördert hat, als Leiter des verdienstvollen Salzburger Museums (von 1881 bis 1901) hat er sich um die Volkskunde seines engeren Heimatlandes unvergeßliche Verdienste erworben. Auch mit unserem Verein stand der Verbliebene als Ausschußrat für Salzburg durch mehrere Jahre in enger Verbindung, und

dankbar muß ich rühmen, daß derselbe auch für unsere Sammeltätigkeit ein stets reges Interesse und freundliche Hilfsbereitschaft bewiesen hat. Wir werden mit dem großen Verehrerkreise in Salzburg Dr. Petter ein ehrenvolles Andenken gerne bewahren.

Dr. M. Haberlandt.

Professor P. A. Paudler †. Am 10. November 1905 ist der allverehrte Schriftleiter und Ehrenmitglied des Nordböhmisches Exkursionsklubs P. A. Paudler verstorben. Auf dem Gebiete der Volkskunde seiner nordböhmisches Heimat war der Verewigte eine bedeutende Autorität in der Richtung der Mundarten, der Sitten und Gebräuche, der ländlichen Bau- und Wohnweise und nicht zuletzt der im Volke lebendigen Sagen und Überlieferungen. Die Literatur der deutsch-böhmischen Volkskunde ist denn auch von ihm mit einer Reihe wichtiger Veröffentlichungen bereichert worden. Sein Name wird auch uns stets als das Vorbild eines von der Liebe zur Heimat erfüllten Volksforschers in ehrenvoller Erinnerung bleiben.

Dr. M. Haberlandt.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

17. Josef Bacher: Die deutsche Sprachinsel *Lusern*. Geschichte, Lebensverhältnisse, Sitten, Gebräuche, Volksglaube, Sagen, Märchen, Volkszählungen und Schwänke, Mundart und Wortbestand. Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronvölker, herausgegeben von Dr. J. Hirn und Dr. J. E. Wackernell. X. Bd. Innsbruck 1905. XV und 440 S.

Ein vortreffliches Buch, ein kostbarer Schatz für Freunde deutschen Volkstums und für Sprachforscher. Der sachkundige Verfasser hatte während seines sechsjährigen Aufenthaltes in *Lusern* als Lehrer reichliche Gelegenheit gehabt, das Land und dessen Bewohner nach allen Seiten hin kennen zu lernen und hat diese günstige Gelegenheit, wie die vorliegende Arbeit zeigt, auch mit unermüdlichem Fleiße benützt. Er war daher wie kein zweiter in der Lage, uns ein so anschauliches und vollständiges Bild von Land und Leuten, wie sie leben und leben, zu zeichnen, daß man schwerlich etwas vermissen wird.

Das Buch gliedert sich folgendermaßen: Lage und Beschaffenheit von *Lusern*. Geschichtliches. Die *Luserner*, ihre Wohnung, Kleidung und Lebensweise. Recht, Brauch und Volksglaube. Erzählung und Lied, Spiel und Spruch. Die Mundart. Grammatik. Wörterbuch.

Ein jeder dieser Abschnitte enthält eine Menge des Interessanten, so zum Beispiel die Schilderung des hin- und herwogenden Kampfes der wackeren deutschen Bergbewohner gegen den Ansturm der Welschen. Leider ist wenig Hoffnung vorhanden, daß die *Luserner* trotz ihrer mannhaften Gegenwehr nicht schließlich doch den Italienissimi erliegen werden.

Für unsere Zeitschrift kommt zunächst die ethnologische Seite in Betracht. Ich beschränke mich daher, hierüber einige Angaben des Herrn Verfassers mitzuteilen.

Die Bewohner der deutschen Gemeinden Welschtirols und Oberitaliens, die jetzt Sprachinseln sind, werden von den Reichsitalienern *Cimbri* genannt (volksetymologisch von Zimmermann = Holzarbeiter). Schon im 12. Jahrhundert wurde Vicenza von den Dichtern als *Cymbria* besungen. Dieser rätselhafte Name machte schon seit dem 14. Jahrhundert den italienischen Gelehrten viel zu schaffen. Es wurden die wunderlichsten Ansichten über die Herkunft dieser *Cimbri* vorgebracht. Daß sich dann auch deutsche Gelehrte dieser Frage bemächtigten, ist selbstverständlich. Schmeller, Bergmann, J. V. Zingerle, Attlmayr, Schneller sind die bekanntesten Namen. Selbst der Erzherzog Johann hat sich mit der Sache beschäftigt. So kam fast ein Dutzend Ansichten zusammen, von denen die meisten einer Kritik nicht standhalten. Man betrachtete die Cimbri 1. als Rätier, Kelto-Teutonen, 2. als Abkömmlinge der Cimbern, 3. als Tiguriner aus der Schweiz, 4. als Alemannen, 5. als Hunnen, 6. als Goten, 7. als Überreste

der Langobarden, 8. als Deutsche aus der Gegend von Pergine, die nach 1166 in die Vicentiner Gebirge gekommen seien, 9. als spätere deutsche Kolonisten u. s. w. Nur die zwei letzten Annahmen haben einen Schein der Berechtigung. Dabei ist aber wohl zu beachten, daß die Mundarten dieser sogenannten Cimbri sich in ihrer Entwicklung, in den einzelnen Lauten, in den Idiotismen am nächsten an die Tiroler Mundarten anschließen. Das wäre bei den Annahmen 1 bis 7 unerklärlich, eine so selbständige Sprachentwicklung der Bewohner dieser Sprachinseln ist nicht denkbar. Vielmehr müssen diese jetzigen Sprachinseln lange Zeit mit dem deutschen Gesamtkörper in unmittelbarer Verbindung gestanden sein. Tatsächlich läßt sich der Beweis erbringen, daß nicht bloß die Gegend von *Caldonazzo*, *Lavarone*, *San Sebastiano*, *Centa*, *Vattaro*, *Calceranica*, *Costagnedo* einst deutsches Sprachgebiet gewesen, sondern auch das ganze obere *Valsugana*, *Pinè*, ein Teil von *Fleims* und die Ortschaften in der Nähe von Trient am linken Etschufer. Ja, es sind mehrfache Anzeichen vorhanden, daß nicht bloß die Gebirgsgegenden zwischen *Verona* und *Basano*, sondern sogar die Ebene bis über *Vicenza* hinaus einst deutsch gewesen. Dies wird bestätigt durch viele deutsche Orts-, Flur-, Hof- und namentlich Personen-namen. Von der Pfarre *Calceranica* ist noch jetzt eine deutsche Übergabsurkunde aus dem Jahre 1446 vorhanden, in *Centa* ein Band deutscher Kirchenrechnungen. Es findet sich noch ein Manuskript eines gewissen Grafen *Caldogno* vom Jahre 1598, der diese Gegenden über höheren Auftrag bereisen mußte, um über die Wehrfähigkeit derselben Erkundigungen einzuziehen. Er berichtete: Die Bewohner des ganzen Vicentiner Gebirges sprechen Deutsch. Es ist noch nicht viele Jahrzehnte her, seit ein Teil dieser Cimbri selbst in der Nähe von Vicenza seine Muttersprache abgelegt hat u. s. w. Nach dem und mehreren anderen steht fest, daß die deutsche Sprache im Venezianischen ein weites Geltungsgebiet hatte, daß also die Bewohner deutscher Abkunft waren. Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß zuerst die ebenen Gegenden von den Deutschen besetzt und von da aus erst allmählich die Gebirge besiedelt wurden. Dies bestätigen auch die kirchlichen Verhältnisse, insofern die Kirchen auf den Bergen Filialkirchen der Mutterkirchen in der Ebene sind. *Lusern* gehört zur Pfarre *Brancafora*. Eine kleine Kirche wurde in Lusern erst 1715 erbaut, ein eigener Seelsorger ist dort seit 1745. Besiedelt wurde *Lusern* von *Lavarone* aus, mit dem es bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine Gemeinde bildete.

In dem Abschnitte unseres Buches: „Volksstämme“ werden die deutschen Völker aufgeführt, die etwa an der Besiedlung dieser Gegenden könnten Anteil gehabt haben. Nach Ausweis der Mundarten fällt jedoch der Hauptanteil dem bayrischen Stamme zu, mögen sich auch andere deutsche Völkersplitter eingemischt haben. Es versteht sich fast von selbst, daß die in Tirol einrückenden Bajuwaren nicht an einem bestimmten Ziele stehen blieben, sondern ungestüm weiter stürmten dem sonnigen Süden zu und überall, wo sie es vermochten, festen Fuß faßten. Wann sie diese Gegenden erreichten und von ihnen Besitz ergriffen, wird sich wohl schwerlich je mit Bestimmtheit ermitteln lassen. Annehmen kann man auch, daß später noch, als der erste Hauptschub in den oberitalischen Gegenden bereits seßhaft war, noch von Zeit zu Zeit arbeitskräftige Leute nachrückten und die Hauptmasse verstärkten.

V. Hintner.

18. Das Beleuchtungswesen vom Mittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts aus Österreich-Ungarn, insbesondere aus den Alpenländern und den angrenzenden Gebieten der Nachbarstaaten. Erläuterung der den Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses einverleibten Kollektion altertümlicher Beleuchtungsgeräte L. v. Benesch. Von Ladislaus Edlen v. Benesch, k. u. k. Oberstleutnant d. R. 60 Tafeln Lichtdruck in Folioformat nach photographischen Aufnahmen und 32 Seiten Text mit 35 Illustrationen. Preis K 50.— oder Mk. 42.—.

Diese von Oberstleutnant v. Benesch geschaffene, aus 1206 Stücken bestehende, aus Österreich-Ungarn, insbesondere aus den deutschen Alpenländern und den angrenzenden Gebieten der Nachbarstaaten zusammengetragene Kollektion, welche sich in der Verwahrung des Museums für österreichische Volkskunde befindet, enthält die verschiedenartigsten zur Beleuchtung mit Holz, Öl, Talg, Wachs und Pech in Verwendung gewesenen

Geräte sowie Zünd- und Löschapparate, vom Mittelalter an bis in die ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts, also bis zur epochemachenden Erfindung des Reibzündhölzchens (in Wien), beziehungsweise bis zur Verwendung des Petroleums zu Beleuchtungszwecken.

Die Sammlung gibt somit ein Bild des Beleuchtungswesens, wie es in Mitteleuropa in den letzten fünf Jahrhunderten herrschend war, und bietet dem Kulturhistoriker, dem Künstler, insbesondere dem Kunstgewerbe, den Museen und privaten Sammlern sowie den Schulen reichste Ausbeute, Anregung und Aufschluß.

Indem wir schon heute auf diese Publikation nachdrücklichst aufmerksam machen, behalten wir uns eine ausführliche kritische Würdigung derselben vor und verweisen die Interessenten vorläufig auf den diesem Hefte beiliegenden Prospekt über das genannte Werk, in welchem auch eine Inhaltsübersicht desselben enthalten ist.

Dr. M. Haberlandt.

19. Dušan Jurkovič: *Práce lidu našeho.* Slowakische Volksarbeiten. Volksbauten, Interieurs und Handarbeiten. Anton Schroll, Kunstverlag, Wien 1905. Lieferung I.

Die erste Lieferung eines prächtigen Tafelwerkes, welches den volksmäßigen Schöpfungen des kunstbegabten slowakischen Volksstammes gewidmet sein wird, liegt in

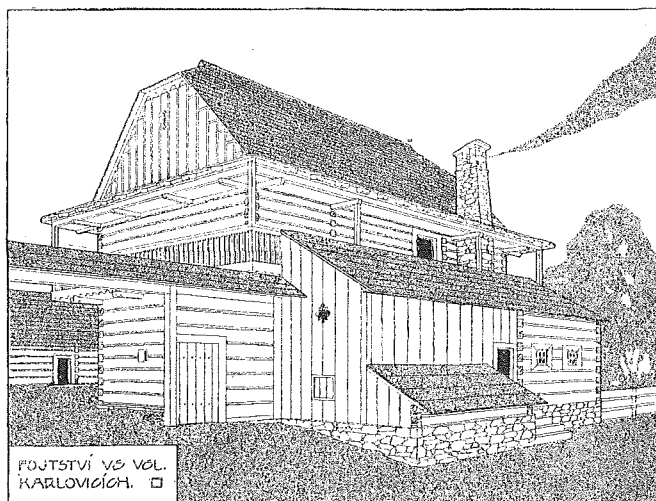


Fig. 132. Erbrichtei in Groß-Karlovic.

vielversprechender Reichhaltigkeit und erlesenster Ausstattung vor. Aus dem Inhalte der zehn, das erste Heft bildenden Tafeln mag man sofort den umfassenden Blick des Herausgebers, eines für die urwüchsige und gesunde Kunst seines Volksstammes begeisterten Künstlers ersehen; sie bringen: 1 und 2 Erbrichtei in Groß-Karlovic, 3. Bauernhaus in Čičmany, 4. Friedhof in Čičmany, 5. Bauernhaus und Stube in Velká Ves, 6. bemaltes Haus und Türvorbauten in Turdonic und Kostic, 7 und 8 bemalte Türvorbauten in Turdonic und Týnec, 9. bemalte Kaminwand in Časaj, 10. Schöpfungsgeschirr aus Čičmany. Sowohl vom rein volkskundlichen Standpunkte wie im Interesse der gegenwärtigen, auf die Volkskunst im besonderen gerichteten künstlerischen Strömung ist das Unternehmen des Herausgebers wie der verdienstlichen Verlagshandlung auf das wärmste zu begrüßen. Gute und authentische Aufnahmen slowakischer Volksbauten mit ihren mannigfaltigen Zierformen, ferner der slowakischen Handarbeiten zum Schmuck des Hauses u. s. w. sind in der Literatur erst sehr spärlich vorhanden; das Interesse der slowakischen Volksforscher war bisher mit allzu großer Einseitigkeit hauptsächlich auf die Ornamentik der Stickereien, der Ostereier und der Töpfereien beschränkt. Nun ersehen wir mit Freude auch einen anders gearteten Reichtum nationalkünstlerischer Produktion sich vor unseren Blicken

enthüllen. Das Vorwort des Herausgebers, welches von seiner warmen Begeisterung für die Sache beredtes Zeugnis ablegt, verheißt uns in dieser Beziehung neben Studien zur slowakischen Baukunst auch eine Reihe von Aufnahmen zur Kennzeichnung der mit dem Haus engverknüpften heimischen Hauskunst; ebenso wird uns für den Schluß des Werkes eine systematische textliche Bearbeitung des ganzen Bildermaterials in erfreuliche Aussicht gestellt. Wir wünschen dem so dankenswerten Unternehmen den fröhlichsten Fortgang. *)

Dr. M. Haberlandt.

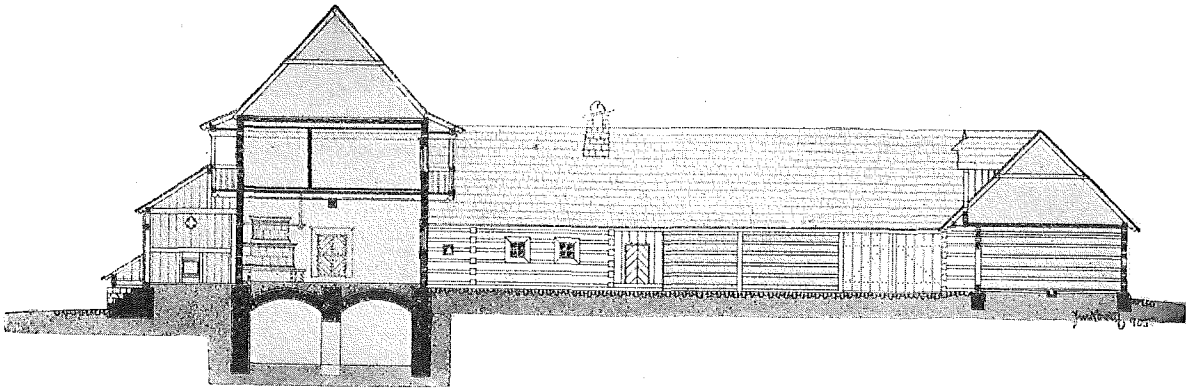


Fig. 133. Erbrichte in Groß-Karlovic.

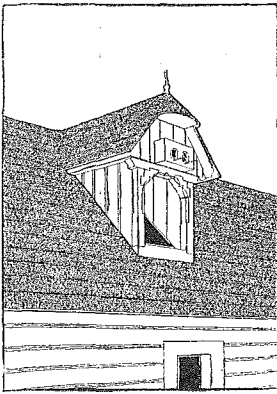


Fig. 134.
Erbrichte in Groß-Karlovic.

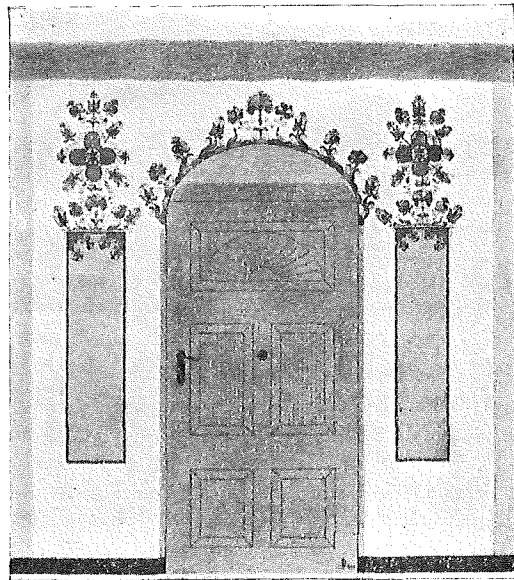


Fig. 135. Bemalter Türvorbau in Tvordonic.

20. Georg Schmidt, Mies; Mieser Kräuter- und Arzneienbuch. In: Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, V. Bd., 3. Heft. Prag 1905. Calvesche Hof- und Universitätsbuchhandlung.

*) Die Klischees zu den dem Werke entnommenen Abbildungen Fig. 132, 133, 134 und 135 verdanken wir der Gefälligkeit der Verlagsanstalt Anton Schroll, welcher hierfür der verbindlichste Dank ausgesprochen wird.

Die Red.

Richtiger wäre der vom Verfasser auch ursprünglich beabsichtigte Titel „Das Kräuter- und Arzneibuch des Mieser Bürgers Ignaz Reißer“ gewesen; der Kürze wegen änderte Schmidt denselben. Den von der Schulmedizin unbeeinflussten Entwicklungsgang der Heilkunde lernt man am besten kennen in der Volksmedizin, deren volkskundlichen Wert man immer mehr erkennt. Was aus alten Kräuterbüchern (Plinius, Dioskorides, Tabernaemontanus, Cordus Valerius, Gesner etc. etc.) stammt, erkennt man bald, ebenso die Mittel aus den klösterlichen Pflanzgärten des Mittelalters; für die Volkskunde interessanter sind die rohen, tastenden Versuche des Volkes, sich in Krankheitsfällen eines Heilmittels zu bedienen; Urmedizin, altgermanische Heilkunde, mythogene Ätiologie und rohe Empirie geben sich hierbei die Hand zum Bunde; das Aufkommen des Tabak-, Kaffee- und (holländischen) Teeegenusses fällt in diese Zeit Reißers; dieser wird so zum Vorbilde für volksmedizinische Mittel; andere Mittel lehnen sich an den hergebrachten antidämonischen Brauch an; ihr Ursprung aus der Kultsphäre ist kaum mehr recht erkennbar; auch die *Anatomia sacralis* hinterließ ihre Spuren; aber allen diesen Entwicklungsgängen nachzuspüren, erlaubt nur das zur Vergleichung angesammelte Material, zu dem Schmidt sehr wertvolle Beiträge beigesteuert hat, die um so erfreulicher sind, als zwei gute Register und zahlreiche Parallelen aus der Volksmedizin der Nachbarländer beigegeben sind. Der Volkskundeforscher wird darin viele neue Volksmittelverwendungen kennen lernen.

Dr. Max Höfler.

21. Ferdinand v. Andrian: Die Altausseer. Ein Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes. Wien 1905. Alfred Hölder.

Das hübsch ausgestattete Buch ist die Frucht jahrzehntelanger Sammeltätigkeit von verständiger Hand mit Zuhilfenahme eingeweihter einheimischer Kräfte, der einschlägigen Literatur und der vorliegenden wissenschaftlichen Forschungen. Es ist ein erschöpfendes Gemälde eines nordweststeirischen Alpendorfes, welches seit etwa einem Jahrtausend Stätte eines Salzbergwerkes, seit fünfzig Jahren Sommerfrische ist. Diese beiden Eigenschaften haben zweifellos vieles Ursprüngliche des Volkslebens verwischt, mehr als dies sonst an vielen anderen Orten in unserer Zeit der Fall ist. Es ist nur zu verwundern, daß es dem Verfasser gelungen ist, eine reiche Fülle von volkstümlichen Zügen zu erfassen.

Über das Geographische, Geschichtliche und Anthropologische hinweggehend, wenden wir uns sogleich zum Hause und dem Menschen in seinem Leben und Gebräuchen.

Das Haus, wo es noch ursprünglich zu finden oder zu erkennen ist, hat die entwickelte bayrische Form mit dem mittleren durchgehenden Vorraum, sonst in Steiermark Lab'n geheißten, und beiderseits je zwei Räume, Küche, Stube, Stübel, Kammer. Kleine Bauern und Arbeiter hatten ursprünglich nur Küche und Stube, hier mit einem oder mehreren Räumen untypisch vergrößert. Deshalb haben auch die meisten der Grundrisse wenig Wert. Der Stall ist getrennt und hat über sich Tenne und Heuboden.

Die Häuser tragen keine Zierformen, doch läßt sich aus den gebrachten Abbildungen eine nicht gewöhnliche Geschicklichkeit im Schnitzen und Drechseln erkennen. Nebst den häuslichen Einrichtungen sind zahlreiche musikalische Instrumente von der Geige bis zum Spinett, dann wieder reichverzierte Buttermodel, hölzerne Bratenwender, Löffelreme und dergleichen erzeugt worden und manches ist noch davon erhalten. Eine Schnitzkammer in vielen Häusern bezeugt die Fortdauer dieser Tätigkeit.

Eigene Aufsätze behandeln Landwirtschaft, Fischerei, Tracht, Gebräuche. Der Volksaberglaube, wie er sich an jedes besondere Vorkommnis und wieder an gewisse Handlungen und Tage knüpft, sowie die Wetterregeln dürften nahezu vollständig beigebracht sein. Sagen, Lieder und Tanzreime schließen das Buch. Zahlreiche gute Lichtdrucke, Handzeichnungen und wo es nötig ist auch geometrische Darstellungen fördern das Verständnis.

Unter den Gebräuchen machen sich trotz großer fremder Einwirkungen noch Reste des Heidentums bemerkbar. Schon am Nikolaus-Vorabende sieht der „Bischof“ nach dem Fleiße der Spinnerinnen, offenbar von Berchta übertragen. Der Blick in die Zukunft in der

Thomasnacht, das Räuchern am heiligen Abende und am Dreikönigs-Vorabende sind gleichfalls Überbleibsel. Am deutlichsten tritt dies am selben Abende beim Umzug der „Glöckler“, das sind singende und Gaben heischende Kinder, hervor. Während diese allem Anscheine nach den kommenden Frühling vorstellen, treten neben ihnen die in Felle gekleideten, verlarvten „Bergln“, das sind Berchten, die Vertreter des Winters auf und suchen jene zu bekämpfen. Auch hier wird bei dem gemeinschaftlichen Umzuge nach dem Fleiße im Spinnen gesehen. Der Fasching ist wohl meist dem Jux gewidmet und viele Gebräuche sind unverständlich geworden. Am Dienstag jedoch wird, wie an vielen Orten, die Besiegung des Winters ausdrückend, der Fasching begraben, indem ein ausgestopfter, mit allerlei unbrauchbaren Abfällen ausgestatteter Sack im Schnee verscharrt wird. Der Fasching selbst tritt vorher in zierlicher Maske, Nüsse verteilend, auf, als sein Gegenstück der armselig gekleidete „Pleiß“. Es hat hier offenbar wegen Verdunklung der Bedeutung der Gebräuche eine Verschiebung stattgefunden, indem „Pleiß“ den Winter vorstellen soll.

Die Bittage im Mai sind wie fast überall so auch hier aus der alten Flurbegehung zu einem rein kirchlichen Feste geworden.

Das Buch ist mit großer Liebe für die Sache verfaßt, zeigt überall einen durch lange Zeit hindurch unentwegt verwendeten Eifer in Erforschung der feinsten Eigenheiten eines wackeren Volkes und bildet trotz der Beschränkung auf ein kleines Gebiet einen dankenswerten Beitrag für unser volkskundliches Wissen. Anton Dachler.

22. Materialien. Veröffentlicht von der Gesellschaft für polnische angewandte Kunst. Heft 6. Holzarbeiten. Krakau 1905. (Polnischer Text, Inhaltsverzeichnis auch französisch.) 16 Tafeln und Einleitung.

Das Ziel dieser vornehm ausgestatteten Veröffentlichungen ist auf Seite 44 dieses Jahrganges unserer Zeitschrift gelegentlich der Besprechung der fünf vorangegangenen Hefte dargelegt worden. Auf den vorliegenden Tafeln sind verschiedene ältere polnische Bauwerke aus Galizien, Schlesien und Russisch-Polen nach flotten Handzeichnungen und in Lichtdrucken, als: Stadt-, Herrschafts- und Bauernhäuser, verschiedene Gotteshäuser und kleinere Bauten, gebracht.

Der Wert der Darstellungen liegt im allgemeinen — vielleicht nicht ganz nach dem Willen der Herausgeber — in ihrer volkskundlichen Seite und die Ausbeute nach dieser Richtung wäre eine noch größere, wenn Grundrisse der Bauten, auch nur in kleinem Maßstabe, beigegeben worden wären. Wir können uns daher bei Betrachtung der Tafeln nur auf das Äußere der Häuser beschränken. Auch so gewährt uns die Sammlung einen lehrreichen Einblick in die ältere polnische Bauweise. Mit Ausnahme der Schlösser sind die anderen Gebäude fast alle aus Blockwerk.

Bei den Kirchen ersieht man das Bekenntnis schon an der äußeren Form, da die griechischen stets drei Kuppeln mit oft unabhängig stehendem Turm haben, während die der Katholiken keine uns fremdartige Form zeigen. Beiden gemeinsam ist eine unten herumlaufende Laube, wie dies bekanntlich auch bei vielen Holzkirchen in den Sudetenländern und in Skandinavien, wenn auch nicht so allgemein wie hier, der Fall ist. Sie sollen zunächst den Fuß der Kirche vor Nässe schützen und gewiß auch zur Bergung der Kirchenbesucher bei schlechtem Wetter vor und nach dem Gottesdienste dienen. Die darüber hinausragenden Wandteile sind wie das Dach mit Schindeln verkleidet. Insbesondere ragt die griechische Kirche zu Nowo Brusno, nordöstlich von Jaroslaw in Galizien, durch ihre hübsch gruppierten, in der Größe zusammengestimmten Kuppeln und die Halbkreislauben unter dem Kirchengesimse hervor. Die letzteren wiederholen sich an der ebenfalls in Blockwänden hergestellten Synagoge zu Sniadowo, westlich von Warschau. Von Interesse sind auch die Lauben der griechischen Kirche zu Markow in den Karpathen südlich Sambor, durch große stufenförmige Ausladungen der Querwände gestützt, ebenso die sorgfältige Ausarbeitung der Eckbügel. Beim Bauernhaus in Neborow bei Warschau sind diese vorragenden Blockwände in krummen Linien konsolartig ausgeschnitten.

Zunächst betrachten wir die recht malerischen Bilder kleiner polnischer Stadtplätze in Galizien und den polnischen Teil von Schlesien mit städtischen Lauben aus Holz in

Wisnicz bei Bochnia, Muszyna bei Neu-Sandec und Jablunkau südlich von Teschen. Die Verquickung mit Renaissancegiebeln, die merkwürdigen Dachbildungen, die eigentümlich umschnittenen, von oben nach unten dünner werdenden Säulen in Muszyna fesseln den Blick. In den Laubenhäusern von Jablunkau, die wohl als Holzgebäude sämtlich verschwunden sein dürften, sieht man den Übergang zu gemauerten Lauben und Einschließung des Obergeschosses.

Die zahlreich abgebildeten Schlösser kleiner Gutsbesitzer, größtenteils aus dem achtzehnten und dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, zeigen eine naive Mischung von städtischen Zierformen in ländlicher Ausführung und sind offenbar die Werke von Baumeistern der nächsten Kreisstädte, welche ihre architektonischen Kenntnisse tunlichst zur Verwendung brachten. Besonders häufig erscheint das Mansardendach, und unbedingtes Erfordernis ist ein Portal mit Säulenstellungen, wodurch die Würde des Eigentümers zur Geltung gebracht wurde. Man baut heute in Galizien auch in Allerweltrenaissance und besonders Vorgeschrittene auch schon in Sezession, alles ohne örtliche Färbung, und wenn es auch heute niemandem einfiel, dergleichen alte Schlösser zu kopieren, so erscheinen sie doch in ihrer Verbindung von Palastformen mit dem bäuerlichen Schindeldache und den Simsäthern ehrwürdig und als ein getreues Spiegelbild ihrer Zeit. Ein Schlößchen ist sogar in Blockwerk mit geschweiften Giebeln ausgeführt. Von besonderem Interesse mag das Innere manches dieser Herrensitze sein.

Wir wünschen dem Vereine, er möge auf diesem Wege ausharren und die vorhandenen ursprünglichen, dem Verderben geweihten Einzelheiten ans Licht bringen.

Anton Dachler.

23. Salzburger Volksspiele, Aufzüge und Tänze. Von Karl Adrian, Fachlehrer. Salzburg 1905. Separatabdruck aus den im Selbstverlage der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde erschienenen Mitteilungen.

Das Buch ist unter der Mitwirkung von Fachleuten, wie Dr. A. Petter und Prof. H. F. Wagner, herausgegeben und enthält Darstellungen einer Reihe von Volksgebräuchen, von denen einige nur in Salzburg bekannt sind und sich sonst wohl nirgends vorfinden. Dazu gehört unter anderem das sogenannte Preberschießen. Nordöstlich von Tamsweg, dem Hauptorte des Lungau, liegt in einer Höhe von ungefähr 1500 m der Prebersee. Hier nun finden bei besonders festlichen Anlässen ganz eigenartige Wetschießen statt. Die Scheiben befinden sich nämlich auf einer kleinen Landzunge im See und man schießt nun nicht direkt auf die Scheiben selbst, sondern auf ihr Spiegelbild im Wasser. Da der Einfallswinkel sehr klein ist, prallt die Kugel ab, wie beim sogenannten „Platteln“, und muß, wenn recht gezielt ist, die Scheibe treffen. Ebenso eigenartig sind auch die Samson-Umzüge, die übrigens nicht nur, wie Adrian angibt, in Tamsweg, Muhr und Ramingstein stattfinden, sondern auch in Krakaudorf, St. Michael und Mauterndorf. Vergl. „Die Österreichische Monarchie in Wort und Bild“, Band Steiermark, pag. 174, ferner Kürsingers bekanntes Werk über den Lungau, außerdem I. Jahrgang, Heft 1, dieser Zeitschrift und II. Jahrgang, Heft 5, wo die Umzüge in Krakaudorf in der Gegenwart und in Tamsweg um die Mitte des 18. Jahrhunderts geschildert werden. Sehr interessant ist auch der Dürnberger Knappen, oder Schwerttanz, der nach dem Jahresbericht von 1865 des Salzburger städtischen Museums wiedergegeben wird. Es ist kein eigentlicher Tanz, sondern eine Art bergmännischer Parade, die die Tätigkeit des Bergmannes symbolisiert vorführen soll. Der Brauch ist sehr alt, er läßt sich bis zum Jahre 1586 nachweisen, scheint aber noch aus früherer Zeit zu stammen.

Dies sind einige der interessantesten Kapitel des Buches, keineswegs aber alle. Die Sammlung ist sehr reichhaltig — sie enthält etwa 120 Einzeldarstellungen — und stützt sich überall auf verlässliche Quellen.

H. Thg.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Subventionen und Spenden.

Von der Ersten Österreichischen Sparkassa K 100. Von Herrn *Heinrich Ritter v. Kralik* in Eleonorenhain K 18.

2. Veränderungen in der Zusammensetzung des Ausschusses.

Verstorben ist am 19. August 1905 Herr Ausschußrat *Prof. Dr. F. Kratochwill*. Der Verein bewahrt demselben das dankbarste Andenken. Als neue Ausschußräte kooptiert wurden Herr *Alfred Ritter Walcher v. Moltheim*, Kustos der gräfl. Wilzeckschen Kunstsammlungen, und Herr *Robert Eder*, Vorstand des Vereines der Naturfreunde in Mödling.

3. Mitgliederbewegung.

Verstorben sind 10 Mitglieder, ausgetreten 17 Mitglieder. Neu eingetretene Mitglieder: Redakteur *Heinrich Adler*, Bürgerschullehrer *Wenzel Bräuer*, Kunstverleger *Martin Gerlach*, Frau *Lina Haberlandt*, Prof. *Rudolf Hammel*, Finanzwachrespizient *Martin Heinz*, Lehrer *Paul Koschier*, Bürgerschullehrer *Ludwig Langer*, Lehrer *Ludwig Mattula*, Musées royaux des arts décoratifs et industriels, Brüssel, Prof. *Emil Ritter v. Orlik*, Oberlehrer *Josef Schramek*, Dr. *J. Šlebinger*, Staatsgewerbeschule Salzburg, Franz *Stele*, Prof. *Al. Tzigara Samurcas*, Bukarest, Frau *R. Weber*, Dr. *Edwin Zellweker*, Archivar *Franz Zimmermann*, Ingenieur *Karl Pick*, Lusttal bei Laibach.

4. Der Schriftentausch wurde eingeleitet mit:

Anthropologische Gesellschaft in Wien,
Slowenischer Geschichtsverein in Marburg,
Museums-gesellschaft des Königreiches Böhmen in Prag,
Akademie der Wissenschaften,
Anthropologische Kommission in Krakau,
Musealverein für Krain in Laibach,
Verein für Ostniederländische Volkskunde in Utrecht,
Zeitschrift *Deutsche Erde* in Gotha,
Fortbildungsverein in Berndorf,
Krauletz-Gesellschaft in Eggenburg,
Museumsverein in Waidhofen a. d. Ybbs.

b) Museum.

1. Museumsarbeiten.

Für die Ausstellung österreichischer Hausindustrie und Volkskunst im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie wurden rund 2000 Objekte teils aus der Aufstellung, teils aus den Reservebeständen von allen österreichischen Volksgebieten ausgewählt und im Österreichischen Museum zur Aufstellung gebracht. Die dadurch entstandenen Lücken in den Schausammlungen unseres Museums wurden aus den Reservebeständen wieder in entsprechender Weise vollständig ausgefüllt, so daß keinerlei Abgang zu bemerken ist.

Die Ordnung der Reservesammlungen nach den einzelnen österreichischen Kronländern wurde zu Ende geführt und bei dieser Gelegenheit die Provenienzbestimmung einer Reihe von unbestimmten Gegenständen auf Grund der vorhandenen Literatur vorgenommen.

2. Vermehrung der Sammlungen 1905.

(Schluß.)

Ethnographische Hauptsammlung.

32. 85 Stück mittelalterliche Tongefäßfragmente, zum größten Teil verziert und mit Marken versehen, aus Niederösterreich. Geschenk des Herrn *Ludwig Hans Fischer* in Wien.

33. *Spitzenmuster* aus Pago. Angekauft von Fräulein *Petronilla Ruccamarich* in Pago.

34. *Hausmodell* aus Gadenweit bei Neuhaus a. d. Triesting. Angekauft von Herrn *Jakob Jamurek* in Fahrenfeld.

35. 3 *Heiligenfiguren* aus Holz geschnitzt. — 2 *Glasbilder*. — *Leuchter*. — *Lichtputzschere* aus Nödersdorf in Niederösterreich. Angekauft von Herrn *Franz Mučnjak*.

36. *Männerrock*. — *Weste*. — *Paar Holzschuhe*. — *Messingkamm*. — *Wasserkrug*. — 2 Stück *Alpenkäse*. — 3 Stück *Käsemodel* aus Holz. — 2 *Holzlöffel*. — *Polsterüberzug*, rot gestickt, aus Stein in Krain. Angekauft von Herrn *Josef Stele* in Stein.

37. *Aufsammlungen im Küstenlande und Istrien* von Herrn Dr. M. *Haberlandt*.

I. Aus Grado und Umgebung: *Sessel*. — 2 *Bänkchen*. — 2 *Töpfe*. — *Krug*. — *Spinnrocken*. — *Spindel*. — *Fischreue*. — *Fischnetz*. — 2 *Fischkörbe*. — 2 *Arbeitskörbchen*. — 2 *Garnknäuel*. — 3 *Netznadeln*. — 6 *Maschenhölzchen*. — *Angefangenes Fischnetz nebst Netznadel*. — 2 *Messer*. — *Hacke*. — *Wasserschöpfer*. — *Austernfangnetz*.

II. Aus Santa Barbana: *Haspel*. — 3 *Spinnstäbe*. — *Spindel*. — *Feuerfächer*. — *Fäßchen*. — *Fischermantel*. — *Fischwehr*. — *Polentaholz*. — *Löffel*. — *Netzschwimmer*. — *Skapulier*. — *Wallfahrtsmünze*. — *Kreuzchen*. — *Bildchen*.

III. Aus Moschenizze: *Feuerhund*. — 2 *geschnitzte Bänkchen*. — *Schüssel*. — 4 *Tongefäße*. — 2 *Krüge*. — *Paar Holzschuhe*. — 5 *Spindeln*. — *Setzholz*. — *Weihbrunnen*. — 3 *Netznadeln*. — *Krögel*. — *Stock*. — 2 *Traggurten*. — *Getreidestampfe*. — *Weberbrettchen*. — *Blechbeschlag*.

IV. Von der Insel Gherso, mit Unterstützung des Herrn *Martin Heinz* gesammelt: *Weibliches Kostüm* aus Orlež. — *Männliches Kostüm*. — 2 *Paar Ohrringe*. — *Mütze*. — 4 *Halsschnüre* für Weiber aus falschen Korallen. — 4 *Weinkrüge*. — 2 *Kaffeekannen*. — 14 *Kaffeeschalen*. — *Zuckerdose*. — *Häferl*. — 32 *Schüsseln und Teller*. — *Öllampe* aus Messing. — 2 *Öllämpchen* aus Messing. — *Öllämpchen* aus Ton. — *Pfanngestell und Pfanne*. — 3 *Dreifüße*. — *Pfanne*. — *Seiher*. — 3 *Feuerzangen*. — *Feuerschaukel*. — *Kesselkette*. — *Wasserkrug*. — *Wassertraggefäß*. — *Haspel*. — 4 *Spinnstäbe*. — 4 *Spindeln*. — 4 *geschnitzte Schiffswimpel*. — *Blasrohr*. — *Paar Socken*.

38. *Votivbild*. Angekauft durch freundliche Vermittlung des Herrn Lehrers *Josef Blau* vom Pfarramt in Putzeried.

39. *Kollektion* aus Istrien von *Jaroslav Czech v. Czechenherz*. Geschenk. *Feuergestell*. — *Feuerhund*. — *Bratspießständer*. — *Stuhl*. — 5 *gelbe Wachsvotive*. — *Wallfahrtsmünze*. — *Kesseldeckel*.

40. 2 *hannakische Stickereien*. Angekauft von Herrn *Hermann Schön* in Ung.-Hradisch.

41. *Mütze* aus Leutasch, Tirol. Angekauft von Herrn *Alfred Wolfram* in Wien.

42. *Liebesbrief*, ausgestochen und bemalt. Geschenk des Herrn *Karl Reiterer* in Weißenbach.

43. *Wegverbot*, Mödling. Geschenk des Herrn Dr. M. *Haberlandt*.

44. 2 *Spindeln* mit Wolle, rumänisch. Geschenk von Herrn *Demeter Dan* in Straža.

45. *Frauenmieder*, reich gestickt, aus der Slowakei. Angekauft von Fräulein *Magdalena Wankel* in Prag.

46. *Kollektion* von *Franz Andreß* aus der Umgebung von Pilsen. Ankauf. 2 *Männerröcke*. — 2 *Hüte*. — *Mütze*. — *Hose*. — *Weste*. — 3 *Weiberröcke*. — 3 *Pelzjacken*. — *Lederjacke*. — *Leibchen*. — 3 *Hemden*. — 5 *Hauben*. — 2 *Halstücher* aus

Seide. — 9 *Kopftücher*, gestickt. — 4 *Stirnbänder*. — 2 *Schürzen*. — 2 *Schürzenmaschinen*. — 2 *Schuhmaschinen*. — 2 *Brautkronen*. — 2 *Haarreifen*. — *Paar Strümpfe*.

47. 62 *bemalte Ostereier* aus der Lundenburger Gegend. Geschenk des Herrn Lehrers *Benjamin Krobeth* in Oberthemenau.

48. *Silberspitze*, slowakisch. Geschenk von Frau *Eberl*.

49. *Kollektion* von Herrn *Robert Eder* aus Mödling. Geschenk. *Kruzifix*. — *Frauenhaube*. — 5 *verschiedene Pfennige*. — *Rosenkranz*. — 2 *Anhängsel*. — *Brieftasche*. — *Rückenkratzer*. — *Brillenfutteral*. — 8 *gedruckte „Segen“*. — 2 *Aquarelle*. — 3 *Kupferstiche*.

50. 5 *salzburgische Krampusgebäcke*. Geschenk von Herrn *Dr. Richard Heller* in Salzburg.

Bibliothek.

Die Vermehrung der Bibliothek betrug seit dem letzten Ausweis — abgesehen von den periodischen Fachzeitschriften — 89 Nummern, darunter Geschenke der Herren *Franz Andreß*, *Karl Reiterer*, *P. Dr. Franz Přikryl*, *Robert Eder*, *Fr. Krahuletz*, *Max Weißberg*, *E. Hausotter*, *Josef Blau*, *Dr. M. Haberlandt*. Mit 37 Museen oder Museumsvereinen in Deutschland und Österreich wurden die entsprechenden „Kataloge“ oder „Führer“ ausgetauscht.

Photographien und Bilder.

8. *Aufnahme von Schmucknadeln* aus Cortina. Geschenk des Herrn *Martin Gerlach*.

9. 15 *Photographien*, *Chodische Volkstrachten*. Angekauft von Herrn *Josef Blau* in Silberberg.

10. 8 *Photographien*, *Volkstypen der Bojken*. Geschenk des Herrn *Dr. J. Franko* in Lemberg.

11. *Aufnahmen von Leinwanddruckmuster, Stickereimuster und Ohrgehänge der Bojken*. Aufgenommen durch das Museum für österreichische Volkskunde.

12. *Vier Photographien von Raufwerkzeugen*. — *Zwei Photographien von Schlagringen* aus Oberösterreich. — *Photographie von einem rumänischen Ofen*. Aufgenommen durch das Museum für österreichische Volkskunde.

13. *Zwei Photographien, Rangeln in Zell am See und Portale der Kirche in Brezje*. Geschenk des Herrn Oberstleutnant *Ladislav v. Benesch*.

14. *Zwei Photographien von Fischerhütten* in Istrien. Geschenk des Herrn *Franz Seifert*.

15. *Zwei Aufnahmen von Bildern aus der Kirche* in Ricardo di Barbana. Geschenk des Herrn *Franz Seifert*.

16. *Zwei Aufnahmen eines istriatischen Herdes*. Geschenk des Herrn *J. Czech v. Czechenherz*.

17. 17 *Photographien von Häusern und Trachten* aus Krain und Südtirol. Ankauf.

18. *Aufnahme von Südtirolerinnen*. Ankauf.

19. 24 *Photographien mit Volkstypen* aus Bosnien. Geschenk des Herrn *Dr. Richard Heller* in Salzburg.

20. 93 *Photographien mit Volkstypen* von der Balkanhalbinsel. Geschenk des Herrn Hofrates *Dr. Franz Steindachner*.

Zusammen: 254 *Photographien*, 78 *Ansichtskarten und Zeichnungen*.

Sämtlichen Spendern wird hiermit der verbindlichste Dank für ihre wertvollen Darbietungen ausgesprochen.

3. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten weiters durch:

15. K. u. k. Artilleriekadettenschule. Zwei Abteilungen.

16. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.

17. Bürgerschule, XVII. Geblergasse 31.

Schluß der Redaktion: 15. Dezember 1905.

Sachregister.

- Abbeißen der Nägel 193.
Abdonstag (30. Juli), 166, 175.
Aberglauben im Angeltale, 188.
— krimineller, 195.
Adelstracht bei den Polen, 141.
Alpachtaltracht, 149.
Ansiedlern, Namen der Orte bei den, im Banat, 49.
Ansiedlungen, Deutsch-böhm., im Banat, 45.
Antoniring, 82, 83.
— Salzburg, 194.
Apostelschürze, 152.
Arme Seelen im Angeltale, 191.
Auffahren der kleinen Kinder auf dem Tische, 101.
Auferstehungsfest bei den Rumänen, 127.
Ausstellung österreichischer Hausindustrie und Volkskunst, 195.
— von Spitzen und Weißstickereien im Österreichischen Museum, 129.
Batiktechnik, 126.
Bauernhaus im Böhmerwalde, 119.
— der Slowenen, 51.
— in Solin (Dalmatien), 142.
Bauform in Dalmatien, 47.
— in Kroatien, 46, 141.
— in Syrmien, 141.
Bauernwaffe, 83.
Baumschütteln am Faschingdienstag, 189.
— am Johannistag, 190.
— am Weihnachtsabend, 189.
Beleuchtung im Egerländer Haus, 36.
Beleuchtungswesen, 200.
Benediktusring, 82.
Besuchsansage im Angeltale, 190.
Bienenschwärmen, 194.
Binden, 8.
Blitzaberglaube im Angeltale, 190.
Blockwerkbau, 50.
Bojken 17 ff., 23, 98.
— Brautrock bei den, 106.
— Brot bei den, 99.
— Brunnen bei den, 27.
— Brustschmuck bei den, 207.
— Dorfform der, 23.
Bojkenstube, Schmutz und Ruß der, 101.
Böser Blick im Angeltale, 188.
Bovist im Angeltale, 190.
Bräutigamstabakglas, 94.
Brisiltabak, 85.
Brustfleck, 7.
Bundschuh, 10.
Czerpak (Milchgefäß) der Goralen, 45.
Diebssegen im Angeltale, 190.
Dienstag im Angeltale, 191.
Dosen, birkenrindene, 93.
Drachensage, 37.
Dreikönigsspiel in Klosterneuburg, 32.
Druckmuster, Namen der, bei den Bojken, 106.
Druckmusterbretter bei den Bojken, 106.
Eieraberglauben bei den Rumänen, 127.
Eisen, bayrisches, 81.
Exkremente, 195.
Fachwerkbau der Polen, 49.
Familienhäuser, Teilungen der, bei den Bojken, 31.
Faschingsglauben im Angeltale, 189 f.
Fastenzeit bei den Rumänen, 125.
Faustwehren, 83, 84.
Feldarbeit der Bojken, 111.
Festtracht, 4.
Feuerrad bei den Slowenen, 125.
Fischerei bei den Bojken, 112.
Flogge, 146.
Freikugelngießen, 171.
Freischütz, 165.
Freitagsglauben im Angeltale, 191.
Friedhofessen bei den Rumänen, 128.
Garnwinde, 110, 134.
Gefäße, mittelalterliche, aus Mödling, 35.
Geld, Annageln von, im Angeltale, 190.
Gespensterbuch, 167.
Getreideschober in Kuzmin, 142.
Getreidespeicher in Syrmien, 142.
Gewehrverhexen, 170.
Goller, 147.

- Gründonnerstagsfeier bei den Rumänen, 125.
 Gurt, 8.
 Gürtel, 106, 154.
 „Gwaff“ (Salzburg), 194.
 Haare, rote, im Angeltale, 188.
 Haareinflechtung bei den Bojken, 108.
 Haartracht der Männer in Tirol, 16.
 — der Weiber in Tirol, 157.
 — der Weiber in Vorarlberg, 157.
 — der Weiber in Krakau, 139, 140.
 Haarwuchs im Angeltale, 188.
 Hafergrütze bei den Bojken, 99.
 Halsbänder aus Glasperlen bei den Bojken, 107.
 Halskrause, 12.
 Handelsverbindung der Bojken, 113.
 Harfe in Krain, 51.
 Haspel, 133.
 Hausform bei den Bojken, 27.
 Häusertypen Nordböhmens, 186.
 Hausforschung, Literatur der südslaw., 47.
 Hausgemeinschaft bei den Bojken, 28 ff.
 Hausindustrie, 195.
 — im Banat, 46.
 — in Dalmatien, 130.
 Heiliger Leib im Angeltale, 192.
 Heilsteine gegen Hundebiß, 191.
 Heimatskunde von Mistek, 40.
 — von Trübau, 40.
 Heizanlage, prähistorische, in Bosnien, 13 ff.
 Hemd, 5.
 Hemd der Bojken, 104.
 Hemdknöpfe der Bojken, 104.
 Heuberge der Bojken, 23.
 Heuschober der Bojken, 23.
 Hentrage, Ferkl, Salzburg, 130.
 Hochzeitsmützen in Krakau, 139.
 Hochzeitstänze im Egerlande, 36.
 Hofnamen im Egerlande, 36.
 Holzbauten, polnische, 49.
 Holzschlösser der Bojken, 102.
 Holzschüsseln der Bojken, 101.
 Holzstil von Zakopane, 45,
 Hosenträger, 8.
 Hutbänder, polnische, 139.
 Hutformen, 156.
 Huzulen, 22.
 Inhaus, Böhmerwald, 120.
 Jägeraberglauben, 169 ff.
 Johannisfeier bei den Slowenen, 122—124.
 Juppe, 5.
 Kamisol, 15.
 Kappelmützen, 157.
 Käsehütten in Krain, 52.
 Kittel, 5 ff., 152.
 Klagtücher, 147.
 Kleinbauernhaus im Böhmerwald, 11—20.
 Knospen (Holzschuhe), 10.
 Kometen im Angeltale, 188.
 Kommode (Haube), Schlesien, 131.
 Kopfbedeckung, 138.
 Kopfputz der Frauen bei den Bojken, 107.
 — der Mädchen bei den Bojken, 108.
 Kopfschuppen im Angeltale, 188.
 Kopftuch der Bäuerinnen von Krakau, 139.
 Knödelhut, 157.
 Kranlnatter, 37.
 Kräuter- und Arzneibuch, Mies, 202.
 Kres bei den Slowenen, 123.
 Kretscham, Nordböhmen, 186.
 Kreuze an den Türen bei den Bojken, 104.
 Kreuzleibl, 7.
 Kriegsflegel, 84.
 Krone, 154.
 Kugelgießen auf dem Kreuzwege, 171.
 Kugelsegen im Angeltale, 190.
 Kuhländchen, 40.
 Lausabergglaube im Angeltale, 193.
 Lebenabbeten im Angeltale, 188.
 Leibl, 7.
 Leichenbreiter, Salzburg, 116 ff.
 — Nachahmung der Menschenformen durch, Salzburg, 194.
 Leichname, unverweste, 192.
 Lein, 35.
 Leinhout, 37.
 Leinwanddruck, 106.
 Lemken, 22.
 Lentner F., 1.
 Les in Niederösterreich, 128.
 Lusern, 199.
 Mädchentracht im Bregenzerwald, 145.
 Mairegen im Angeltale, 188.
 Märchen, mährische, 136.
 Märchengebiete, 135.
 Märchenstudien, 135.
 Marken auf Gefäßen, Niederösterreich, 35.
 Meineidglauben, 195.
 Menschenhaut im Angeltale, 190.
 Mitteilungen, bosnische, 134.
 Mondphasen im Angeltale, 193.
 Morgenregen im Angeltale, 188.

- Museum für österreichische Volkskunde, 57, 59, 143.
 — Krahuletz-, in Eggenburg, 197.
 — in Mödling, 4.
 — Städtisches Carolino-Augusteum, Salzburg, 130.
 — Städtisches, in Freiwaldau, 131.
 Musealverein für Waidhofen a. d. Ybbs, 196.
 Mütze von Krakau, 139.
- Nahrung der Bojken, 98.
 Namengeben im Angeltale, 193.
 Nasenschlitzer, 85.
 Natternkönig im Angeltale, 192.
 Netze der Bojken, 113.
 Neujahrstag im Angeltale, 189.
 Niesen im Angeltale, 188.
- Ofenschüsselrennen im Böhmerwalde, 95.
 Ohrgehänge der Bojken, 108.
 Ohrklingen im Angeltale, 188.
 Orakel im Angeltale, 191.
 Orakelblumen bei den Slowenen, 123.
 Osterbräuche bei den Rumänen, 125, 127.
 Ostereier bei den Rumänen, 126.
 Ostereipecken bei den Rumänen, 128.
 Osterglocken bei den Rumänen, 128.
 Osterkerzen bei den Rumänen, 127.
 Ostermontag, Begießen mit Wasser am, bei den Rumänen, 128.
- Palmkätzchenschlucken im Angeltale, 190.
 Peter und Paulsgewitter, 194.
 Petter, Dr., 198.
 Pfaid, 5.
 Pfeifen der Bojken, 105.
 Pfeifenstoher, 105.
 Pferdehalfter bei Leonhardi-Ritten, 130.
 Pfingstreiten im Banat, 46.
 Pfingstreiten im Böhmerwalde, 95.
 Pfötschlhaube, 155.
 Planetenstellung, 176.
- Rauchabzug in den Bojkenhäusern, 101.
 Rauchfangmangel der Bojken, 101.
 Raufhandel in Oberösterreich, 82.
 Raufringe in Salzburg, 184.
 Raufwaffen, 83.
 Raufwerkzeuge im Innviertel, 81.
 Reibeisen für Tabak, 93.
 Riegl A., Prof., 132.
 Ringe bei den Bojken, 107.
 Ringelstrümpfe, 10, 153.
 Robler in Tirol, 81.
- Salzabergglaube im Angeltale, 188.
 Samiel, 168.
 Sammlungen aus Niederösterreich, 197.
 Schafkäse bei den Bojken, 100.
 Schalk, 147.
 Schappel, 153.
 Scheuer und Schupfen im Böhmerwalde, 120.
 Schlafen auf dem Tische, 101.
 Schlafstellen der Bojken, 101.
 Schlagring, 82.
 Schmalzler, 88.
 Schnupfen, 85.
 Schuhe der Bojken, 104.
 Schulanekdoten, 158.
 Schürzen der Weiber bei den Bojken, 106.
 Schürzenordnung, 152.
 Schwangerschaftsregeln im Angeltale, 193.
 Schwärzen der Fäden mit Kienruß bei den Bojken, 116.
 Schwedenkreuze in Schlesien, 131.
 Selbstmord der Winzer in Niederösterreich, 128.
 Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg, 21.
 Siedlungen, deutsche, in Südtirol, 199 f.
 — deutsche, in Oberitalien, 200.
 Siedlungsart der Bojken, 27.
 Sitten, deutsch-mährische, 38.
 Sitten und Bräuche in Niederösterreich, 198.
 Sonntag, 91.
 Sonnwendfeier bei den Slowenen, 123.
 Spitzen in Österreich, 129.
 Spitzenhausindustrie in Dalmatien, 130.
 Spitzhut, 11.
 Sprichwörter im Böhmerwald, 121.
 Stauche, 146.
 Steinkochen bei den Serben, 130.
 Sternsinger in Salzburg, 130.
 Stickereien in Österreich, 129.
 — in Niederösterreich, 198.
 Stickmuster der Bojken, 104.
 — auf Frauenärmel der Bojken, 106.
 Strohgeflechte der Bojken, 109.
 Stubeneinrichtung der Bojken, 100.
 Strickdreher, 134.
 Sudsteine, prähistorische, in Bosnien, 135.
- Tabakbeutel der Bojken, 105.
 Tabakgläser, 91.
 — Herstellung der, 92.
 Tabakmachen im Böhmerwalde, 87.
 Tabakscherm, 88.
 Tatzelwurmsage, 37.
 Teufelsabergglaube im Angeltale, 190 f.
 Totenbretter im Banat, 46.
 Totschläger, 83.

- Todaustreiben in Böhmen, 38.
 Tracht der Bojken, 103.
 — Krakauer, 138.
 Trachten in Schlesien, 131.
 — in Tirol, 2 ff.
 Tracht, weibliche, der Bojken, 105.
 Trachtenbilder, 2.
 Trachtenfest in Mähren, 39.
 Trachtentypen bei den Polen, 138, 140.
 Trafikant, 87.
 Traumorakel im Angeltale, 189.
 Trübes Wasser im Angeltale, 189.
 Unterrock der Frauen bei den Bojken, 106.
 Verchovynči, 23.
 Verein für österreichische Volkskunde, 142.
 — Jahresbericht 1904, 57.
 Viehzucht bei den Bojken, 111—12.
 Volksarbeiten, slowakische, 201.
 Volksfeste in Mähren, 39.
 Volksgeschichte, slawische, 158.
 Volkskunde der Schönhengstler, 41.
 Volkskundliche Schaustellung in Salzburg, 196.
 Volkskunst, deutsche, 43.
 — polnische, 44.
 Volksmärchen und Sagen in Böhmen, 47.
 Volksmedizin, 203.
 Volksspiele in Salzburg, 197.
 Volkstracht, 1.
 — im Gebirge, 145.
 Vorratstonnen bei den Bojken, 109.
 Vorstecktücher, Niederösterreich, 198.
 Walsertal, Weibertracht im, 147.
 Wangenschlitzer, 85.
 Webstuhl bei den Bojken, 110.
 Weiberjuppe, 148.
 Weiberschnupfen, 90.
 Weidmann setzen, 169.
 Weistümer, Tiroler, 42.
 Welschtirol, 199.
 Wiegeglauben, 193.
 Windfüttern im Angeltale, 192.
 Wirtel (Netzsenker) in Bosnien, 135.
 Wöchnerinnenglaube, 193.
 Wohnhaus in Friedland, 187.
 Wohnhäuser, zweizellig, 135.
 Zahnopfer im Angeltale, 189.
 Zauberblumen, 122.
 Zauberbücher, 170.
 Zauberhandlung, 176.
 — Erscheinungen bei der, 177.
 Zaubermittel gegen Weidmannsetzen, 170.
 Zauberprozeß im Böhmerwalde, 166.
 Zauberkreis, 176.
 Zechenwesen in Oberösterreich, 82.
 Zeisignest im Angeltale, 189.
 Ziermangel bei den Bojken, 109.
 Zigeunerglaube, 195.
 Zinngießer, Truhe der, in Schlesien, 131.
 Zylinderhüte, Krakau, 139.